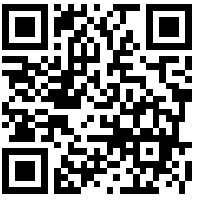
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY
SCHOOL

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrgang 4 Nr. 1/2 Auguſt 1930

no more published
of Jg. 4 until
Ser 2 - 1934 prox

ARCHIV FÜR SCHREIB- UND BUCHWESEN

Offizielles Organ der Internationalen Geſellſchaft
für Schrift- und Buchkunde

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Albert Schramm-Leipzig

Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1930

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Stöwesand, Rudolf: Buch und Buchstabe. Prinzipielles und Persönliches als Einführung 7

Bork, Ferdinand: Die Schrift der Karer 18

Herbst, Hermann: Johannes von Brakel. Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte des Benediktinerklosters Klus bei Gandersheim 31

Hommel, Hildebrecht: Die Handschriften der Stadtbibliothek Hof 47

Löffler, Karl: Zur Geschichte der abendländischen Schreibformen. Eine Würdigung des gleichbetitelten Buches von Hermann Delitsch 61

Mentz, Arthur: Römische und griechische Stenographie 67

Pfannmüller, Gustav: Westfälische Schreiberverse aus dem Jahre 1238 71

Schaible, Eduard: Abkürzung in Schrift und Sprache 73

Schreiber, Heinrich: Von der Goldschnittlyrik zum Schmetterlingsbuch. Orientalische Literatur in deutscher Ausstattung 82

Schubert, Johannes: Etwas über die Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schrift 93

Stöwesand, Rudolf: Der Schreibgriffel der Babylonier. Ein Bericht, abgestattet vor der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde anläßlich ihrer Jahresversammlung am 1. Dezember 1929 in der Universität Frankfurt a. M. 105

† Schramm, Hans Albert: Die Bücher und Schriften Albert Schramms. Eine bibliographische Zusammenstellung 116

Digitized by Google

Nunquam retrorsum

Beiträge zur Schrift- und Buchkunde
als Ehrengabe für Herrn Profeſſor Dr. Albert Schramm
anläßlich ſeines 50. Geburtstages am 5. Auguſt 1930

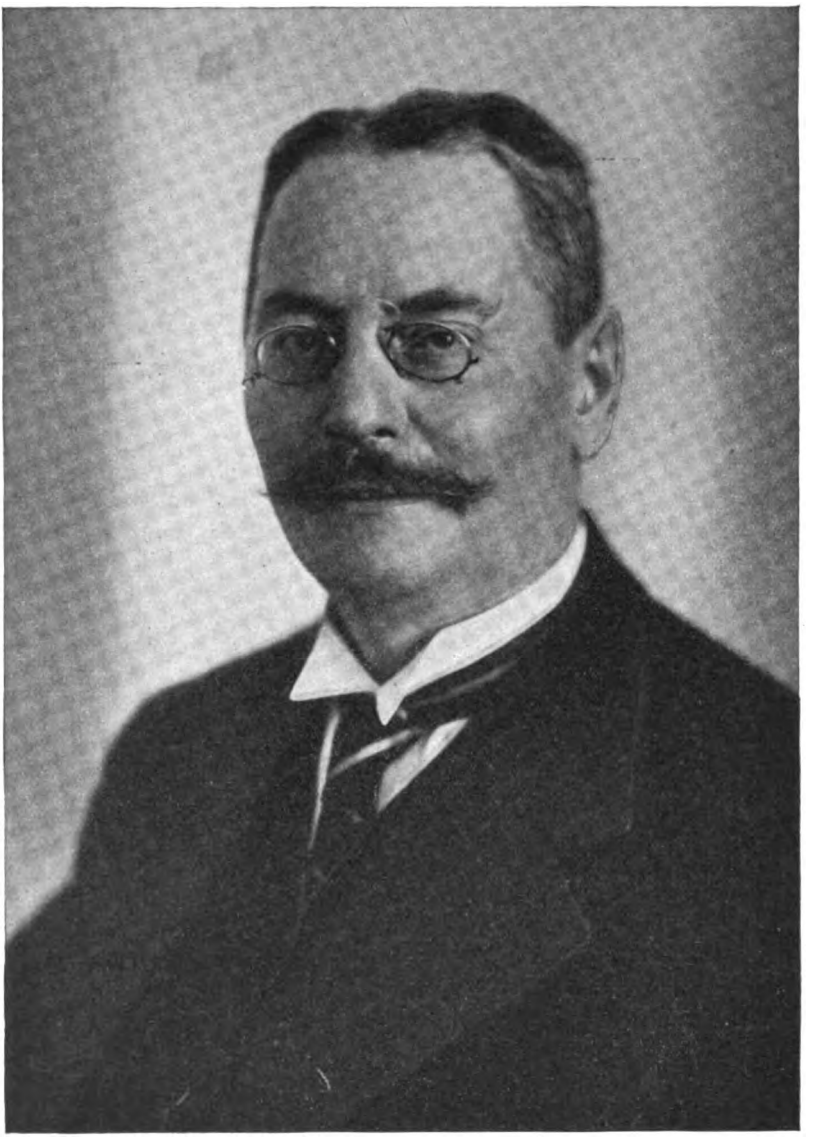
herausgegeben
von

Rudolf Stöweſand

Heckners Verlag, Wolfenbüttel
1930

Digitized by Google

Digitized by Google



Albert Schram.

Digitized by Google

Digitized by Google

Albert Schramm,

dem Manne der Buchkunde,

widmen dies Heft in dankbarer Verbundenheit

Bork, Ferdinand, Profeſſor, Studienrat, Königsberg i. P.

Herbſt, Hermann, Dr. phil., Bibliotheksrat, Stellvertreter des Direktors, Wolfenbüttel, Herzog-Auguſt-Bibliothek

Hommel, Hildebrecht, Dr. phil., Staatsbibliothekar, Würzburg, Univerſitätsbibliothek

Löffler, Karl, Dr. phil., Profeſſor, Oberbibliothekar, Stuttgart, Landesbibliothek

Mentz, Arthur, D., Dr. phil., Oberſtudiendirektor, Königsberg i. Pr.

Pfannmüller, Guſtav, D., Profeſſor, Oberbibliothekar, Darmſtadt, Landesbibliothek

Schaible, Eduard, Regierungsrat, Darmſtadt

† Schramm, Hans Albert, ſtud. phil., Wien

Schreiber, Heinrich, Dr. phil., Bibliothekar, Leipzig, Univerſitätsbibliothek

Schubert, Johannes, Dr. phil., Volontär, Leipzig, Univerſitätsbibliothek

Stöweſand, Rudolf, Dr. phil., Pfarrer, Starſiedel bei Lützen

Digitized by Google

Digitized by Google

Buch und Buchſtabe.

Prinzipielles und Perſönliches als Einführung
vom Herausgeber.

Buch und Buchſtabe ſind die Behälter, die der menſchliche Geiſt konſtruiert hat zu ſeiner eigenen Konſervierung, um ſich in ihnen zu erhalten und damit zu triumphieren über die Vergänglichkeit des Einzelindividuums, an das er einerſeits immer unlöslich gebunden iſt und mit dem er vergeht und von dem er doch andererſeits auf dieſe eine Weiſe abtrennbar wird und frei und bleibend.

Buch und Buchſtabe ſind die genialſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, denn ſie bedeuten nichts mehr und nichts weniger als den Sieg über den Tod.

Buch und Buchſtabe ſind die Schalen, in denen der menſchliche Geiſt ſich ſelber auffängt und weiter reicht von einem Geſchlechte der Sterblichen zum andern.

Es kann nicht meine Aufgabe ſein, hier den Nachweis dafür zu erbringen, daß die Erforſchung und Kenntnis des weiten Komplexes, den die Worte Buch und Buchſtabe etikettieren, eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft ſei. Das hieße Eulen nach Athen tragen, der Nachweis iſt erbracht. Schon liegt und zwar in allen Kulturſprachen eine auf den erſten Blick faſt verwirrende Fülle von Veröffentlichungen der mannigfachſten Art vor, die ſämtlich vom dickſten Nachſchlage- und Tafelwerk bis hin zum kurzen Zeitſchriftenaufſatz das Schreib- und Buchweſen behandeln. Gerade die letzten Jahrzehnte haben da mächtig voran gebracht. Glänzende Namen leuchten auf: Paul Schwenke, Konrad Haebler, Ernſt Vouilliéme, Hans Loubier, um nur wenige zu nennen; was dieſe Männer geleiſtet haben, bleibt. Und eine Schar von jüngeren Kräften iſt den verehrungswürdigen Altmeiſtern gefolgt, ununterbrochen ſind fleißige Arbeiter tätig, den ſtolzen verheißungsvoll begonnenen Bau weiter in die Höhe zu führen.

Unter ihnen, in vorderſter Reihe, König und Kärrner zugleich, wirkt der Mann, der nun auch ſchon 50 Jahre alt wird und dem aus dieſem Anlaß dieſe Blätter gewidmet sind: Albert Schramm. Er iſt es, dem die neue alte Wiſſenſchaft den kurzen einprägſamen ſchlag- und bildkräftigen Namen Buchkunde verdankt; denn das Wort Buchkunde, das, wie er definiert, „im weiteſten Sinne die Kenntnis vom Buch, vom geſchriebenen und gedruckten Buch und allem, was mit ihm zuſammenhängt,“ [1]) umfaßt, begreift als übergeordneter Sammelbegriff die Schrift mit, „ohne die das Buch keine Bedeutung hat“,[1]) ſo daß es in der Praxis gar nicht nötig iſt, die ausführlichere und deutlichere Bezeichnung Schrift- und Buchkunde, Schreib- und Buchweſen, Buch und Buchſtabe anzuwenden, Buch ohne Buchſtaben gibt es ja nicht.

Es iſt immer reizvoll, das Werden eines Menſchen zu betrachten. Nichts kommt dem dankbaren Entzücken gleich, mit dem eine Mutter, ein Vater das langſame ſtetige Wachſen des eigenen Kindes beobachten, nichts der inneren Befriedigung, mit der dem Hiſtoriker die Entwicklung von Geſcheh-

[1]) Schramm: Die Buchkunde an den deutſchen Univerſitäten. Zeitſchr. f. Buchkunde 1924 Jg. 1 S. 1. Die bibliographiſch genauen Titel aller oben aufgeführten Werke Albert Schramms enthält der Schlußaufſatz aus der Feder ſeines Sohnes.

Digitized by Google

niſſen und Menſchen deutlich wird. Fichte hat recht: Das höchſte Intereſſe des Menſchen iſt der Menſch.

Wie wurde Albert Schramm zu dem Manne der Buchkunde?

„Früh wächſt das Mark in den Knochen der Söhne des Romulus." Noch keine ſechs Jahre alt war das Knäblein, das, geboren als Sohn des Stadtakziſers am 5. Auguſt 1880 in Sindelfingen, Oberamt Böblingen, Königreich Württemberg, aber ſchon in früheſter Kindheit mit den Eltern nach Ehingen an der Donau verzogen, dort in der Klippſchule ſeine erſten i und n andächtig auf die Schiefertafel malte, freilich noch ohne zu ahnen, daß er dereinſt in beſonderer Weiſe der Welt der Buchſtaben verpflichtet ſein würde. Genau ſo wenig dachte der Gymnaſiaſt von Eßlingen am Neckar an ſolche Zukunft, als er im Jahre 1892 die Gabelsbergerſche Stenographie erlernte. Und doch erkennt die rückſchauende Beobachtung in dieſer ſcheinbar geringfügigen Tatſache das weſentlichſte Merkmal ſeines geiſtigen Habitus und die folgenſchwerſte Entſcheidung ſeines Lebens. Denn daß ſich der Knabe die Fertigkeit des Kurzſchreibens erwarb, das war keine Mußſache mehr wie das Schreibenlernen des erſten Schuljahres, das zwangsweiſe allen ABC-Schützen aufgenötigt wird, ſie mögen wollen oder nicht, das war freiwilliges Intereſſe an der Schrift, war Drang, nicht Zwang, und ſomit tut ſchon der Zwölfjährige ganz ſpontan und in freier Entſchließung den erſten Schritt auf der Bahn, die dann der Jüngling und Mann immer deutlicher als ſeine Bahn erkennen und ſchließlich unter energiſcher Abwendung von anderen Möglichkeiten der Lebensfahrt konſequent und zielbewußt beſchreiten ſollte.

Wie bezeichnend, daß der Tübinger Student der Theologie und Orientalia Zeit und Luſt fand, im Jahre 1899 in Stuttgart die Stenographielehrerprüfung zu beſtehen, daß er ſeine kirchengeſchichtlichen Studien zum Anlaß nahm, Origenes und die drei großen Kappadozier auf ihr Verhältnis zur Tachygraphie zu unterſuchen, daß er als Stenograph amtlich tätig war in der württembergiſchen Kammer der Abgeordneten und 1902 im braunſchweigiſchen Landtag? Wohl führte er das einmal übernommene Studium durch und brachte es zu ehrenvollem doppelten Abſchluß: Sommer 1903 beſtand er die erſte theologiſche Staatsprüfung, und Februar 1904 promovierte er in Tübingen zum Dr. phil. auf Grund ſeiner Diſſertation „Die paläſtiniſchen Ortsnamen im Alten Teſtament". Halten aber konnte ihn weder die Theologie noch Württemberg. Die Seſſion des ſächſiſchen Landtages von 1903 auf 04 ſah ihn als Hilfsſtenographen in Dresden, die ſtenographiſche Landesamtsbibliothek zugleich als freiwilligen Helfer.

Albert Schramm iſt nach Sachſen gekommen und in Sachſen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die erſte Etappe dort für ihn hieß Dresden, und ſein erſtes großes Arbeitsgebiet wurde — nun kein anderes als die Stenographie. Unter Verleihung der Staatsdienereigenſchaft, wie der amtliche Ausdruck lautete, am 1. Juli 1904 beim ſtenographiſchen Landesamte angeſtellt, am 7. Juni 1907 zum Aſſeſſor ernannt, am 26. April 1909 zum Regierungsaſſeſſor, war er dort faſt ein Jahrzehnt hindurch tätig, praktiſch bei Landtagen und Synoden, Stadtverordnetenverſammlungen und Kongreſſen, Stenographielehrerprüfungen und Vorbereitungskurſen für dieſe, vorwiegend aber literariſch. Sein Hauptverdienſt war

Digitized by Google

die Herausgabe der erſten Bände des Handbuches der ſtenographiſchen Literatur, zugleich des Kataloges der Landesamtsbibliothek, eine Arbeit einzig in ihrer Art, die leider nicht fortgeführt werden konnte, da die dazu erforderlichen ſehr großen Mittel aus Stenographenkreiſen allein nicht aufgebracht werden können. Genau ſo wichtig und bedeutend war ſeine Fürſorge für die Bunten Blätter, dieſe prächtigſte illuſtrierte ſtenographiſche Zeitſchrift der Welt, die er von 1907 bis 1914 in Gemeinſchaft mit Ernſt Ahnert herausgab. Außerdem war er ſelbſtverſtändlich dem amtlichen Organ des ſtenographiſchen Landesamtes, dem ſogenannten Korreſpondenzblatt, ein treuer und eifriger Mitarbeiter; neben der allmonatlichen Bücherſchau und vielerlei Kritiken ſtenographiſcher Werke lieferte er ihm zahlreiche Aufſätze zur Stenographiegeſchichte: über ſteinerne Zeugen für Tachygraphie im Altertum, Tachygraphie und Märtyrerakten, zur Tiroliteratur, über Hippolyte Prévost, Thomas Shelton, Trithemius. Viele Jahre hindurch bearbeitete er auch, nachdem er den Teil Württemberg des ſtatiſtiſchen Jahrbuches der Schule Gabelsberger abgegeben hatte, die Literatur der Schule Gabelsberger in demſelben Jahrbuche. Lehrbücher entſtanden unter ſeiner fleißigen Feder, ein Vademecum für Gabelsbergerſche Stenographie als kurzer Ratgeber für Vereinsvorſtände, Unterrichtsleiter und Stenographielehrer 1913, eine franzöſiſche Ausgabe Sténographie française d'après le système Gabelsberger-Rausser, die 1929 in 7. Auflage herauskam, ein Gölchenbändchen „Stenographie nach dem Syſtem Franz Xaver Gabelsberger", ein weiteres über die Redeſchrift desſelben Syſtems 1914. Fortſchrittlich und weitblickend wie er war, ſchloß er ſich ſofort nach ihrem Entſtehen der neuen deutſchen Einheitsſtenographie, der Reichskurzſchrift, an und trat als propagator und propugnator für ſie ein in ſeinem Lehrbuch und Leſebuch in Reichskurzſchrift, die beide als Reclambändchen eine ungeheure Verbreitung erfuhren, und in ſeiner Anleitung zum Gebrauch der Redeſchrift der deutſchen Einheitskurzſchrift 1930. On revient toujours à son premier amour. Es zog und zieht ihn immer wieder zu ſeiner alten Liebe, der Stenographie, hier iſt die Domäne, in der er wirkſam bleibt, auch nachdem er längſt nicht mehr dem ſtenographiſchen Landesamte angehörte und auf ein weiteres Arbeitsfeld geführt worden war.

Doch ehe davon die Rede ſein kann, muß erſt noch einer anderen geiſtigen Provinz gedacht werden, die ſein reger Geiſt betrat und eroberte: das Eſperanto. In Polen hatte der Warſchauer Augenarzt Dr. Lazarus Ludwig Zamenhof (1859—1917) das kühne auch ſchon von anderen verſuchte Projekt der Schaffung einer künſtlichen Weltſprache wiederum aufgegriffen und als Verwirklichung eines alten menſchlichen Traumes das Eſperanto erdacht. Von der Großartigkeit des Gedankens begeiſtert und frei von engen Bedenken trat Albert Schramm auf Zamenhofs Seite und ſetzte ſchnell entſchloſſen ſeine jugendliche Stoßkraft für die Bewegung ein. Er rief das Sächſiſche Eſperanto-Inſtitut ins Leben, das jetzt als Reichsinſtitut ſeinen Sitz in Leipzig hat, wurde ſein erſter Leiter, erſtattete Rechenſchaftsberichte und ſetzte die Einrichtung der Eſperantolehrerprüfung durch. Durch Unterricht und Vereinsgründungen, Verſammlungen und Vorträge innerhalb und außerhalb des Landes warb er für die Sache. Auch hier war ſeine Feder fleißig, er redigierte die illuſtrierte Zeitſchrift La Bela Mondo 1908/09, danach ab 1910 als eine „Zeitſchrift für Eſperantiſten und ſolche, die es werden wollen", zunächſt mit Siegfried Lederer

Digitized by Google

zusammen, dann allein „Rund um die Welt". Sein „Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto" liegt jetzt in 37. Auflage vor, sein viel später erschienenes „Fortbildungsbuch für den Esperantounterricht" in 3. Auflage. Den Höhepunkt seines Eintretens aber für diese Bewegung bedeutete der Weltkongreß von 1908, der Internationale 4. Kongreß, wie sein offizieller Name war, der unter dem Protektorate König Friedrich Augusts in Dresden stattfand. Den König als Protektor zu gewinnen für etwas, das immerhin problematisch war und ist, das war die erste Glanzleistung des Initiators dieses Kongresses Albert Schramm, die Art der Durchführung die zweite. 40 Nationen waren versammelt, an ihrer Spitze Zamenhof in Person. Ihnen allen predigte in der Kreuzkirche Lic. Dr. Kühn, jetzt Superintendent in Auerbach im Vogtlande, restlos von allen verstanden; 40 Nationen sangen das Laŭdu ni Dion. 40 Nationen sahen und hörten in der Hofoper, die der König zur Verfügung gestellt hatte, Goethes Iphigenie in der glanzvollen Übertragung Zamenhofs selber, aufgeführt durch Emanuel Reicher und seine Tochter Hedwig Reicher. Bei dem Ausflug nach Meißen kam Kotzebues Lustspiel „Die Unglücklichen" zur Aufführung, wobei die 11 Rollen von Vertretern der verschiedensten Nationen gespielt wurden, Herren und Damen aus Deutschland, Amerika, Schweden, Oesterreich, Catalonien, Frankreich, Polen, Finnland, England, Italien, Dänemark. Die prachtvoll gelungenen Festtage waren der Höhepunkt nicht nur des Eintretens Albert Schramms für das Esperanto, sie waren der Höhepunkt seiner gesamten Dresdener Tätigkeit überhaupt.

1913 verließ Albert Schramm Dresden und ging nach Leipzig, um hier das Amt eines Direktors des Deutschen Schriftmuseums und des Buchgewerbemuseums zu übernehmen, die beide vereinigt wurden, nachdem Johannes Schinnerer von der Verwaltung des Buchgewerbemuseums zurückgetreten war, und die etwas später, 1918, den neuen Namen Deutsches Museum für Buch und Schrift, kurz Buchmuseum, erhielten. Damit begann für ihn die zweite Etappe seiner Sachsenzeit, nach der Hauptstadt des Landes diente er nunmehr der Buchstadt, getreu dem genius loci und dem genius in seiner eigenen Brust widmete er sein Leben, das bisher der Schrift, zumal der Kurzschrift, ihrer Verbreitung und historischen Erforschung gegolten hatte, dem gesamten Schrift- und Buchwesen.

Vom 1. August 1913 bis zum 31. Dezember 1928 hat Albert Schramm die Stellung des Buchmuseumsdirektors innegehabt, und diese Mandel Jahre waren schwere und ungewöhnliche in jeder Beziehung. Daß er sofort bei seinem Amtsantritt gleichzeitig ehrenamtlicher wissenschaftlicher Direktor der großen Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik wurde, der sogenannten Bugra, in deren Zeichen Leipzig 1914 stand, war das erste, das vermehrte Arbeitslast brachte. Dann kam das Außergewöhnlichste vom Außergewöhnlichen, das tod- und verderbenbringende Trifolium Krieg, Revolution, Inflation. Ganz allein, seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter beraubt, die ihr Leben dem Vaterland zum Opfer brachten, mußte Albert Schramm neben seiner eigentlichen Arbeit am und im Museum die Bugra auflösen und abräumen, wobei es ihm gelang, vieles, was dort ausgestellt war, als Stiftung und Geschenkgabe für das Museum zu erhalten, so daß dieses mit einem Male den stattlichen Umfang von 88 Räumen annahm, für den die Stadt Leipzig zunächst die Betonhalle des Ausstellungsgeländes

Digitized by Google

zur Verfügung ſtellen konnte, bis auch ſie für Kriegszwecke gebraucht wurde und das Muſeum in dem gewaltigen Bau der Zeitzer Straße 8—14 Unterkunft fand. Hier lag es in den Tagen des Kapp-Putſches im Feuer der Aufſtändiſchen und der Reichswehr, ſo daß der Direktor das Schlimmſte für ſeine ängſtlich behüteten Schätze befürchtete; es wäre nicht das erſte Mal geweſen, daß ein bellum civile unerſetzliche Kulturgüter blindwütend zerſtört hätte. Die böſe Zeit war kaum glimpflich vorüber gegangen, da drohte ein neues Geſpenſt: die wahnwitzige Geldentwertung machte die Erſchwingung der Miete für die vielen Räume zu einer Unmöglichkeit, und zum zweiten Male mußte Albert Schramm umziehen — man mache ſich klar, was es bedeutet, allein mit unzulänglichen Hilfskräften mit einem Muſeum umzuziehen —, diesmal als Gaſt in den Weſtflügel der Deutſchen Bücherei am Deutſchen Platz. Dort iſt das Muſeum noch jetzt, auf das äußerſte eingeengt; hoffentlich kann ihm bald ein würdiges eigenes Haus gebaut werden. Es wird kaum je wieder ein Muſeumsdirektor mit ſolchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, wie ſie Albert Schramm ſich gegenüber ſah in den ſchweren Jahren ſeiner Amtszeit. Dabei hat er nicht nur ehrenhaft behauptet, was ihm überantwortet war, er iſt im Gegenteil — das wurde ſchon angedeutet — noch darüber hinaus semper Auguſtus, allezeit Mehrer des Reichs, geweſen und hat das ihm anvertraute Inſtitut ebenſo gefördert wie die Wiſſenſchaft, der es dient, die Buchkunde.

Das vornehmſte Hilfsmittel dazu wurde ihm die Bugra. Der Aufbau der Kulturhalle brachte ihn genau wie ihr Abbau in Verbindung mit der Welt und ihren Wiſſenſchaftlern. Es iſt nur zu erklärlich, daß ſein Gelehrtenherz höher ſchlug vor dem großartigen Anſchauungsmaterial, wie es auf der Bugra in einer bisher nie erreichten Vollſtändigkeit vor Augen lag, und daß er alles daran ſetzte, davon zur Bereicherung ſeines Muſeums zu erlangen, was nur möglich war, weil es ja auch wirklich jammerſchade geweſen wäre, wenn das mit ſolchem Fleiß und Wiſſen Zuſammengetragene wieder in alle Winde verweht worden wäre. Ein zweites Hilfsmittel, Beziehungen in die Ferne zu erlangen und für das Muſeum nutzbar zu machen, bot ihm ſein perſönliches Verhältnis zu dem bekannten Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes der Bethmannzeit von Kiderlen-Wächter; der Diplomat, Tübinger Normanne wie Albert Schramm, lieh gern dem Bundesbruder ſeinen Einfluß, indem er die deutſchen Amtsſtellen im Ausland anwies, den Sammelwünſchen des Leipziger Buchmuſeumsleiters bereitwilligſt entgegenzukommen. Das reichhaltige chineſiſche Gelehrtenhaus einſchließlich der koſtbaren großen Wandſchmuckrolle, die das von der 1908 verſtorbenen Kaiſerin-Witwe, der langjährigen Regentin Chinas, eigenhändig ſchwungvoll gemalte Glücksſymbol Langes Leben trägt, hat durch ſolche Vermittlung ſeinen Weg nach Deutſchland gefunden. In gleicher Weiſe verhalfen ihm ſeine Eſperantiſtenfreunde zu indiſchen Palmblattbüchern von den einfachſten im Holzumſchlag bis zu den wertvollſten in ſilberbeſchlagenen und edelſteinbeſetzten Deckeln; es halfen ihm die Miſſionare von Baſel zu Botenſtäben aus Afrika und zu jener merkwürdigen Schrift, die der intelligente Ndzoya von Bamum in Kamerun in unſeren Tagen für ſein ſchwarzes Volk erfunden hat — von allem anderen ganz zu ſchweigen.

Digitized by Google

So an der Quelle ſitzend wie kaum ein anderer, war Albert Schramm, ſeit 1915 übrigens Profeſſor, ſtets lebhaft bemüht, den reichſprudelnden Born auszuſchöpfen und zu ihm heranzuführen. Mit Aufſätzen zur Bugra begann er, er ſchrieb über die internationale Stenographieausſtellung dort, das Eſperantohaus, das ruſſiſche Haus, die Ausſtellung der deutſchen Kolonien, die Hausbibliothek des Kaiſers, das Schrift- und Buchweſen der Mittelmeerkulturen. Das Buchmuſeum ſelbſt erſchloß er durch mehrere Führer, ſeine Geſchichte durch die ſehr inſtruktive Darſtellung „Das Buchmuſeum zu Leipzig 1885—1925", ſeine Wiegendrucke durch den Inkunabelkatalog von 1925. Ein beliebtes Lehrbuch wurde der bei Quelle & Meyer erſchienene Band Schreib- und Buchweſen einſt und jetzt. Zum lutheriſchen Weltkonvent von 1923 ſchuf er — zuſammen mit dem Inſpektor der Leipziger Miſſion, jetzigen Oberpfarrer in Chemnitz, Gerber — die Feſtſchrift der Illuſtration der Lutherbibel. Die illuſtrierten Bibeln der Inkunabelzeit hat er geſondert behandelt, ebenſo Günther Zainer in einem gründlichen ſehr leſenswerten Aufſatz in Werden und Wirken, der großen Feſtſchrift zu Karl Wilhelm Hierſemanns 70. Geburtstag. Sein standard work aber iſt der Bilderſchmuck der Frühdrucke bei Hierſemann; von dem auf 28 Bände berechneten Rieſenwerk liegen bisher 12 mächtige Folianten vor. An Neudrucken in Fakſimile brachte er das Donatblatt heraus, das im Beſitze des Buchmuſeums iſt, den Ackermann von Böhmen Konrad Fyners, den Tuberinus Günther Zainers, den Totentanz vermutlich Heinrich Knoblochtzers, den Brief Graf Eberhards im Barte an Herzog Siegmund von Oeſterreich Michael Greyffs, das japaniſche Kamisuki Choho-ki (zu deutſch: Bequemſtes Handbuch der Papierherſtellung) von Jahre 1798 von Kunihigashi Jibei. Der Krieg bot ihm Stoff zu zwei größeren Arbeiten, einer Zuſammenſtellung aller Kriegszeitungen, ſoweit er ihrer oder Nachrichten über ſie habhaft werden konnte, und des Kriegsnotgeldes, ferner zu einer eigenen Kriegszeitſchrift Die Heimatpoſt. Auch daß er ſich mit der Blindenſchrift und der Schaffung von Blindenliteratur beſchäftigte, war eine Folge des Krieges und ſeiner Verwüſtung am menſchlichen Leibe.

Über dem allem kam das rein Äußerliche der Verwaltung, wie es der eigentümliche Doppelcharakter des Inſtituts als eines Muſeums der Bücher, eines Muſeums alſo und einer Bibliothek, bedingt, das Muſeums- und Bibliothekstechniſche, keineswegs zu kurz. Schon die Bibliothek des ſtenographiſchen Landesamtes in Dresden verdankte ihm außerordentlich viel: ihre vollſtändige Neuordnung und Neueinteilung, ihre Ausſtattung mit Mobiliar und Katalogeinrichtungen, ihre ſorgfältige Verwaltung und Vermehrung. Ähnlich durchgreifende Änderungen führte er in der Bibliothek des Buchmuſeums ein; daß heute neben dem bis dato nur allein vorhandenen alphabetiſchen Katalog, der unter ihm ſtreng nach den Preußiſchen Beſtimmungen durchgeführt worden iſt, ein Standortskatalog in 34 Bänden exiſtiert, ein Schlagwortkatalog, ein Künſtlerkatalog, einige Kataloge für die einzelnen Abteilungen, ſeit 1918 auch eine nach Schlagworten geordnete Kartothek über alle wichtigen Zeitſchriftenaufſätze, die Buchkunde und Kunſt betreffen, das iſt ſein Werk. Eigene Veröffentlichungen techniſcher Art ſind ſeine Bugrabibliographie, die Zuſammenſtellung der deutſchen Verlage in „Deutſchlands Verlagsbuchhandel" und der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt

Digitized by Google

in der von ihm beſorgten zweiten Auflage des Pantheon. Er iſt der Begründer und Herausgeber des Jahrbuches der deutſchen Muſeen, das 1930 im 3. Jahrgang da iſt; er iſt der Bearbeiter der Bibliographie der Muſeumskunde, des 1929 neu erſtandenen amtlichen Organs des deutſchen Muſeumsbundes.

Mit dem 1. Januar 1929 ſchied Albert Schramm vom Buchmuſeum und übernahm am ſelben Tage hauptamtlich die Leitung der Bibliothekarſchule, die er bisher bereits nebenamtlich verwaltet hatte. Schon immer nämlich hatte dem weitblickenden Praktiker die Heranbildung geeigneten Nachwuchſes für den immer ſtärkere Anforderungen ſtellenden Bibliotheks- und Muſeumsdienſt ſehr am Herzen gelegen, ſchon immer hatte er auf die Begründung einer ſelbſtändigen Bibliothekarſchule gedrängt; und ſchließlich war es ſeiner nimmermüden Energie gelungen, trotz vieler Einwendungen und Bedenken, ja trotz des Krieges im Jahre 1915 ihre Einrichtung durchzuſetzen. Er erreichte auch bald die Krönung dieſes ſeines Werkes dadurch, daß das ſächſiſche Kultusminiſterium im September 1917 eine bibliothekariſche Staatsprüfung für den mittleren Dienſt einführte, der nebenbei bemerkt die für den höheren Dienſt 1919 folgte, und ein ſtaatliches Prüfungsamt einſetzte, in dem er, von Anfang an hineinberufen, jetzt noch als letzter der erſten Mitglieder ſitzt. Hunderte von dankbaren Schülern und Schülerinnen ſind ſeit der Zeit in ſeinen Vorleſungen und Vorträgen, auf ſeinen Führungen und Studienreiſen geweſen, hunderte werden es — ſo hoffen wir — in Zukunft noch ſein, denn die Bibliothekarſchule hat ſich von Anfang an einer ſtetigen Blüte zu erfreuen gehabt, und auch ihr gegenwärtiger status iſt erfreulich wie je.

Unter ſolchen Auſpizien verläßt Albert Schramm das erſte Halbjahrhundert ſeines Lebens, ſo ſchreitet er hinein in das zweite, der Sohn des Württemberger Landes, den er auch in Sachſen nie verleugnet hat in ſeiner temperamentvollen Beweglichkeit, der wackere Schwabe, der ſich nit forcht, ſondern aufrichtig und gerade ſeine Meinung ſagt, auch dann, wenn er damit aneckt, viel zu ehrlich, um tayllerandhaft die Sprache dazu zu mißbrauchen, ſeine Gedanken zu verbergen. Damit hat er manche befremdet und manche gewonnen, wie es denn immer auf die Art ankommt, mit der man Menſchen und Dinge beſchaut, ob mit konvexer oder konkaver Brille oder gar natürlich mit den geſunden Augen. Albert Schramm iſt immer ein natürlicher Menſch geweſen und ein natürlicher Menſch geblieben, umgänglich und zugänglich, ohne Kothurn und Stelzen, gleich aufgeſchloſſen Menſchen und Problemen gegenüber, in keiner Weiſe eng oder einſeitig, ein großer Anreger zu vielen Monographien[1]) und Doktorarbeiten, genau ſo feſſelnd in der Unterhaltung wie in der Vorleſung, hier auch geſchätzt um der Späne willen, die ſo nebenbei abfallen, der aufſchlußreichen Exkurſe wegen über das und jenes, was er neben dem eigentlichen Thema in intereſſanter Plauderei zu ſagen weiß. Seine ermutigende Güte haben alle ſpüren, ſeine freundliche Hilfsbereitſchaft viele erfahren dürfen.

[1]) Ich darf hier dankbar bekennen, daß auch meine eigene Arbeit „Der heutige Beſtand der Welt an Gutenbergbibeln mit beſonderer Berückſichtigung derer in den alten Einbänden“ (Archiv für Schreib- und Buchweſen, Sonderheft Nr. 2, 1929) auf ſeine Anregung zurückgeht. „Sie könnten eigentlich mal alles zuſammenſtellen, was wir über die noch exiſtierenden Gutenbergbibeln wiſſen“, ſagte er eines Tages. Und das habe ich dann getan.

Digitized by Google

Mit dankbarem Stolze mag er zurückblicken auf das erste Halbjahrhundert seines Lebens, das Mühe und Arbeit war und darum köstlich. Denn was gibt es Schöneres auf der Welt als Mühe um Dinge, die einem der Mühe wert sind, und Arbeit, die man von innen heraus tun muß, weil man einfach nicht anders kann! „So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen, so sagten schon Sibyllen und Propheten; und keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt." Das zwölfjährige Kind schon hob sein Genius auf den rechten Weg; noch mit verbundenen Augen, in seinem dunklen Drange unbewußt dessen, was ihm geschehen war, tat er die ersten Schritte. Doch als die Binde fiel, da durchdrang sein sehender Blick je mehr und mehr das weite Gebiet seines Königreiches, da schritt er munter fürbaß, da griff er fleißig zu, auch Kärrnerarbeit nicht verschmähend, vom Groschenbüchlein und Reclamheft bis hin zum Riesenfolianten reicht sein bibliographisches Werk. Und sehend und ein Seher ist er geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn das ist es, was ihn besonders auszeichnet und ganz und gar für ihn charakteristisch ist, die intuitive Sicherheit, mit der er Ziele sieht und Ziele steckt. Und dann brausen die schnellen Rosse seiner lebendigen Phantasie mit ihm davon, er sieht im Geiste schon all das vollendet, was in Wirklichkeit noch kaum oder gar nicht begonnen ist, er ist schon mitten drin in der Zukunft und schaltet und waltet in ihr wie in der Gegenwart. So sah auch Zeppelin, sein großer Landsmann, sein wirkliches Luftschloß schon wirklich in der Luft fliegen, hörte das donnernde Lied der Propeller und stand am Steuer — und es war doch noch keine Aluminiumrippe an der anderen, und die Leute lachten über ihn und schimpften ihn einen Narren. Solchen Tadel hat sich noch jeder gefallen lassen müssen, der weiter sieht als die Mitwelt; doch ist durch seine Tatkraft aus dem Traume wirklich Wirklichkeit geworden, dann haben die klugen Andern das alles natürlich schon lange vorher gewußt. Indes hat sich noch niemand, den der Genius trieb, von den Vielzuvielen irre machen lassen, und Albert Schramm zumal, soviel er auch schon erreicht und geleistet hat, hängt mit leidenschaftlicher Zähigkeit an dem, was noch erreicht werden muß. Voller Pläne geht er hinein in das zweite Halbjahrhundert seines Lebens, und ihr vornehmster ist die Sorge um die Wissenschaft vom Buch und Buchstaben, *seine* Wissenschaft, der er nun einmal in besonderer Weise verbunden ist.

Noch hat sie ja nicht die ihr gebührende Stellung. „Wenn *ein* Wissenszweig an den deutschen Universitäten im argen liegt, so ist es die Buchkunde." Diese Worte, mit denen er in dem großen Einleitungsaufsatze „Die Buchkunde an den deutschen Universitäten, Anregungen auf Grund einer Rundfrage" den ersten Jahrgang seiner Zeitschrift für Buchkunde im Jahre 1924 wie mit einem Fanfarenstoß eröffnete, gelten leider noch heute. Noch ist dies Wort Buchkunde, das er empfohlen hat, nicht in die neusten Auflagen des Brockhaus und Meyer hineingedrungen: sie kennen nur Buch und Buchkunst. Wohl gibt es Professoren der Bibliothekwissenschaft in Berlin, Leipzig, München, Göttingen, Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Bonn, sogar einen Lehrstuhl für Buchhandelsbetriebslehre seit 1925 an der Handelshochschule Leipzig, es gibt Lektoren der Stenographie, aber die Buchkunde als Buchkunde hat noch an keiner Universität einen beamteten Vertreter.

Digitized by Google

Merkwürdig berührt das, wenn man von den Arbeiten eines Schwenke, Haebler, Loubier, Vouilliéme, Schramm herkommt; unwillkürlich hält man dieſe tiefgründigen Forſcher für Zierden irgendeiner Univerſität. Aber das ſind ſie nicht; ſie ſind Lehrer ohne Katheder, Profeſſoren ohne Profeſſuren. Deutſchland hat noch immer keinen Lehrſtuhl für Buchkunde. Und dabei iſt die Zeit erfüllt, die Wiſſenſchaft der Buchkunde iſt da mit all ihren zahlreichen Unterdiſziplinen: Geſchichte der Schrift von der Paläographie und Tachygraphie bis hin zur Stenographie, Geſchichte des Druckes, Inkunabelkunde, Geſchichte des Buchhandels, Buchkunſt, Einbandforſchung — all dieſe Arbeitsfelder werden fleißig beſtellt und beackert, Jungmeiſter ſind an die Seite der Altmeiſter getreten, die Arbeit fleckt, die Wiſſenſchaft blüht — aber noch immer hat kein deutſches Land die Nötigung verſpürt, dem lange Vorhandenen die gebührende ſtaatliche Anerkennung zu geben.

Man wende nicht ein, das arm gewordene Deutſchland könne ſich ſolchen „Luxus“ nicht leiſten. Das iſt ja gerade der Jammer, daß man in der Tat nahe daran iſt, die ſtaatliche pflegeriſche Fürſorge für Wiſſen und Wiſſenſchaft als Luxus anzuſehen. Es war zu Beginn dieſes Jahres, daß der zuſtändige Referent eines Volksbildungsminiſteriums wörtlich zu mir ſagte: „Die neue Regierung wird eine ausgeſprochene Sparregierung ſein; darunter leiden natürlich in erſter Linie die kulturellen Belange.“ Was ſind das für barbariſche Worte: „Natürlich in erſter Linie die kulturellen Belange!“ Darf es dahin kommen, daß danach in der Praxis verfahren wird?!

Und dabei iſt es durchaus möglich, ſo gut wie koſtenlos den notwendig gewordenen buchkundlichen Lehrſtuhl zu errichten und zu beſetzen.

Auch dafür weiß Albert Schramm Rat, der unermüdliche Vorkämpfer nicht nur der materia, ſondern auch der forma ſeiner Wiſſenſchaft.

Wie er die materia beherrſcht, das beweiſt ſein Leben und Werk. Wie er ſich faſt väterlich um ſie kümmert, das beweiſen im beſonderen ſeine nie abreißenden Bemühungen, die weit auseinandergezogenen und darum für ſich allein faſt auf verlorenem Poſten ſtehenden zahlreichen Mitarbeiter und Intereſſenten zu einer ſtarken Einheitsfront zuſammen zu ſchließen. Zu dieſem Zwecke rief er ſeine erſte Zeitſchrift „Archiv für Schriftkunde“ ins Leben, aber der Krieg machte ſie ihm kaputt. Er wartete die Inflation ab und gründete eine zweite, die er „Zeitſchrift für Buchkunde“ nannte, 1924. Nachdem auch ſie innerverlegeriſchen Schwierigkeiten, die mit der Sache nichts zu tun hatten, 1925 zum Opfer gefallen war, warf er nicht etwa die Flinte ins Korn, ſondern ſchuf eine dritte, das nunmehr im 4. Jahrgang erſcheinende „Archiv für Schreib- und Buchweſen“, das er mit Sonderheften ausbaute, von denen jetzt gerade das fünfte im Druck iſt. Und um den ſo geſammelten engeren Kreis der eigentlichen Mitarbeiter hat er in der Erkenntnis, daß ein deutſcher Verein für Buchweſen und Schrifttum für die alle Kulturvölker umfaſſende Wiſſenſchaft eine zu ſchmale Baſis bilde, den weiteren Kreis der Intereſſenten konzentriſch herumgeſchloſſen in der Internationalen Geſellſchaft für Schrift- und Buchkunde, die auf ſeine Initiative Oktober 1928 in der alten Buchſtadt Frankfurt a. M. zuſammentrat und zu deren erſtem Präſidenten er gewählt worden iſt.

Digitized by Google

Albert Schramm ist eben nicht der Mann, der das Ziel hoch oben in die Wolken malt und es sich nicht im geringsten angelegen sein läßt, wie man dahin kommt. Er ist noch immer trotz seines leuchtenden Idealismus Realpolitiker gewesen, der mit den vorhandenen Mitteln zu rechnen und hauszuhalten weiß und in seinem schon genannten Aufsatze „Die Buchkunde an den deutschen Universitäten" Vorschläge gemacht hat, so einfach und einleuchtend, daß man sich wundert, warum nicht schon lange nach ihnen verfahren ist.

Zunächst freilich sieht es so aus, als fordere er das völlige Unmögliche, wenn er verlangt, daß sich die Universitäten gleich ein ganzes Institut für Buchkunde angliedern sollten. Doch schränkt er diese These sofort dahin ein, daß ein solches Institut natürlich nicht für alle Universitäten in Frage käme, sondern nur für diejenigen, in deren Städten das Buchgewerbe blühe, also etwa Berlin, München, Leipzig, Frankfurt a. M.

Hierbei faßt er nun den Begriff Buchkunde im allerweitesten Sinne, indem er zu der eigentlichen Buchkunde, welche Schrift, Druck, Inkunabelwesen, Buchhandel, Buchkunst, Einband befaßt, noch zwei weitere Gebiete dazu nimmt, zum ersten die schon bestehende Bibliothekwissenschaft, also Bibliotheksverwaltungslehre, Bibliographie, Geschichte der Bibliotheken, und zum zweiten das gesamte Buchrecht, das bisher innerhalb der juristischen Fakultät seine Stätte hat, das Urheberrecht und Verlagsrecht in seinen Verzweigungen in Deutschland und der übrigen Kulturwelt. Es läßt sich darüber streiten, ob für solchen Oberbegriff der Ausdruck Institut für Buchkunde ganz glücklich gewählt ist. Nimmt man ihn, so nimmt man ja damit der eigentlichen Buchkunde den ihr und nur ihr zukommenden Namen. Ich würde deshalb vorschlagen, das geplante Institut, um Mißverständnisse von vornherein auszuschließen, nicht Institut für Buchkunde, sondern Institut für Buchwissenschaft zu nennen und diese Buchwissenschaft dann sich in die drei großen Unterabteilungen der Bibliothekwissenschaft, Buchkunde und Buchrecht gliedern zu lassen.

Wie aber soll nun, that is there the question, ein solches Institut für Buchwissenschaft finanziert werden? Nichts leichter als das, sagt Albert Schramm, man besetze es lediglich mit ehrenamtlichen Dozenten, d. h. mit Honorarprofessoren! Jede der genannten Universitätsstädte hat ja bereits Männer, die, in der Bibliothek oder sonst angestellt, schon in der Buchwissenschaft arbeiten, von niemandem geheißen, aus Lust und Liebe zur Sache. Das sind die gewiesenen Professoren. Man belasse sie in ihrer Stellung, erteile ihnen aber zugleich den amtlichen Lehrauftrag für Buchwissenschaft an der Universität, und das Institut ist fertig. Fürwahr eine verblüffend einfache Lösung, das Ei des Kolumbus.

Um hierfür ein Beispiel aus der Praxis zu geben: in Leipzig ist das Institut für Buchwissenschaft de facto schon seit Jahren da, wenn auch noch nicht de jure und dem Namen nach, seitdem nämlich die Kurse für den höheren bibliothekarischen Dienst bestehen. Das ist seit etwa einem Jahrzehnt der Fall, und an ihrer Einrichtung ist Albert Schramm, der Initiator der Bibliothekarschule für den mittleren Dienst und ihr Leiter, ebenfalls nicht ganz unbeteiligt; ich erinnere nur an seinen Aufsatz im Korrespondenzblatt des akademischen Schutzvereins „Einige Worte über die Ausbildung

Digitized by Google

der Bibliothekare", in dem er einer gemeinſamen Vorbereitung der Bibliotheks-, Muſeums- und Archivbeamten ein beachtliches Wort redet; und an der Durchführung ſolcher eben genannten bibliothekariſchen Kurſe iſt er ſogar ſehr ſtark beteiligt. Denn während der Direktor der Univerſitätsbibliothek in ſeiner Eigenſchaft als ordentlicher Profeſſor für Bibliothekwiſſenſchaft dies Gebiet traktiert, lieſt Albert Schramm als der gewieſene Fachmann über Buchkunde, und es wäre nicht ſchwer, den betreffenden Juriſten der Univerſität als Dozenten für Buchrecht dazu zu fügen. Ähnlich günſtig wie in Leipzig liegen die Verhältniſſe in Berlin, München und Frankfurt a. M. Die zu ſolchen Inſtituten gehörenden Sammlungen und Handbibliotheken hat wiederum Leipzig in beſonderer Weiſe in ſeinem Buchmuſeum, in der Univerſitätsbibliothek und in der Deutſchen Bücherei; aber auch Berlin, München und Frankfurt a. M. verfügen in ihren Staats- und Univerſitätsbibliotheken über all die Schätze, die dazu nötig ſind.

Damit ſtünden wir dicht vor der Verwirklichung der alten Ziele Albert Schramms, dicht vor der Errichtung eines buchkundlichen Lehrſtuhles, dicht vor der Errichtung eines ganzen Inſtituts für Buchwiſſenſchaft. Aber wie ſo oft im Leben iſt es auch hier: der letzte ſcheinbar leichteſte Schritt iſt in Wirklichkeit der ſchwerſte. Sechs Jahre ſind ſeit jenem hallenden Fanfarenruf verfloſſen, und noch immer nicht hat die Buchkunde die ihr zukommende äußere Anerkennung als Wiſſenſchaft im Rahmen der universitas literarum erhalten. Der Kampf um Buch und Buchſtabe iſt noch nicht zu ſeinem ſiegreichen Ende geführt. So bleibt uns nichts anderes übrig, als mit dem verehrten Lehrer und Freund von neuem Panier aufzuwerfen und weiter zu fechten, und die Loſung kann keine andere ſein als die: Jungs, holt faſt! Nunquam retrorsum!

Digitized by Google

Die Schrift der Karer.

Von Ferdinand Bork.

In der von dem vielgewundenen Maiandros begrenzten Landſchaft Kleinaſiens wohnten im Altertum die Karer. Man weiß nicht gerade viel von ihnen. Ihre große Zeit ſcheinen ſie gehabt zu haben, als ſie von Pſamtik im 7. Jahrhundert v. Chr. nach Ägypten gerufen wurden, um unter ſeinen Fahnen zu kämpfen und die Aſſyrer aus dem Lande zu werfen, die nach Aſſurachiddins glücklichen Feldzügen das Nilland beherrſchten. So iſt es gekommen, daß wir, von wenigen Inſchriftfunden auf kleinaſiatiſchem Boden abgeſehen, die meiſten kariſchen Schriftdenkmäler gerade aus Ägypten kennen.

Obwohl etwa 75 verſchiedene Graffiti und Inſchriften vorliegen, gibt es doch keine beachtliche Darſtellung der kariſchen Schrift und der kariſchen Sprache. Beide Probleme müßten eigentlich gemeinſam behandelt werden. Jedenfalls muß bei Fragen der Schrift oft die Grammatik und die Sprachwiſſenſchaft das entſcheidende Wort ſprechen. Nun iſt freilich unſer bisheriges Wiſſen um das Kariſche recht unbedeutend. Mit Sicherheit kannten wir außer einigen Vokabeln nur ein Poſſeſſivſuffix, das ich *.oo*[1]) leſe. Aber gerade dieſes Suffix wird uns weiterhelfen.

Die kariſchen Inſchriften verdanken wir der unvergleichlichen Umſicht und dem unermüdlichen Suchen A. H. Sayce's. Was andere Forſchungsreiſende beigeſteuert haben, fällt gegenüber ſeiner Leiſtung kaum ins Gewicht. Außerdem hat er ſeine Funde ſofort veröffentlicht, ſogar auf die Gefahr hin, ſich ſpäter ſelber berichtigen zu müſſen. Leider aber hat ſeine Arbeit in den Kreiſen der Kleinaſienforſcher keinen rechten Widerhall gefunden. Nur J. Sundwall hat einen Beitrag „Zu den kariſchen Inſchriften und den darin vorkommenden Namen" geliefert (Klio XI. [1911] S. 464 bis 480). Die Maſſe der von Sayce gehobenen Schätze ruht auch heute noch ungehoben in den Schriften der Society of Biblical Archaeology.

Somit iſt keine umfängliche Literatur zu bewältigen, ſondern als Quellen für die Schrift und die Texte kommen noch nicht ein Dutzend Veröffentlichungen in Frage, die meiſtens nur wenige Seiten, ja Zeilen, umfaſſen und die auch noch das enthalten, was ſchon vor Sayce bekannt geweſen war. Ehe ich ſie aber aufzähle, will ich die von mir verwendeten Abkürzungen der Fundorte und Gegenſtände zur Bezeichnung der Inſchriften bekannt geben.

Ab. = Abydos	Mand. = Mandelia	Sk. = Gregs Skarabäus
A. S. = Abu Simbel	M. = Memphis	Tr. = Tralles
D. P. = Diospolis Parva	N. = Naukratis	Vas. = Vaseninſchrift
H. = Hešān	R. = Bronzering d. Br. Mus.	W. H. = Wadi Halfa
Ichn. = Ichneumoninſchr.	Sais = Sais	Z. = Zagazig.
Kr. = Krya	Sl. = Silſilis	

Quellen.

1. A. H. Sayce, The Karian Language and Inscriptions (TSBA[2]) IX [1893] S. 112—154, 4. Tafeln.) Enthält die Inſchriften Ab. 1—30; A. S. 1—7;

[1]) Ein Punkt zwiſchen zwei Zeichen beſagt, daß vom Wortſtamme ein Praefix oder Suffix abgetrennt werden ſoll.

[2]) TSBA = Transactions of the Society of Biblical Archaeology.

Digitized by Google

Kr. 1; M. 1—4; N. 1; R. 1; Sk; Z. 1. Da ich die Inſchriften nach den Fundorten uſw. bezeichne und einige gleichlautende Nummern zuſammenfaſſe, ſo ſtimmen die Bezeichnungen nicht überein. Damit man die Texte bei Sayce finden kann, möge ein Verzeichnis folgen:

Bork = Sayce	Bork = Sayce	Bork = Sayce	Bork = Sayce
Ab. 1 = IV, 1	Ab. 13 = IV, 16, 17	Ab. 25 = IV, 32	A. S. 7 = I, 7
Ab. 2 = IV, 2, 3	Ab. 14 = IV, 18	Ab. 26 = IV, 33, 34	Kr. 1 = VII
Ab. 3 = IV, 4, 24, 25	Ab. 15 = IV, 19	Ab. 27 = IV, 35	M. 1 = II, 1
Ab. 4 = IV, 5	Ab. 16 = IV, 21	Ab. 28 = IV, 36	M. 2 = II, 2
Ab. 5 = IV, 6, 9, 10	Ab. 17 = IV, 22	Ab. 29 = IV, 37	M. 3 = II, 3
Ab. 6 = IV, 7	Ab. 18 = IV, 23	Ab. 30 = IV, 38	M. 4 = II, 4
Ab. 7 = IV, 8	Ab. 19 = IV, 26	A. S. 1 = I, 1	N. 1 = V
Ab. 8 = IV, 11, 20	Ab. 20 = IV, 27	A. S. 2 = I, 4	R. 1 = VI, 2
Ab. 9 = IV, 12	Ab. 21 = IV, 28	A. S. 3 = I, 2	Sk. = VI, 1
Ab. 10 = IV, 13	Ab. 22 = IV, 29	A. S. 4 = I, 3	Z. 1 = III
Ab. 11 = IV, 14	Ab. 23 = IV, 30	A. S. 5 = I, 5	
Ab. 12 = IV, 15	Ab. 24 = IV, 31	A. S. 6 = I, 6	

2. A. H. Sayce. The Karian and Lydian Inscriptions (PSBA[1]) 17 [1895] S. 39—43, 1 Tafel) und

3. A. H. Sayce. Note to the Paper on the Karian and Lydian Inscriptions. (Ebenda S. 207); enthalten die Inſchriften Sl. 1, 2; W. H. 1—6

4 Tituli Aſiae Minoris I, E. Kalinka, Tituli Lyciae, Wien, 1901. Enthält Kr. 1.

5. A. H. Sayce, Lydian and Karian Inscriptions in Egypt. (PSBA 27 [1905] S. 123—128, 2 Tafeln). Enthält D. P. 1; Ichn.; Mand. 1; Sais 1; Sl. 3; Tr. 1, 2; Vas.

6. G. Legrain, Inscriptions from Gebel Abou Goråb. (Ebenda S. 129, 1 Tafel). Enthält Sl. 1, 3—5.

7. A. H. Sayce, An Inscription of S-ankh-ka-ra. Karian and other Inscriptions. (PSBA 28 [1906] S. 171—177, 2 Tafeln). Enthält Sl. 6—11; M. 5, 6.

8. A. H. Sayce, Karian, Aramaic and Greek Graffiti from Heshån. (PSBA 30 [1908] S. 28—29, 1 Tafel). Enthält H. 1.

9. A. H. Sayce, Karian, Egytian and Nubian-Greek Inscriptions from the Sudån. (PSBA 32 [1910] S. 261—268, 1 Tafel). Enthält W. H. 1, 7, 8.

Die kariſche Schrift iſt eine Miſchung der Buchſtaben, und zwar einer den weſtgriechiſchen Alphabeten verwandten Art, und von Silbenzeichen, die gleich oder ähnlich in der kypriſchen Silbenſchrift wiederkehren (vgl. Isaac Taylor, The Alphabet II S. 108—123). Taylor und Sayce halten die Silbenzeichen für die älteſte kariſche Schrift und die Buchſtaben für eine jüngere Aufpfropfung. Dieſe Anſicht iſt richtig. Von den kariſchen Buchſtabenzeichen fehlen *M*[2]) und *Φ*. Statt ihrer finden ſich zwei aus der Silbenſchrift gefloſſene Zeichen ähnlicher Geſtalt und Bedeutung, *mi*, das auch *m* mitbezeichnen muß, und *oo*. Das Daſein dieſer beiden ſowie das Fehlen von *M* und *Φ* laſſen die letzlich auf die minoiſchen Schriftarten zurückgehende Silbenſchrift als älter erſcheinen. Die in ihren Formen einfachere und doch ausdrucksfähigere Buchſtabenſchrift wird ſich nicht auf einmal durchgeſetzt haben, ſondern ganz allmählich, und ſie wird

[1]) PSBA = Proceedings of the Society of Biblical Archaeology.

[2]) M wurde ausgeſchieden, weil es dem Buchſtaben Schin zum Verwechſeln ähnlich war.

Digitized by Google

von den Silbenzeichen nur die ſchwerer ſchreibbaren verdrängt haben. Daß ſich dabei *mi* und *po* haben halten können, mag u. a. auf ihre doppelte Ähnlichkeit mit *M* und *Φ* zurückzuführen ſein. Ich halte es ſogar für ſehr wahrſcheinlich, daß *po* an das griechiſche *Φ* angeglichen worden iſt, zumal da das zu Grunde liegende kypriſche *pu* dem kariſchen *po* nicht gleich, ſondern nur ähnlich iſt. Auf die anderen der kariſchen Schrift fehlenden Buchſtabenzeichen komme ich ſpäter zurück.

Im Gegenſatze zu Sayce, der die Lautwerte der Zeichen mehr gefühlsmäßig beſtimmt hat, dringe ich auf eine einwandfreie Methode. Man muß die Buchſtaben und die Silbenzeichen geſondert behandeln und mit der Abteilung der letzteren aus dem kypriſchen Syllabare Ernſt machen. Daß dieſes Verfahren mit genauer Beobachtung des Sprachlichen Hand in Hand gehen muß, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß meine Ergebniſſe oft von denen abweichen, die Sayce gewonnen hat.

Aber auch wenn wir beide den gleichen Weg zurückzulegen ſcheinen, gelangen wir oft zu verſchiedenem Ziele. Gewohnt, eine Sprache mit dem Ohre aufzufaſſen, mir vor allem das phonetiſche Geſamtbild klarzumachen, kann ich bei der üblichen Umſchreibung der Buchſtaben nicht halt machen, ſondern ich verſuche bis zu den Lauten ſelber vorzudringen. So wie das heutige Armeniſche die gleiche lautliche Grundlage aufweiſt wie das mit ihm nicht verwandte benachbarte Georgiſche, ſo werden auch das Kariſche und das Lykiſche, Sprachen gleicher Herkunft, die in nächſter Nachbarſchaft lebten, in ihren Lauten nicht zu ſtark von einander abweichen können. So halte ich es für methodiſch richtig, wenn ich bei der Beſtimmung der Laute meinen Blick nach den Lykiern hinwende, um dort Anregungen zu holen. Werden die Ergebniſſe nicht immer überzeugend wirken, ſo liegt das an dem wenig umfangreichen Stoffe, der nicht genug Belege zu liefern vermag.

Die Buchſtabenzeichen.

Die Buchſtabenzeichen laſſen, da die Inſchriften teils links- teils rechtsläufig ſind, namentlich bei E, F, K u. a. Verſchiedenheiten erkennen, die auf die Richtung der Schrift zurückzuführen ſind. Im Folgenden beziehen ſich die den Abſchnitten vorangeſetzten Zahlen auf die Nummern der Schrifttafel, deen Umschrift von Nr. 3, 4, 9, 19, 46 etwas abweicht.

26. hat den Wert *k'h'*. Während Sayce ſich mit *kh* begnügen zu können glaubt, halte ich die Palatalaffrikate *k'h'* [1]) für den richtigen Lautwert, wie ja auch das benachbarte lykiſche Schriftſyſtem die gleiche Eigentümlichkeit zeigt (vgl. F. Bork, Skizze des Lükiſchen. § 5). Jedenfalls ſchließen ſich im Kariſchen an *k'h'* öfters ein *h'* oder ein *j* an, z. B. *a-po-no-k'h'.h'-h'e* (M.3), *K'h'*(?)-*che-k'h'-u-che+po* (Ab.13) [2]) neben *K'h'*(?)-*h'e-k'h'-u-che* (Ab.14), ... *che-k'h'-h'e-che* (Ab.24) und *k'h'-ja* „der Mann“ (A.S.7) neben *k'h'-a*(?) (M. 4). Der erſte Beleg iſt freilich nicht recht beweiskräftig, weil hier an den Stamm ein bekanntes Suffix *.h'-h'e* angefügt worden ist.

[1]) *K'* = *k* in norddeutſchem „Kies“; *h'* = *ch* in norddeutſchem „ich“.

[2]) In meiner Umſchrift werden die Eigennamen in üblicher Weiſe durch große Anfangsbuchſtaben herausgehoben.

Digitized by Google

Buchstaben.				Silbenzeichen.					
Nr.	semitisch	karisch	Laut	Nr.	kypr.	kypr. Wert	karisch	kar. Wert
1.	𐤀	A P Δ λ	a	28.	Π	ko	Ω	ko
2.	𐤐	d b	pʰ	29.	Τ Τ	ti	Τ	ti
3.	𐤒	[< ( )	qʰ/ʒ	30.	F Κ	to	Κ Κ	to
4.	𐤈	Δ	tʰ	31.	ʃ	pe	ʃ ʃ	pe
5.	𐤄	E ≷ ≷ ∃ ≫	e	32.	⧖	ra	▽	ra
6.	𐤅	F ⊦ ⋀ ⅂ ⅃ ⅄ ∃	w	33.	⩓	re	⩓	re
7.	𐤉	I I	i	34.	⋙	ri	⩛ ⩛ ⩛ ⩛ ⩛	ri
8.	𐤇	–	–	35.	Ϫ Ϫ	ro	▽ ▽ ▽ ▽	ro
9.	⊗	⊕ ⊗	þ	36.	⋎ ⋎	mi	⩛ ⩛ ⩛	m. mi
10.	𐤆	–	–	37.	⅂ ⅂	no	⅄ ⅂	no
11.	𐤊	K ϗ ϗ	k	38.	O O	ja	□ □	ja
12.	𐤋	Γ ⊦ ⅂ Λ	l	39.	Ϫ	jo	⧖	jo?
13.	𐤌	–	–		Ϫ 8	le		le?
14.	𐤍	N ⁓ ϟ ϟ	n	40.	⊥	pa	⊓ ⋎ ⩍ ⊟	pa
15.	𐤎	–	–	41.	Ш	pu	Φ ⓞ ⊖ ⊖ ⊘	pu
16.	O	O °	o	42.	⋒	u	⋀ ⅄	pu
17.	𐤐	⊂	p	43.	⅄ ⋎	še!	⋕ ⋔	se
18.	Σ	⋈	č	44.	⊄	ke!	⊖ ⊖ ⊏ ⊅ ⊅ D ⊅	ke
19.	Φ	♀ ♀	ḫe	45.	⁝		⩛	?
20.	ϙ	R ⊦ P ϙ ϙ ϙ ⊏	r	Ligaturen.				
21.	W	M ⋀ W ⊄	s	46.			♀ ♀ ♀	ḫe+vo
22.	⊤	T	t	47.			⋀	mi+vu
23.	ϟ	V Y Y Y	u					
24.	–	–	–					
25.	–	X ϗ	k	Tafel der karischen Schrift.				
26.	–	⩛ ⋎ ⋎ ⋎ Ψ ⩛	kk					
27.	–	–	–					

Digitized by Google

25. Die Bemerkungen zu Nr. 26 beruhen aber auf der Vorausſetzung, daß das von Sayce *h* geleſene Zeichen Nr. 25 *h'* zu ſprechen iſt, alſo den ich-Laut darſtellt. In dem lykiſchen Schriftſyſteme habe ich dem entſprechenden kreuzförmigen Zeichen, welches in griechiſcher Widergabe gelegentlich als σ erſcheint, den gleichen Lautwert zugeſprochen. So wie im Lykiſchen Bildungen wie *h'rppe, h'ppṇtəros, h'ttãme,* mit *h* geleſen, lautliche Unmöglichkeiten ſind, die kein Menſch ſprechen, geſchweige denn mit dem Ohre aufnehmen und in der Schrift feſthalten kann, genau ſo iſt der kariſche Name *A-l-o-th-h'* .. mit einem *h* ſchlechterdings unausſprechlich. Man wird auch hier auf die Ausſprache *h'* hingedrängt. *h'* iſt mit *k'h'* verwandt, da in dem Namen *A-ri/R(e)-a h'.ja.l.oa(?)* (Sl. 1) der zweite Beſtandteil an den Namen der Sippe oder des Stammes *R(e)-a-k'h'. ja-*[*n*] der Ichneumoninschrift anklingt.

In einigen der kariſchen Beiſpiele habe ich *k'h'* mit einem Fragezeichen verſehen. Damit hat es folgende Bewandnis. Die Graffiti entbehren zuweilen der rechten Sorgfalt. Erſt das Verſtändnis der lautlichen Möglichkeiten, der Lesarten und der grammatiſchen Bildungen läßt erkennen, was im Einzelfalle gemeint ist. Wenn derselbe Name einmal *H'e-k'h'-u(?)-che.oo* (Ab. 12, 13), ſonſt *K'h'(?)-h'e-k'h'-u-che* u. ä. geſchrieben wird, ſo wird die erſte Silbe etwa *K'h'e* bezw. *Kh he* gelautet haben, die am Wortbeginne mundartlich zu *H'e* bezw. *Ḥe* vereinfacht worden ſein mag, ſo wie wir Norddeutſche aus Pferd, Pfad, Pfote ein Ferd, Fad, Fote machen. Wenn aber ein Schreiber dafür *U-che-k'h'-u-che.oo* oder *U-h'e-k'h'-u-che* einſetzt, ſo hat er anſcheinend aus Nachläſſigkeit den ſenkrechten Strich vergeſſen, der *u* zu *k'h'* macht. Dieſer Strich ſcheint nur in Ab. 15 vorhanden zu sein.

Ähnliche Verſehen — vielleicht ſind es auch nur Verwitterungserscheinungen oder Leſefehler — finden ſich öfter. So wird *F* (= *o*) gelegentlich ein dritter Seitenſtrich gegeben und es ſo zu *E* gemacht; oder es wird der *oo* durchziehende Strich vergeſſen und ſo *oo* in *o* verwandelt. Verwechslungen zwiſchen *oo* und *oa* (Hörfehler!) zwiſchen *oa* und *ja* und zwiſchen *che* + *oo* und *che* (Weglaſſung eines Striches) kommen vor.

2, 3, 4. Wenn meine Annahme, daß das kariſche *k'h'* eine Affrikate iſt, ſtimmt, ſo wird man in gleicher Weiſe auch *B*, *Γ*, *Δ* als ſtimmloſe Affrikaten anſprechen mögen, als welche ſie ja im Lykiſchen auftreten (vgl. „Skizze“ § 9, 11). Leider iſt der Beweisſtoff recht dürftig; aber das Wenige, das vorhanden iſt, iſt doch recht wichtig. Derſelbe Name wird einmal *M-a-qch-ou(?)-a.oo* (Tr. 1), das andere Mal *M-a-k'h'-oa(?)-se* (Ab. 2) geſchrieben. Im erſteren Falle ſteht er im Poſſeſſivus. Wenn der eine Schreiber einen Laut *k'h'*, der andere *qch* ſchreibt, ſo iſt entweder das eine falſch oder wahrſcheinlicher beides. In letzterem Falle wären die zwei Schreibungen Notbehelfe, um einen Laut auszudrücken, der mit den Mitteln der kariſchen Schrift nicht erfaßt werden konnte. Dann aber würde doch aus den Schreibungen zu erſehen ſein, daß ein Affrikate gemeint iſt, und und daß dieſe in der Nähe von *k'h'* und von *qch* zu ſuchen iſt. Daß dieſe Schlußfolgerung berechtigt iſt, beweiſt der Schreiber von Sais 1 mit ſeiner Lesart *Mi-qch-k'h'-oa-se.* Er will andeuten, daß weder *qch* noch *k'h'* richtig ſind, ſondern daß die Wahrheit in der Mitte liegt: es ſoll nicht heißen *Miqchoase* (*qch'* velar wie etwa im Worte Knödel, wie es in Tirol geſprochen

Digitized by Google

wird), auch nicht *Mik'h'vase* (*k'h'* etwa wie in norddeutſchem *kch* im Worte Mückchen), ſondern etwa wie *k h h* d. h. wie ein *k*, dem ein *ch* wie im Worte „ach" folgt. Ein weiterer Schreiber hat die Sache noch anders angefaßt; er ſchreibt *Mi-ch(e)-k'h'-a(?)-se* (Ab. 2). Er hat durch Vorſchlag eines *ch* das folgende *k'h'* aus einer vorderen (palatalen) in eine mittlere (gutturale) Affrikate verwandelt.

Der Name *M-h'e-s-n-a-pf-va* (A. S. 1), *Mi-s-n-pf-va* (M. 4; A. S. 6?) lautet im Komitativus *M-h'e-s-n-a-vo.r* (A. S. 7). Daneben kommt er ohne Suffix, alſo im Stammfalle, als *Mi-s-n-a-v(o)-vu* (W. H. 4, 5; Sl. 7) vor. Für die Ausſprache des *B* iſt damit nichts gewonnen; eher könnte man vermuten, daß die letzte Schreibung, deren *vo-vu* ich *v-vu* leſen möchte, ein zweigipfliges *v* ausdrücken möchte. Daß derartiges beabſichtigt geweſen ſein mag, ſcheint der Name *R-a-v.mi-che.vo* (Ab. 27) zu beweiſen, deſſen erſter Beſtandteil *Rav.* auch in *R-a-v u-vo-o-c* (W. H. 7), in *R-a-v.ri-ra-s(e)-a-che.vo* (M. 6) und in *R a-vu-vo.ri ra(?)-h'(e)-a-v-h'e.vo* (Ab. 8) belegt iſt. Im letzten Belege bedeutet *vu-vo* wohl: *v-vo.*

Für *Δ* = *tth* habe ich keinen Beleg gefunden.

Da der dürftige Stoff den Ausbau der Beweisführung verhindert, ſo möchte ich mit Rückſicht auf meine Ausführungen über *k'h'* und *qch* die noch weiter geſtützt werden ſollen, den Leſer bitten, meine Widergabe von *B*, *Γ*, *Δ* als „Arbeitshypotheſe" anzuſehen. Jedenfalls mag das Obige zeigen, wie ſich die Probleme der Schrift dem Phonetiker anders zu erkennen geben als dem Philologen.

6. In Verbindung mit der Widergabe der Zeichen *B*, *Γ*, *Δ* habe ich F als *v* aufgefaßt, und die Silbenzeichen 40—42 mit *v* beginnen laſſen. Im Verlaufe der Entzifferung wurde es mir zur Gewißheit, daß das verbale Suffix *th* das der 1. Perſon Sing ſein müſſe. Dieſes konnte aber aus ſprachwiſſenſchaftlichen Gründen nur die Widergabe eines aus *-hv* hervorgegangenen *-f* ſein. Wenn nun die Schrift ein *f* durch *th* widergibt, ſo hat ſie eben kein Zeichen für den Laut *f;* mithin iſt der Buchſtabe Nr. 6 ein *v*.

Die Erörterung dieſer Dinge aber gehört in eine Arbeit über die kariſche Sprache.

21. Eine erhebliche Schwierigkeit bereitete mir die Wiedergabe des Schin, das die Lage des M, aber ſchrägen Auf- und Endſtrich hat.[1]) Lange war ich der Überzeugung, daß es ſich um das Zeichen für den Laut š handele, habe dieſe Meinung aber aufgeben müſſen und leſe es *s*. Einige Schreiber nämlich, die die Laute im Ohre hatten, merkten, daß ſie mit den Mitteln ihrer Schrift einiges nicht ausdrücken konnten. Sie halfen ſich in der Weiſe, daß ſie die Lautzeichen, die dem auszudrückenden Laute am nächſten ſtanden, entweder neben- oder übereinander ſtellten. Andere, denen es nicht ſo auf die Lauttreue ankam, wählten eine annähernde Schreibung. Eine ſolche iſt z. B. *s-a-tth* „Soldat" in W. H. 1. oder *va-tth* (M. 1). Beide ſind mit einander kaum zu vereinen. Dasſelbe Wort wird aber in Sl. 3 geſchrieben $\frac{th}{s}$*-tth-u* oder *s-th-tth-a*. Auf die merkwürdigen Endvokale, die

[1]) Die Ähnlichkeit des Mem und des Schin in der in Karien eindringenden Buchſtabenſchrift ließ es geraten erſcheinen, das Mem auszuſcheiden und dafür das Zeichen *mi* der Silbenſchrift beizubehalten.

Digitized by Google

14) neben *K'h'(?)-che-k'h'-u-che+vo* (Ab.13), *U-a-k'h'-che.v* (Ab.8) und *v-th(?)-h'e-che* (Sl. 5), vielleicht neben *u-th h'e-h'* (Sl. 4).

Die am Wortanfange häufige Doppelkonsonanz z. B. *H'-ri o-ti, K-th-mi(?)-k'h'-ja-se(?)-che(?), K'h'-mi-v-o-s-k'h'.vo, L-va-r.ja-n, L-h'e-re-vo-tth-ja-vu(?)-s-a, L-ja-vo-o-c, L-ja-ti, N-h'e-h'-vo, N-h'e-p-u-k'h', N va-th-u-p. ja.n, N-ra-k'h'-vu-v-ro-l-qch(?), S-l-m-o-tth.vo, S-l-vu-k'h'-o.vo, S r-a-va.vo.h'-h'e, S-v-ch(e)-o-k'h'(vo)* usw. läßt erkennen, daß das Zeichen *mi* beim Wortbeginne vor Konsonant meistens *m* zu lesen sein wird. Damit aber wird, wie aus dem nächsten Beispiele hervorgeht, auch der Vokal *e* des Zeichens *h'e* gesichert werden. Man wolle vergleichen *M-h'e-s-n-a-pf-va* und *Mi-s-n pf-va, Mi-s-n-a-v(o) vu* u. a. m. Man lese auch *M-h'e k'h'-a(?)-se* (Ab. 2) neben *M-a-k'h'-va(?)-se* und *M-a-qch-vu-a.vo* (Tr. 1), die in fremden Gewande als *Μοξος, Μαγας* und *Mak'h'a* erscheinen dürften. In Sais 1 wird dieser Name als *Mi-qch-k'h'-va-se* überliefert, in dem die Verbindung *qch k'h'* besagt: nicht *qch*, auch nicht *kh'* sondern *khh*. Ob man ebenso wie das Zeichen *mi* auch *che, h'e* und *se* bei Beginne und Schlusse der Wörter einfach *ch, h', s* lesen darf, ist möglich, läßt sich aber noch nicht erweisen.

Das Zeichen *h'e* führe ich zurück auf ein kyprisches Zeichen, das in der griechischen Schrift den Lautwert *xe.* hat, in der alasischen wohl den Wert *h'e.*[1])

Das Zeichen *che* halte ich für ein semitisches Qoph. Nur weil es sicher mit *h'e* wechselt, glaubte ich ihm den Wert *che* zubilligen zu sollen. Es ist durchaus möglich, daß es tatsächlich ein *ch* sein soll. Wie aber wäre in diesem Falle der Bedeutungswandel *q* > *ch* zu erklären? Vermutlich hat das alte *q* der Sprache etwa den Charakter des *q* im heutigen Georgischen gehabt, das ein Mittellaut zwischen Qoph und Ghajin ist.[2]) Wenn dies zutrifft, so hätte die karische Schrift für die Affrikate *qch* zwei Ausdrucksmöglichkeiten gehabt, Gamma und Qoph, und sie hat durch Hervorhebung des zweiten Bestandteiles im Qoph dieses Zeichen zu einer Spirans werden lassen und damit eine Lücke des Alphabetes ausgefüllt. Daß man das Qoph übernahm und Chet nicht, wird wohl darauf zurückzuführen sein, daß in dem gebenden Alphabete der Laut des Chet ein anderer war, der für karische Lautverhältnisse nicht in Betracht kam, nämlich der eines langen *e*. Die Buchstaben sind nicht von Aramäern oder Phoinikern entlehnt worden, sondern von den Griechen. Als die einwandernden Hellenen vermutlich nach heftigen Kämpfen die Inselkarer nach Kleinasien abdrängten, werden sie den zeitweise unterworfenen Karern ihre Schrift aufgezwungen haben.

32. *ra.* Die Inschrift Ab. 25 beginnt mit dem Namen *L-h'e-re-vo-tth-ja-vu-s-a.* Es folgt *r-a* „er", „der" und der zweite Name *L(?)-(ja)-vo-o-c,* der ebenso suffixlos ist wie der erste. Danach steht wiederum *r-a* und ein Name im Possessivus, *Va-qch-h'e-th-vo.* Die beiden ersten Namen sind also nebengeordnet, „Lh'erevotthjavusa (und) er, nämlich Ljavoc." Von letzterem wird angegeben, daß er des Vakchh'eth Sohn sei. Das erste *r-a* dient also zur Hervorhebung der Nebenordnung, das zweite zur Verstärkung der Unterordnung. Einfacher ist die Konstruktion in A. S. 1 *M-h'e-s-n-apf-v-a / r-a*

[1]) Vgl. mein Buch „Die Sprache von Alasia". (Mitt. d. Altor. Ges. V, 1. S. 12.)
[2]) R. Meckelein, Georgisch-deutsches Wörterbuch. 1928. S. X.

Digitized by Google

41. *Vo* ist meist das Possessivsuffix, z. B. *Mi-s-n-a-o(o)-ou(?) H'e-o(?)-o-s-h'e-oo* „Misnavvu, des H'ev(a)vsh'e (Sohn)" (W. H. 4). Zuweilen nennt der Schreiber nur den Namen seines Vaters, *E-mi-oo* „Emis (Sohn)" (N. 1). Mitunter lautet das Suffix auch nur *o*, z. B. *U-k'/h'-oo-o.h'e U a-k'h'-che.o mi-ou-th.* „Ich Uk'h'vov, des Uakche (Sohn) habe (es) geschrieben(?)." (Ab. 8). Die Fälle dieser Art erweisen *o* als Anlaut des Zeichens *oo*. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß ihm zuweilen ein *o* vorangeht, z. B. *H'e-r-o-oo-o-c, H'e-s-o.o-oo, M-h'(e)-u-n-oa-no-o.o-oo, H'-a-o.oo* (Lesart *H'-a-o[?].oa[?]*), *R-o-r(e)-u-l(?).o-oo, n a-o-a-o-oo(?) s-o-(s).* Im ersten Belege folgt auf *oo* ein *o;* ebenso in folgenden Wörtern: *L-ja-oo-o c, R-a-o-u-oo-o-c, R(?)-e-s-n-che-oo-o-r(?)-?, U oo-o-c, oo-o(?)-pf-ti-l.* Damit wird der Auslaut *o* von *oo* sichergestellt. Zum Überflusse sei auf *s a-o-o(?)* „Grab" (M. 4) und *s a-oo* „Grab" (Mand. 1) hingewiesen. — Die Verbindung von *oo* mit kyprischem *pu* dürfte keine Schwierigkeit machen; nur wird die karische Form stark von der des *Φ* beeinflußt worden sein.

40. *oa*. Diesem Zeichen geht zuweilen ein *o* oder *pf* voraus, z. B. in *H'-a-o(?).oa(?), H(e) ja-o-oa-ja-no.oo, M-a-o-oa-ja-e n,* neben *M-a-o-a-ja-e-n, M-h'e-ra-o-oa(?)-oo-u-ja, Mi-s-n-pf-oa,* neben *Mi-s-n-a-o(o)-ou, M-h'e-s-n-a-pf-oa,* neben *M h'e-s-n(?)-a-oo.r, che-ja se o oa(?)-s-h'e.*

Es wird zuweilen mit *oo* verwechselt, z. B. *H'-a-o(?).oa* (Lesart *H'-a-o-oo*), *Ri-k'h'-oa-h'e.oa(?) neben Ri-k'h'-oa(?)-h'e-che.oo.*

Die Gestalt des karischen *oa* weicht von der des kyprischen *pa* ab. Doch da die Vorgeschichte beider Zeichen unbekannt ist, ist heute eine Entscheidung, ob Verwandtschaft oder Unverwandtschaft anzunehmen ist, unmöglich.

44, und 19, *h'e* und *che*. Das erste Zeichen dürfte richtig als *h'e* bestimmt sein, da a. die Verbindung *h'-h'e* namentlich b. als Suffix „ich" oft genug belegt ist und c. als solches mit einfachem *h'e* wechselt, z. B. a. *Vo-h'-h'e.o, H'-h'e-th-u-p,* b. *H'e-s-o.o-oo.h'-h'e, Ch(e)-h'e-oa-o h'e.oo.h'-he, K'h'-u-o-c.oo. h'-h'e, M-a-o-n-a-oo.oo.h'h'e, O-o-u-c.h'-h'e, S-r-a-oa.oo.h'-h'e;* c. daneben aber *M h'e s-h'e.o.h'e, U-k'h'-oo.o.h'e, K'h'-a-no.h'-h'e.h', M-ri-e-o.h'e.h'.r.* In den zwei letzten Belegen wird das Suffix durch einfaches *h'* iteriert, „Kh'ano-ich-ich" (= „Ich K'h'ano"), „Mriev ich-ich-mit" (= „mit mir, Mriev").

Es sei auch erwähnt, daß *h'e* auch auf *k'h'* folgt, z. B. in *K'h'? h'e k'h'-u-che.*

Lautet aber *h'e* mit der palatalen Spirans *h'* an, so wird das damit wechselnde *che* mit der velaren beginnen. Eine oben angedeutete Möglichkeit, der Sache auf den Grund zu gehen, bieten die Fälle, wenn *h'e* und *che* über- oder nebeneinander gestellt werden, um anscheinend etwas Dazwischenliegendes zu bezeichnen. Es könnte sich wohl nur um den mittleren Laut der Reihe *h', hh, ch* handeln, *h'* ist unser ich-Laut, *hh* der ach-Laut, *ch* ein ganzer (velarer) uch-Laut. Es mögen die Belege folgen: $\left\{ \begin{matrix} He \\ H'e\text{-}o\ n\text{-}o\text{-}s \end{matrix} \right.$ (Ab. 13. 15), ... $\left\{ \begin{matrix} h'e \\ che \end{matrix} \right.$ (Sl. 3), — *a(?)-h'eche* (Ab. 7), *He-o-a-o-s-(e)-a-che+oo* neben *H'e o-o-s-h'e.oo* (W. H. 4, *H'e-k'h'-u(?)-che.oo* (Ab. 12, 13). Die Verbindung *k'h'-ch* zeigt, daß *ch* den vorangehenden Laut berichtigen will, daß also nicht *k'h'* gemeint sei, aber auch nicht *qch,* sondern *khh.* Belege: *L-ja-l-h'e-k'h'-che.ja(?) n.oo* (A. S. 7) *L-ja-l-h'e-k'h'-che* (Sl. 3), *K'h(?)-he'-k'h'-u-che* (Ab.

Digitized by Google

eine ſyntaktiſche Erſcheinung ſind, gehe ich hier nicht ein. Für die Schriftfrage beſagt die Über- und die Nebeneinanderſtellung von *s* und *th*, daß der widerzugebende Laut weder ein š noch ein *th* iſt, ſondern ein, anſcheinend ganz ſchwaches, dem *h* nahes *s*. Dafür ſpricht beſonders die Schreibung in M. 1.

7. Das Zajin umſchreibe ich im Anſchluſſe an das gleiche lykiſche Zeichen mit *c* (= ts). Ein Beweis dieſer Umſchrift iſt zurzeit nicht zu erbringen. Andere Möglichkeiten, wie *z*, ż, *ǧ* ſind denkbar.

18. Nur ein einziges Mal iſt Tsadē belegt in Sl. 1. Ich lege ihm den alten Wert des Zeichens, č, bei.

Beachtenswert iſt, daß das Kariſche anſcheinend drei Ziſchlaute kennt, *c*, č, *s*.

Das Schema der einfachen kariſchen Konſonanten, d. h. unter Ausſchluß der zweigipfligen und anderer möglicher Sonderlaute iſt etwa folgendes:

Artikulation	Fortes	Affrikaten	Spiranten	Ziſchlaute	Stimmhafte
Labiale	*p*	*pf*	*f*		*m*
Dentale	*t*	*tth*	*th*	*s*, *č*	*n*
Palatale	*k'*	*k'h'*	*h'*, *j*	*č*	*l*, *r*
Gutturale	*k*	*khh*	*hh*		
Velare	*q	*qch*	*ch*		

Die Laute *j* und *hh* des obigen Schemas, das durchaus vorläufig iſt, werden ſpäter begründet werden. Den etwa 24 Konſonanten ſtehen die Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* gegenüber, von denen *i* kein eigenes Lautzeichen zu haben ſcheint, doch wird in den Silbenzeichen *ri*, *ti*, *mi* ein *i* zum Vorſcheine kommen.

Im ganzen ſcheint der Lautbeſtand dem des Lykiſchen verwandt zu ſein, doch haben die Karer anſcheinend mehr einfache und keine nasalierten Vokale.

Die Silbenzeichen.

Folgende von Sayce aufgeſtellte Gleichungen mit kypriſchen Formen nehme ich an: 28 *ko*; 42 *ou*; 36 *mi*, *m*; 33 *re*, 30 *to*; 43 *se*.

Sayce's Grundirrtum iſt ſeine Anſicht von dem Vokalreichtume des Kariſchen, die ihn veranlaßt hat, folgende Vokalzeichen anzunehmen: *a*, *e*, ĕ, *ä*, *ê*, *â*, *(ô)*, *ai*, *i?*, *i*, *o*, *ö*, *u*, *ü*, *(ɯ)*. In einem Falle hat er ſogar die Vermutung geäußert, daß das von mir mit *th* umſchriebene Zeichen Theta ein Vokal ſein könnte.

Welche Bewandnis hat es nun mit dem Vokalreichtume des Kariſchen? — In den Inſchriften begegnen uns Bildungen, die geradezu auffallend vokalarm ſind, wie *S-l-ou-k'h'-o* (= Σέλευκος?), *A-l-o-th-h'*... *k'h'-s-n-s-o-s*, *l-s-h'e-s*, *k-r-k-r-(s')*, *o-th-h'e che-?*, *S-o-ch(e)-o-k'h'-(oo)*, *S-l-m o-tth-oo(?)*, *Fa-o-s-l-ja-(n)*, *s-o-s-a*... u. a. Unter dieſen iſt eine erhebliche Anzahl, die ſogar nach Sayce's Umſchrift als vokalarm gelten müſſen. Vokalarme Sprachen entbehren aber auch meiſtens einer feineren Ausarbeitung der Vokalfärbungen.

Wie mir ſcheint, ſind die meiſten der Sayce'ſchen Vokalzeichen verkannte Zeichen der Silbenſchrift. Um meine Arbeit nicht mit Polemik zu belaſten, will ich auf eigenem Wege vorzugehen verſuchen und beginne mit den einzelnen Zeichen.

Digitized by Google

Ri k'h'-ɒa(?)-h'e.ɒa(?), wo *r-a* nur die Unterordnung andeutet. „Mh'esnapva, er des *Rik'h'ɒah'e* (Sohn)." Gerade dieſe Stelle läßt den Anfang von W. H. 2 verſtehen. *Ja-e/ra/M-a-th[s-ɒo], M-r(??)-o-ja.ɒo/Tth o-ɒ.ɒo.* „Jae, er des Matths (Sohn), (Sohnes) des Mroja, (Sohnes) des Tthov". An der Stelle der Schreibung in Buchſtaben, *r-a,* ſteht hier ein Silbenzeichen, deſſen Verwandtſchaft mit kypriſchem *ra* nicht zu verkennen iſt, und das wir ohne Bedenken *ra* leſen dürfen. Das gleiche Bild zeigt Ab. 19.

Was ſchon aus Ab. 25 hervorging, nämlich daß *ra* nicht „der Sohn" iſt, wie Sayce vermutete, ſondern ein Pronomen „er" „der", wird durch Kr. 1 beſtätigt. Dieſe jüngſte aller kariſchen Inſchriften beginnt mit einer bis auf den Urgroßvater zurückgeführten Genealogie „Thokovus, des Rh'esavuk'h' (Sohn), (Sohnes) des Rorul, (Sohnes) des Slvuk'h'o (=Σέλευκος?)" und ſie endet mit der kurzen Ausſage *ra k'h'-o-ɒ-k'h'-o ɒ h'e tth-a-ɒu.s* „er hat das Felſengrab gemacht". Diele Überſetzung ergibt ſich mit Sicherheit aus der Tatſache, daß die Inſchrift über dem Eingange eines ſchönen Felſengrabes in der kariſch-lykiſchen Grenzlandſchaft Kaunien ſteht, ferner daraus, daß *k'h'oɒ k'h'oɒ* die Iteration eines Stammes *k'h'oɒ* iſt, der ſich im benachbarten Lykiſchen als *k'h'opa* „Felſengrab" wiederfindet.

34. *ri.* Eine gewiſſe Ähnlichkeit hatte Sayce veranlaßt, die deutlich unterſchiedenen Zeichen *ri* und *se* zuſammenzuwerfen. Daß es wirklich zwei ſind, wird namentlich durch M. 6 bewieſen, wo ſie in der Namengruppe *R-a-ɒ-ri-ra-s-(e)-a-ch(e).ɒo* auftreten. Man wolle auch Sl. 1 vergleichen. *Ri* iſt ein ziemlich ſeltenes Zeichen und kommt ſonſt noch in Ab. 3; A. S. 1 und M. 4 vor.

Die Verwandtſchaft des *ri* mit dem gleichbedeutenden kypriſchen Zeichen dürfte nicht zu beſtreiten ſein. Es iſt von beſonderer Wichtigkeit für das Kariſche, weil es uns die Erkenntnis zweier mit *a ri* beginnender Namen vermittelt, deren Wert auf ſprachlichem und geſchichtlichem Gebiete liegt, weil wir die mit *ari, ar* „gebend" [1]) zuſammengeſetzten Namen von Nippur an über Mitani (Nordmeſopotamien) durch Kleinaſien hindurch bis nach Karien verfolgen können.

35. *ro.* In Ab. 25 kommt neben einem deutlichen *ra* ein ähnliches Zeichen vor, das ſich von dieſem durch einen ſenkrecht durchgeführten Strich unterſcheidet. Ich vermute darin ein *ro,* das auf das kypriſche *ro* wohl zurückgehen kann. Eine etwas abweichende Geſtalt hat das Zeichen in der Ichneumoninſchrift und eine weiter abſtehende in W. H. 1. Dieſe Form ſieht wie ein *u* aus, iſt aber von dem W. H. 1 vorkommenden u-Zeichen weſentlich verſchieden.

38. *ja.* Das mehrfach belegte quadratiſche oder rechteckige Zeichen wird mit kypriſchem *ja* zuſammengehören. Anſcheinend wurde das urſprünglich kreisförmige Zeichen ſo verändert, weil es von *o* nicht mehr unterſchieden werden konnte. Es kommen Verwechslungen dieſes *ja* mit dem nur durch einen kleinen ſenkrechten Strich abweichende *ɒa* vor.

39. *jo* oder *le.* Wenn Sayce damit recht behalten ſollte, daß der in A. S. 3 belegte Name *A-n-a-jo-r.ɒo* mit *Ἀνάγυρος* zu verbinden ſei, ſo dürfte

[1]) Die Bedeutung des Stammes ergibt ſich aus dem Mitani.

Digitized by Google

das Zeichen, bei deſſen Beſtimmung man zwiſchen kypriſchem *le* und *jo* ſchwanken kann, eher ein *jo* ſein. Eine Entſcheidung iſt zur Zeit nicht möglich.

29. *ti.* Das Zeichen *ti* kommt nur in wenigen Namen vor, *L-ja-ti, H'-ri-o-ti, M-c-a-che-ti.* Außer ſeiner Ähnlichkeit mit kypriſchem *ti* iſt nichts zu Gunſten meiner Leſung anzuführen.

31. *pe* und 37. *no.* Die Zeichen *pe* und *no* ſind den entſprechenden kypriſchen gleich, bei letzterem könnte man auch vielleicht auch an *h'a* (= *xa*) denken, doch wird dieſe Möglichkeit wohl durch die Tatſache ausgeſchloſſen, daß zuweilen ein *o* auf *no* folgt, wie in *M h'(e)-u-n po-no-o.po* (Ab. 10). Ob man richtig handelt, wenn man das erſte Zeichen *pe* lieſt, iſt ſehr fraglich. Wenn meine Annahme, daß das kypriſche *pa* und *pu* zu *po* und *po* geworden ſind, ſich beſtätigen ſollte, ſo läge für *pe* der Lautwert *pe* näher. Bei der Seltenheit des Zeichens iſt dieſe Frage nicht von erheblicher Bedeutung.

45. Dieſes nur in Tr. 1 vorkommende Zeichen bleibt unbeſtimmt.

Ligaturen.

46. *che+po.* Der kariſchen Schrift ſind Ligaturen eigentümlich. Für *che+po* gibt es zwei durch aufgelöſte Schreibungen gedeckte Beweisſtellen, *Che p-a p s(e) a-che+po* neben *H'e-p-a-p-s-h'e.po* in Ab. 2 und *K'h'(?)-che-k'h'-u-che+po* nebſt *H'e-k'h'-u-che.po* in Ab. 13. Es mag hier auch das vereinzelte ... *a p-a-h'e-che+po* (Ab. 18) erwähnt werden. In Ab. 15 iſt der Strich, durch den die Ligatur gekennzeichnet wird, entweder vergeſſen oder überſehen worden.

47. *mi+pu.* Dieſe Ligatur wird durch eine leider auch nicht ganz klare Doppelung der Lesart halbwegs geſtützt, beide nur in Ab. 8.

Zur Verwendung der Silbenzeichen.

In der kariſchen Schrift wirkt die Gewohnheit der Silbenſchrift inſofern ſtark nach, als die Silbenzeichen faſt durchweg Silbenbeginner ſind. Als Silbenſchließer können gegebenen Falles nach den kypriſchen Regeln wohl nur die *e*-haltigen Silbenzeichen gelten, ſodaß man für *che, h'e, se, re, pe* die Werte *ch, h', s, r, p* vorausſetzen darf.

Da, wie oben nachgewieſen, das Kariſche mehrkonſonantigen Beginn der Silben kennt, ſo wäre es möglich, daß nach den kypriſchen Regeln Silbenzeichen ihren Vokal einbüßen könnten, daß alſo in *po-ro-po-r(?)-pu-č-mi* (Sl. 1) der Anfang *pro* zu leſen wäre. Bei dem geringfügigen Beſtande an Silbenzeichen iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß die *e*-haltigen Silbenzeichen und auch andere am Wortanfange vor Konſonant ihren Vokal verlieren könnten, daß wir alſo *R(e) h'e'-s a-pu-k'h'. po* (Kr. 1), *H(e) ja-p-pa. ja-no.po* (M. 1) u. ä. mit *R'he-* und *Hja-* beginnen laſſen dürften.

Schwieriger aber iſt die Frage zu beantworten, wie die Zweilauter mit folgendem Vokale zu leſen ſein werden. Die beiden Beiſpiele *He p a p s(e) a che+po* neben *H'e-p a-p-s-h'e.po* (Ab. 2) und *l-s-h'e.s* (Ab. 25) „ſie haben gekauft(?)" neben *qch h'e.s-h'(e)-a.ch(e)-u* (Mand. 1) „wir haben gekauft" zeigen, daß die volleren Schreibungen *sa* bez. *h'a* meinen.

In beiden Fällen handelt es ſich um einen Übergangslaut von *s* und vom palatalen *h'* zum velaren *ch*. Ein drittes Beiſpiel betrifft einen Namen,

Digitized by Google

der ſowohl aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. als auch in einer zweiten um Jahrhunderte jüngeren Form bekannt iſt. *R·a ɒ r o·l.h'(e)·o·n* (Ichn.) und *R·o·r(e)·u l.ɒ ɒo* (Kr. 1). Aus dieſer Gegenüberſtellung geht hervor, daß *re·u·l* als *rul* zu leſen iſt.

Dieſe drei Belege zeigen, daß Verbindungen wie *h'e·a, h'e·o, h'e·u; che·a, che o, che·u; re a; se a* wie *h'a, h'o, h'u; cha, cho, chu; ra; sa* zu leſen ſind.

Auffallend iſt, daß das Zeichen *ɒo*, obwohl ein *ɒu* vorhanden iſt, in mehreren Fällen vor *u* ſteht, z. B. *ɒ(o) u·jo·c h'e.ɒo* (Z. 1), *ɒ(o) u jo·c h'e.th* (M. 4), *M·ɒ(o)·u.r* (Ab. 27), *M h'e·ra ɒ·ɒa(?) ɒ(o) u·ja* (M. 6). Ich möchte dieſe Tatſachen als Beweiſe dafür in Anſpruch nehmen, daß der Vokal des *ɒo*-Zeichens urſprünglich ein *u* geweſen iſt, daß alſo die Ableitung aus *pu* zu Rechte beſteht.

Schlußbemerkungen.

Sieht man von den Ligaturen ab, ſo enthält die kariſche Schrift, ſoweit wir ſie kennen, 21 Buchſtaben, 18 Silbenzeichen und einen Worttrenner. Von den Zeichen mit ſilbiſchem Werte ſind fünf *e*-haltig, *h'e, che, pe, re, se*. Sie mögen gewählt worden ſein, weil gerade dieſe am eheſten als einfache Konſonanten gelten konnten. Die vielen *r*-haltigen Zeichen *ra, re, ri, ro* empfahlen ſich wohl durch ihre Kürze gegenüber den Verbindungen *r a, r e* uſw.

Verſuchen wir einmal dieſem Gedanken nachzugehen, ſo muß es auffallen daß ſo manche unzweifelhaft kurze kypriſche Zeichen, wie *ta, lo, ɒe, sa, mo* nicht beibehalten worden ſind. Bei *ta* und *lo* mag die Verwechſelbarkeit mit *h'*, bei *ɒe* die Gleichheit mit *c* ausſchlaggebend geweſen ſein, *ša* konnte nicht übernommen werden, weil es dem normalen *u* völlig gleich war, und *mo*, weil es dem an *Φ* angeglichenen *ɒɔ* allzu ähnlich war. In allen Fällen war die Praxis des Schreibens ausſchlaggebend. Die kariſche Schrift iſt ein kluger Ausgleich zwiſchen der Silben- und der Buchſtabenſchrift, der ſich vor dem einen Syſtem durch größere Kürze, vor dem anderen durch größere Klarheit und Einfachheit der Formen auszeichnet.

Auf die ſchriftgeſchichtliche Stellung des dem kariſchen Syſteme zu Grunde liegenden Mutteralfabetes will ich nur ganz kurz eingehen. Nach dem Unterſuchungsbefunde kann man über dieſes folgende Ausſagen machen: 1. Ihm fehlte Sāmekh; dafür tritt Schin ein. 2. Ihm fehlte Chet. Wäre ein ſolches vorhanden geweſen, ſo hätten die Karer nicht auf dem Umwege über Qoph zum Ausdrucke des *ch* gelangen können. Gerade dieſe Tatſache ſcheint die unvermittelte Entlehnung von einem Semitenvolke auszuſchließen. 3. Vorhanden iſt Tsadē und zwar in einer altertümlicheren Form, als ſie in den archaiſchen Alfabeten von Thera, Melos und Kreta vorkommt. 4. Schin hat den Lautwert *s* wie bei den Griechen. 5. Wāw gibt den Laut *u* wieder. Außerdem wird davon ein Digamma mit dem Wert *ɒ* abgeſpalten, wie bei den Griechen. 6. Von den Zuſatzbuchſtaben iſt von den Karern *Φ* ausgeſchieden worden. *Ψ* hat den Lautwert *k'h'* und *X* den anſcheinend auf *ks* zurückgehenden *h'*.

All dieſe Tatſachen laſſen erkennen, daß das von den Karern entlehnte Mutteralphabet eine Vorſtufe der weſtgriechiſchen Alfabete iſt.

Digitized by Google

Es mag hier noch daran erinnert werden, wie sehr sich die Lautwerte der Zeichen haben wandeln müssen, um den Lautverhältnissen der karischen Sprache einigermaßen gerecht zu werden.

Es bleibt nur noch übrig, kurz über das Verhältnis der karischen Silbenzeichen zu den kyprischen zu berichten.

1. Eine Reihe von Zeichen stimmt in beiden Systemen überein, wie *ko, ti, to, pe, re, mi, no, le (jo)*.

2. Andere Zeichen sind einander ähnlich, wie *ri, ra, ro, se, h'e*.

3. *ou* ist aus anderen kleinasiatischen Schriftarten, auf Kypros als *u* bekannt. — Wie *oo* mit kyprischem *pu* zusammenhängt, wäre *oa* endlich mit kyprischem *pa* zusammenzubringen. Indessen möchte ich es nicht unerwähnt lassen, daß die letzte Form der Schrifttafel und Nr. 40 auch an das westsemitische Chet erinnern konnte. Doch sind die sprachlichen Folgerungen so ungeheuerlich, daß man von dieser Möglichkeit wohl absehen darf. Man müßte alsdann alle *o* des Karischen in *h* umsetzen. — Das Zeichen *ja*, das ursprünglich wohl ein Kreis gewesen ist, erscheint in der karischen Schrift als Quadrat oder Rechteck, weil es dem *o* zu Liebe differenziert werden mußte.

Scheidet man die offenbare Angleichung des *oo* an Φ aus, so kann man nur zu dem Schlusse kommen, daß die kyprische und die karische Silbenschrift nahe verwandt sind. Ob man aber es wird wagen dürfen, die karische auf die kyprische zurückzuführen, das möchte ich heute noch nicht entscheiden.

Das karische Schriftsystem als Ganzes erscheint als überaus wichtiges Glied der Gruppe der westasiatisch-griechischen Schriftarten.

Digitized by Google

Johannes von Brakel.

Ein Beitrag zur Bibliotheksgeſchichte des Benediktinerkloſters Klus bei Gandersheim

von Hermann Herbſt.

Von kaum zu überſchätzender Bedeutung für die Überlieferung des geſamten mittelalterlichen Geiſtesgutes durch Handſchriften und ſpäterhin gedruckte Bücher ſind die Reformbewegungen innerhalb der Mönchsorden und der Laienwelt im Verlaufe des 15. Jahrhunderts. Namentlich ſind von dieſen die Windesheimer Kongregation der Auguſtinerchorherren wie die Brüder vom gemeinſamen Leben unermüdlich in dieſem Sinne tätig geweſen. Der geiſtige Vater der moderna devotio, die in dieſen beiden Kreiſen ihren lebendigen Ausdruck findet, Gerhard Groot, mag ihnen vor allem als Beiſpiel für dies Streben gedient haben. Seine zahlreichen Briefe an Freunde, Gönner und Gelehrte, mit denen er im geiſtigen Austauſch ſtand, legen Zeugnis dafür ab, mit welchem Eifer er Handſchriften ſammelte, welche Summen Geldes er darauf verwendete, Handſchriftenverfertiger an den verſchiedenen Orten zu beſchäftigen, und wie er dieſen gleichen Geiſt auch unter ſeinen Schülern und Freunden zu erwecken oder wachzuhalten ſuchte.[1]) Mit welchem Erfolge, das iſt ſonderlich zu betonen heute nicht mehr notwendig.[2]) Und auch in den Reformbewegungen anderer Orden findet ſich dieſes gleiche Streben. Die Ceremoniae[3]) der Bursfelder Kongregation, der bedeutendſten Bewegung dieſer Art im Benediktinerorden, ſchreiben vor: Opera autem quibus se occupare debent fratres sunt hec: videlicet scribere libros aut rubricare vel ligare, pergamenum et alia necessaria preparare et his similia. Inter que scribendi exercitium tanto censetur esse utilius quanto spirituali vicinius. Ein eigenes Kapitel[4]) handelt weiter ausführlich über die Pflichten des Armarius, d. i. des Bibliothekars, der ſämtliche Bücher des Kloſters unter ſeiner Verwaltung hat, ſoweit ſie nicht zu gottesdienſtlichen Verrichtungen ſich anderweitig im Chor, auf dem Altar oder in der Sakriſtei befinden. Wie ſich dieſe Vorſchriften in den der Reform angehörenden Klöſtern auswirkten, darüber gibt es kaum Einzelunterſuchungen. Beſonders günſtig liegen die Verhältniſſe bei dem Mutterkloſter der Bursfelder Union, Klus bei Gandersheim. Ein umfangreiches

[1]) Nur auf einige markante Stellen brauche ich hier hinzuweiſen: Brief Nr. 11 (ed. von Nolte in der Tübinger Theolog. Quartalſchrift Jg. 52. 1870. S. 285–290); Brief Nr. 13 (ed. von Nolte a. a. O. S. 290–292); Brief Nr. 16 (ed. von Preger in Abhandlungen der hiſtor. Klaſſe der kgl. bayer. Akademie Bd. 21. 1895. S. 50–51); Brief Nr. 28 (ed. von Hyma in Archief voor de Geschiedenis van het Aartsbisdom Utrecht. Deel 53. 1927. S. 25–32); Brief Nr. 32 (ed. von Preger a. a. O. S. 29–31); Brief Nr. 33 (ed. von Acquoy. Gerardi Magni Epistolae 1857. Nr. 9); Brief Nr. 37 (ed. von Acquoy, a a. O. Nr. 10); Brief Nr. 63 (ed. von Preger a. a. O. S. 34); Brief Nr. 64 (ed. von Preger a. a. O. S. 40–41).

[2]) Vgl. H. Vonſchott, Geiſtiges Leben im Auguſtinerorden am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit (Berlin 1915) und E. Barnikol, Studien zur Geſchichte der Brüder vom gemeinsamen Leben (Tübingen 1917). In beiden Schriften iſt weitere Literatur angegeben.

[3]) Diſt. 3 cap. 9. Ich zitiere nach dem in der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Exemplar der ſeltenen Inkunabel Hain 4883.

[4]) Dist. 2 cap. 8. Vgl. auch E. G. Vogel, Einiges über Amt und Stellung des Armarius in den abendländiſchen Klöſtern des Mittelalters. In: Serapeum 4 (1843) S. 17–29; 33 bis 43; 49–55.

Digitized by Google

Material harrt hier noch der Ausſchöpfung, aus dem in den folgenden Ausführungen ein kleiner Ausſchnitt gegeben werden ſoll.[1])

Als Handſchriftenherſteller wie als Buchbinder wird aus der Reihe der Brüder des der Bursfelder Reform angehörenden Kloſters Klus bei Gandersheim mehrfach ein frater Johannes de Braclis genannt. In der Kluſer Chronik des Mönches Heinrich Bodo[2]) erſcheint er erſtmalig unter Abt Wedego von Klus (1460–1505), der ihn als Novizen in das Kloſter aufgenommen hat. Er wird genannt Johannes Doliatoris patria Braklensis.[3]) Vielleicht iſt das ſüdweſtlich von Höxter gelegene Brakel ſeine Heimat. Sein Name erſcheint noch einmal in der Liſte der Brüder unter Abt Konrad Hyſſung (1505–1541).[4]) Als ſein Todesjahr wird 1525 angegeben.

Dieſe beſcheidenen chronikaliſchen Angaben werden erweitert durch einige Einträge, die ſich in ehemaligen Handſchriften und Büchern aus der Kluſer Kloſterbibliothek finden.[5]) Hierher gehört der cod. 547 Helmst.[6]), der den Winterteil eines Breviarium de observantia ordinis sancti Benedicti per Germaniam enthält und zum größten Teil von der Hand des Johannes de Braclis geſchrieben iſt.[7]) Er hat aber auch die Handſchrift eingebunden, wie ſich aus dem Schreibervermerk auf fol. 388v ergibt. Es iſt ein hellbrauner Rindledereinband über Holzdeckel. Der Schmuck beſteht aus vereinzelten Abdrucken blindgedruckter Einzelſtempel, die eingeordnet ſind innerhalb rechteckiger Felder, in die die Flächen des Vorder- und Hinterdeckels durch parallellaufende Linien zu den Kanten aufgeteilt ſind. Unter den verwendeten Stempeln begegnen ein ſpitzovaler Wappenſtempel (ſiehe Tafel I Nr. 3) und die Namenſtempel Maria und Jeſus (ſ. Tafel I Nr. 2 und 11). Zur zeitlichen Beſtimmung der Handſchrift läßt ſich ſagen, daß ſie wohl im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entſtanden iſt, möglicherweiſe noch vor 1488. Denn nach den Beſchlüſſen der Bursfelder Kongregation

[1]) In einer größeren Darſtellung über Klus und die Bursfelder Reform, deren Abſchluß bevorſteht, behandelt ein Kapitel die Geſchichte der Bibliothek. Ich freue mich, dem verehrten Jubilar hier einige Sonderausführungen über dieſen Gegenſtand darbieten zu können.

[2]) cod. 19. 13 Aug. 4° der Wolfenbütteler Bibliothek, fol. 95r bis 261r.

[3]) fol. 144r.

[4]) fol. 154r: frater Joannes Doliatoris patria Braclensis, obiit 1525.

[5]) Die Beſtände der einſtigen Kloſterbibliothek zu Klus befinden ſich heute in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wohin ſie auf dem Wege über die Univerſitätsbibliothek Helmſtedt gekommen ſind. Vgl. H. Herbſt, Zur Geſchichte der Bibliothek des St. Blaſiuskloſters zu Northeim. In: Braunſchweigiſches Magazin. Jg. 1927, Sp. 66.

[6]) Beſchrieben im gedruckten Katalog der Wolfenbütteler Handſchriften durch O. von Heinemann, Nr. 595.

[7]) Gemäß den folgenden Schreibernotizen: fol. 172v am Ende des Ordinarius de tempore: explicit pars hiemalis ordinarii de tempore per fratrem Johannem de Braclis in Clusa, in vigilia beati Georgii pape.

fol. 388v: explicit pars hiemalis ordinarii scriptus et ligatus per fratrem Johannem de Braclis in Clusa et ergo pro salute eius oretur. Ave Maria. Ipso die Mauricii ac sociorum eius martirum.

Von der Hand des Johannes ſind geſchrieben die foll. 1–172v und 225r–388v. Im ganzen laſſen ſich drei verſchiedene Hände unterſcheiden.

Digitized by Google

war in den Jahren 1486–1488 von dem Lüneburger Drucker Johannes de Colonia ein Brevier für die Bursfelder Union gedruckt worden, zu deſſen Gebrauch die der Union angehörenden Klöſter verpflichtet waren.[1]) Damit entfiel auch der Grund für die handſchriftliche Herſtellung von Brevieren.

Inhaltlich wie äußerlich ganz gleicher Art mit der eben beſchriebenen Handſchrift iſt der cod. 533 Helmst.[2]) Es iſt ebenfalls ein Winterteil des Breviers, von verſchiedenen Händen geſchrieben, unter denen auch die des Johannes de Braclis wieder vertreten iſt;[3]) zwar nennt er ſich diesmal nicht mit Namen. An der Provenienz aus Klus iſt aber gar nicht zu zweifeln.[4]) Das beweiſt zudem ganz eindeutig der Einband, auf dem wieder die drei obenerwähnten charakteriſtiſchen Stempel ſowie ein weiterer runder Wappenſtempel (ſ. Taf. I Nr. 1) vorkommen. Für die zeitliche Anſetzung dieſer Handſchrift möchten die gleichen Ausführungen gelten wie oben zu cod. 547 Helmst.

Hierher gehört ferner die Handſchrift 596 Helmst.[5]), ein Sammelband, der ſich aus zwei Hauptbeſtandteilen zuſammenſetzt. Der erſte Teil enthält eine umfangreiche Schrift des Vincentius Gruner[6]), Officii misse totius canonisque expositio, niedergeſchrieben von einem Mönche Henricus Ordekunde aus dem Benediktinerkloſter St. Blaſius zu Northeim.[7]) Der zweite Teil enthält neben kleineren Stücken den tractatus de septem profectibus religiosorum.[8]) Möglicherweiſe iſt dieſer zweite Teil der Handſchrift in Klus entſtanden, ganz ſicherlich ſind aber beide Teile daſelbſt zu dieſem Kodex zuſammengebunden worden. Als Buchbinder gibt ſich durch einen handſchriftlichen Eintrag[9]) auf der Innenſeite des Hinterdeckels Johannes de Braclis zu erkennen. Und in der Tat begegnet wieder die gleiche Einbandbearbeitung wie bei den vorhergehenden Handſchriften. Unter den verwendeten Einzelſtempeln erkennt man den runden wie den ſpitzovalen Wappenſtempel wieder.

---

[1]) Vgl. J. Linneborn, Die Reformation der weſtfäliſchen Benedictiner-Klöſter im 15. Jahrhundert durch die Bursfelder Congregation. In: Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Ciſtercienſer-Orden Bd. 20–22 in Fortſetzungen. Auch als Sonderabdruck (1901), wonach ich zitiere, S. 27 und 30.

[2]) Beſchrieben von O. v. Heinemann a. a. O. Nr. 580.

[3]) fol. 237r–328r und 364r–374r.

[4]) Die von O. v. Heinemann ausgeſprochenen Angaben über die Provenienz dieſer Handſchrift ſind unzutreffend.

[5]) Beſchrieben von O. v. Heinemann Nr. 644.

[6]) Gruner ſtammt aus Zwickau, war 1410 Rektor der Univerſität Leipzig, † als Abt zu Altzella.

[7]) fol. 335r: Completum per me Heynricum Ordekunde, professum monasterii sancti Blasii in Northeym sub anno domini [Lücke] in die Gregorii pape, pro quo deus sit benedictus in secula seculorum. Amen. Wie dieſe Handſchrift von Northeim nach Klus gekommen iſt, vermag ich nicht zu erklären. Sie ſollte vielleicht als Vorlage dienen und iſt dann vergeſſen worden.

[8]) fol. 411r: explicit Hugo vel secundum alios Bonaventura de septem processibus religiosorum in quo habetur vita cuiuslibet status plene. Der wahre Verfaſſer iſt der Franziskaner David von Augsburg.

[9]) Presens liber ligatus est per fratrem Johannem Braclis.

Digitized by Google

1

2

3

4

5

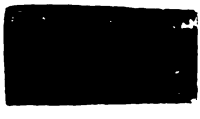
6

7

8

9

10



11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

Digitized by Google

Noch einmal gibt ſich dieſer Kluſer Mönch durch einen handſchriftlichen Vermerk als Buchbinder kund und zwar diesmal mit einem Einband zu einem Sammelband[1]), der zwei Inkunabeln enthält:

a) Michael de Ungaria, Sermones praedicabiles per totum annum. Straßburg 1487. Hain *9046.

b) S. Bernhardus, Omelia super illud Johannis XVIIII stabat. S.l.e.a. Hain 2869.

Der Einband iſt in dieſem Falle ſogar datiert. Er fällt in das Jahr 1490. Damit iſt eine feſte untere Grenze der Tätigkeit des Handſchriftenſchreibers und Buchbinders Johannes de Braclis gewonnen. Vielleicht darf man die Grenze noch einige Jahre weiter herunterdrücken, bis etwa 1485, obwohl ſichere Belege dafür fehlen. Nach oben iſt natürlich das Todesjahr 1525, das aus der Chronik Bodos bekannt iſt, die Grenze der Tätigkeit unſeres Mönches. In den erſten Jahren zu Klus lernen wir ihn noch als Handſchriftenſchreiber kennen. Hierfür laſſen ſich aus der ſpäteren Lebenszeit keine Beiſpiele mehr aufdecken. Das iſt nicht verwunderlich. Mit der Ausbreitung der Druckkunſt ging notwendigerweiſe die Schreibtätigkeit zurück. Gleichzeitig gibt Johannes de Braclis Beweiſe einer anderen Kunſtfertigkeit, des Buchbindens. Wir haben vier Einbände von ihm kennengelernt, die ohne Zweifel ihm zuzuſchreiben ſind. Wir vermögen von dieſen Erzeugniſſen ſeiner Kunſt ſeine Arbeitsweiſe abzuleſen. Sie verraten uns den Beſtand an Einzelſtempeln, mit deren Hilfe er ſeine Einbände ſchmückt. Und damit gewinnen wir ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, auf dem Wege der vergleichenden Stempelunterſuchung[2]) auch weitere Einbände in den Kreis der Buchbindertätigkeit des Kluſer Mönches einzubeziehen, die nicht in allen Fällen durch ſichere Kennzeichen, wie handſchriftliche Vermerke, alte Bibliotheksſignatur u. ä. ihre Provenienz verraten. Zugleich gelingt es, auf dieſe Weiſe den Umfang der alten Kluſer Bibliothek zu erweitern. Hierher gehören die folgenden Werke:

5. cod. 73 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 92.)

Es iſt eine Pergamenthandſchrift des 15. Jahrhunderts mit den muſikaliſchen Teilen des Miſſale. Die Blätter 181–183 ſind aus Papier und nachträglich eingefügt. Auf ihnen begegnet die Hand des Johannes von Brakel. Der Einband beſteht aus gelbem Schweinsleder, das über Holzdeckel gezogen iſt und Abdrücke der Stempel 1, 3, 5, 6, 8, 11 aufweiſt. Sonſtige Provenienzhinweiſe fehlen.

[1]) Quodl. Helmst. 62. Auf der Rückſeite des hinteren Vorſatzblattes ſteht: Presens liber ligatus est per fratrem Johannem Braclis professum in Clusa anno domini M° quadringentesimo et XC°.

Auf dem Titelblatt des ersten Stückes ſteht am oberen Rande der Beſitzvermerk: Liber beati Georgii in Clusa. Auf dem Vorderdeckel oben iſt noch die alte Kluſer Bibliotheksſignatur C 32 erhalten, mit roter Schrift auf weißem Papierſchildchen.

[2]) Daß auch ſie Gefahren in ſich birgt, iſt mit Recht in den letzten Jahren wiederholt betont worden. Dieſe ſchrumpfen aber tatſächlich in ſich zuſammen, wenn man es mit ſo charakteriſtiſchen und auffallenden Stempeln zu tun hat, wie es bei dem Kluſer Buchbinder der Fall iſt.

Digitized by Google

6. cod. 373 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 408.)
Es iſt eine Papierhandſchrift mit 155 von neuerer Hand gezählten und von verſchiedenen Händen des 14. und 15. Jahrhunderts beſchriebenen Blättern, die aus mehreren urſprünglich ſelbſtändigen Teilen ſich zuſammenſetzt.

a) Der erſte Beſtandteil reicht bis fol. 38 und enthält eine Quaestio und Responsiones des bekannten Nikolaus de Lira. Er ſtammt aus dem Beſitz des Geſchichtsſchreibers Dietrich Engelhus.[1])

b) Der zweite Beſtandteil reicht bis fol. 46 und enthält neben einer Zuſammenſtellung von Auctoritates scripturarum que videntur esse contrarie cum ipsarum solutionibus die Epiſtola des Petrus Damianus de incontinentia ephororum et sacerdotum. Nach einer Schreibernotiz iſt dieſer Teil in Northeim entſtanden.[2])

c) Der dritte Beſtandteil umfaßt den Reſt der Handſchrift und gibt ſich als Kluſer Eigentum zu erkennen.[3]) Er enthält mehrere kleine Schriften: einen tractatus de virtutibus et vitiis, einen libellus de vitiis spiritualibus, ein Breviloquium de virtutibus principum antiquorum et philosophorum des Johannes de Walsedo und anderes.

Dieſe verſchiedenen Beſtandteile, von denen ſich nicht im einzelnen nachweisen läßt, wie ſie nach Klus gekommen ſind, ſind daſelbſt dann zu einer Handſchrift zuſammengebunden worden und zwar, wie die benutzten Einzelſtempel wieder ausweiſen, von Johannes de Braclis. Es begegnen folgende Stempel: Nr. 1–3, 6, 11.

7. cod. 587 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 635.)
Papierhandſchrift mit dem Sommerteil des Breviers der Benediktiner von der Obſervanz. Die Handſchrift iſt zum größten Teil von einer Hand geſchrieben und zwar außerhalb des Kloſters, wie ſich aus einer Schreibernotiz ergibt.[4]) Sie iſt dann nach Klus gekommen, denn der Einband, in dem ſie ſich befindet, weiſt alle die Merkmale auf, die

[1]) fol. 19r: Explicit questio de probatione per scripturas a judeis recepta, quod misterium Christi predictum a lege et prophetis sit impletum, determinata a fratre Nicolao de Lira de ordine fratrum minorum, comparata Prage per Tidericum Engelhus de Einbek anno domini MCCCLXXX8. Sequuntur responsiones Nycolai de Lira ad quendam Judeum ex verbis evangelii secundum Matheum contra Christum nequiter arguentem etc.

Dietrich Engelhus kam 1381 an die Univerſität Prag, 1386 wurde er daſelbſt Bakkalaureus, 1389 ebenda Magiſter in artibus, 1393 geht er als ſolcher von Prag nach Erfurt. Die kurze Nachricht oben paßt alſo ſehr gut zu den bisher bekannten Lebensdaten. Über Engelhus vgl. neuerdings Paul Lehmann, Aus der ‚Vorratskammer' des Chroniſten Dietrich Engelhus, in: Hiſtoriſches Jahrbuch Bd. 47 (1927) S. 489–499.

[2]) fol. 43v: scriptum per Johannem etc. anno domini M°CCCC°XLVIII° in vigilia annuntiationis Marie in Northeym.

[3]) fol. 47r ſteht der Beſitzvermerk: Liber sancti Georgi in Clusa. Wahrſcheinlich iſt dieſer Beſtandteil in Klus ſelbſt geſchrieben.

[4]) fol. 127v: finit pars estivalis de tempore per me dominum Hermannum Pitsticker de Greve anno domini etc. XCVIII. Dieſe Perſönlichkeit vermochte ich nicht näher zu beſtimmen. Die beiden letzten Blätter 358 und 359 ſind von der Hand des Johannes von Brakel geſchrieben.

Digitized by Google

die bisherigen Erzeugniſſe der Kunſtfertigkeit des Johannes de Braclis kenntlich machen. Es begegnen die Einzelſtempel Nr. 1, 2, 4–6. Sonſt findet ſich keinerlei Provenienzhinweis.

8. cod. 615 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 664.)
Dieſe Papierhandſchrift, in der Hauptſache von einer Hand geſchrieben und zwar von derſelben, die den dritten Beſtandteil des oben unter Nr. 6 beſchriebenen cod. 373 Helmst. angefertigt hat, ſtammt möglicherweiſe aus Klus. Eine Provenienzangabe fehlt. Nur der Einband vermag wieder eindeutig zu zeigen, daß die Handſchrift aus Klus ſtammen muß. Er iſt von Johannes de Braclis angefertigt, von deſſen Stempeln diesmal der runde Wappenſtempel ausſchließlich verwendet worden iſt.

Der Kodex iſt ein Sammelband zahlreicher kleiner Schriften, deſſen Inhalt hier vollſtändig aufzuzählen zu weit führen würde.[1]) Es ſind vorwiegend Schriften der erbaulichen, aszetischen Richtung, die unter dem Einfluß der Reformbewegungen in der Literatur des 15. Jahrhunderts vorherrſchte, in der beſonders der Kartäuſerorden mit zahlreichen Schriftſtellern[2]) vertreten iſt neben den Windesheimern und Schriftſtellern ähnlichen Charakters aus älterer Zeit, wie dem hl. Bernhard und Bonaventura. So enthält der Kodex z. B. vom hl. Bernhard die Meditationes de cognitione humanae conditionis[3]) und die ſich ebenfalls unabſehbarer Verbreitung erfreuende Formula honestae vitae des gleichen Autors[4]), ferner des hl. Bonaventura Imago vitae oder Soliloquium[5]), das Speculum peccatorum des engliſchen Auguſtiner-Eremiten Richardus Hampolus[6]), den Dialogus rationis et conscientiae des Biſchofs Mathäus von Krakau[7]), die anonyme Schrift Stella clericorum u. a.

9. cod. 989 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1091.)
Pergamenthandſchrift des 13. Jahrhunderts, die von einer Hand geſchrieben iſt bis auf einige jüngere Nachträge. Sie enthält ein Psalterium feriatum. Die Handſchrift iſt wohl nicht in Klus entſtanden, ſondern iſt auf einem bisher noch unbekannten Weg erſt in ſpäterer Zeit dahin gelangt und dort eingebunden. Das beweiſt der Einband, auf dem in der gewohnten Anordnung die Stempel des Kluſer Buchbinders Johannes de Braclis auftauchen. Es ſind die Nrr. 1, 3, 5, 8, 11. Sonſt fehlt jeder Provenienzhinweis.

10. cod. 1346 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1460.)
Pergamenthandſchrift des 14. Jahrhunderts, die ein Pſalterium enthält, von einer Hand geſchrieben. Auch dieſe Handſchrift iſt höchſt-

[1]) Ich verweiſe auf die Beſchreibung bei O. v. Heinemann, und nur ſoweit dieſe ergänzungsbedürftigt iſt, gebe ich hier noch genauere Angaben.

[2]) z. B. Dionysius Ryckel, Jakob Jüterbogk, Johannes Hagen von Erfurt, Jakob von Gruytrode u. a.
Vgl. auch die Studie von Pierre Debongnie, Jean Mombaer de Bruxelles abbé de Livry, ses écrits et ses réformes. (1927).

[3]) ed. Migne, P. L. 184 col. 485 ff.; wird Bernhard fälſchlich zugeſchrieben.

[4]) ed. Migne, P. L. 184 col. 1167–70.

[5]) ed. in der Quaracchi-Ausgabe. t. VIII (1898) S. 28–67.

[6]) ſ. Tanner, Bibliotheca Britannico-Hibernica. (1748) S. 375.

[7]) Vgl. Franke, Mathäus von Krakau. 1910.

Digitized by Google

wahrſcheinlich nicht in Klus entſtanden, ſondern ſie iſt erſt ſpäterhin in den Beſitz des Kloſters gelangt. Der Einband iſt die übliche Arbeit des Buchbinders Johannes de Braclis. Es begegnen die Einzelſtempel Nrr. 1, 3, 5–8. Irgend eine Provenienzangabe iſt nicht vorhanden.

Offen zu Tage dagegen liegt wieder die Geſchichte des

11. cod. 1359 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 1473.)

Es iſt eine Papierhandſchrift eines Mönches zu Klus.[1]) Auf fol. 3r beginnt der Schreiber:. Liber sancti Georgii in Clusa / quem quidam inutilis et infirmus frater / ibidem, pro ut dominus dedit, collegit de / diversis libris et scripturis pro sua devo – / tione et instructione et consolatione in adversis / judicans secundum parvitatem ingenii sui / hic collecta et conscripta esse necessaria / cuique simplici fratri ut illa semper ad manum habeat in quibus consolationem et devotionem non modicam invenire poterit . . . In der Tat iſt dieſe Handſchrift eine Sammlung von Auszügen aus den verſchiedenſten Schriften, die auf das Mönchsleben Bezug haben, der Erbauung dienen und den Mönch den rechten Weg zum Seelenheil lehren. An einer Stelle hat ſich auch der Schreiber des Kodex zu erkennen gegeben[2]): Anno domini millesimo quadringente – / simo nonagesimo secundo ego frater / Conradus Hammenstede omnium / monachorum novissimus et indignum / nomen monachi portans hec / prout dominus dedit de diversis libris / et scripturis collegi pro propria devotione et instructione et consolatione in adversis / et aliorum quibus hec placent / anno etatis mee quinquagesimo secundo [Das Folgende iſt unleſerlich]. Als Schreiber der geſamten Handſchrift gibt ſich alſo Konrad Hammenſtede zu erkennen, der im Jahre 1492 daran gearbeitet hat und auch mit vier ganzſeitigen Miniaturen in Federzeichnung den Kodex ausgeſchmückt hat. Dieſer Bruder Konrad hatte großes künſtleriſches Anſehen im Kloſter. Von ihm wird anderweitig überliefert[3]), daß er die Kirche ausgemalt hat und das Refektorium, und auch einige tabulas[4]) hat er angefertigt. Geſtorben iſt er 1497. Dieſer Bruder Konrad iſt alſo ein älterer Zeitgenosse des Buchbinders Johannes de Braclis im Kloſter Klus. Von dem letzteren ſtammt der Einband zu dieſer Handſchrift, auf dem ſich trotz des ſchlechten Erhaltungszuſtandes noch Abdrücke der Stempel 1 und 5 erkennen laſſen.

So deutlich wie in dieſem Fall läßt ſich nicht immer die Provenienz ableſen. Umgekehrt beweiſt uns dieſes überzeugende Beiſpiel, daß die bisherige Methode der Provenienzbeſtimmung in vorhergehenden Fällen allein

[1]) Manuale cuiusdam pauperis fratris in Clusa ſteht auf der Innenſeite des Vorderdeckels.

[2]) Dem Schreiber iſt der Eintrag ſpäter unbillig erſchienen, er löſchte ihn daher mit ſchwarzer Tinte breit aus und ſchrieb dazu am Rande: dominus dixit me hoc ex superbia scripsisse. Igitur . . . O. v. Heinemann iſt dieſe ganze Stelle entgangen, die ſo aufſchlußreich iſt.

[3]) Kluſer Chronik Bodos fol. 144r: Conradus Hammenstede. Iste ecclesiam depinxit et refectorium et aliquot tabulas fecit. Obiit 1497.

[4]) Es ergibt ſich nicht aus der betreffenden Stelle, was man ſich darunter vorzuſtellen hat. Ob Altaraufſätze?, oder einfache Holztafelgemälde?

Digitized by Google

nach dem Einband auch richtig war und auch ſeine Berechtigung haben wird in den nächſtfolgenden Fällen, bei denen es ſich durchweg um Frühdrucke handelt und bei denen zumeiſt der Einband das einzige Erkennungsmittel für die Provenienz iſt.

12. Albicius Bartholomaeus Pisanus.
Summa de casibus conscientiae [Speyer: Peter Drach, bis 1479]. G. K. W. 3455 [Bibl.-Sign.: 489. 6 Theol. 2°.]
Ohne irgend eine Provenienznotiz. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1 und 6 des Johannes de Braclis.

13. Sammelband. 456. 20 Theol. 2°.
a) Vincentius Bellovacensis.
Liber de morali principis institutione. S. l. e. a.
Reichling. Add. fasc. I nr. 358.
b) Johannes Chrysostomus.
Sermones ad vulgarem populum 25. Liber de cordis compunctione ad Demetrium. Quedam dicta super evangelium. S. l. e. a.
Hain 5041.
c) Johannes de Turrecremata.
Glosa psalterii sive expositio brevis et utilis super toto psalterio.
Straßburg 1487. Hain 15707.
Eine Provenienzangabe fehlt. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1, 3, 5, 6, 8.

14. Signatur: 3510 Helmst.
Michael de Ungaria, O. Min.
Sermones de sanctis sive Biga salutis.
Hagenau: Johann Rymann und Heinrich Gran 1499.
Hain *9055.
Eine Provenienznotiz fehlt. Nur der Einband, auf dem die Einzelſtempel Nr. 1, 2, 4–6, 8, 11 vorkommen, läßt die Zugehörigkeit zu Klus erkennen.

15. Signatur: 3513 Helmst.
Michael de Ungaria, O. Min.
Sermones de sanctis sive Biga salutis.
Hagenau: Johann Rymann und Heinrich Gran 1502.
Nur die auf dem Einband vorkommenden Einzelſtempel Nr. 3, 6, 7, 11 lassen die Zugehörigkeit zu Klus erkennen.

16. Signatur: 3521 Helmst. (Sammelband)
a) Jacobus de Gruytrode, Lavacrum conscientiae omnium sacerdotum. Leipzig 1496. Hain 9959.
b) De sacramento altaris [Lübeck: Steffen Arndes] 1493.[1])

[1]) Zu dieſem Druck vgl. J. Collijn in Zeitſchrift des Vereins für lübeckiſche Geſchichte und Altertumskunde. 9 (1901) S. 325.

Digitized by Google

c) Jacobus de Hagen, De erroribus et moribus christianorum. Lübeck 1488. Cop. 3335.

Auf dem Vorderdeckel befindet ſich auf einem viereckigen weißen Papierſchild die rot geſchriebene alte Kluſer Bibliotheksſignatur D 35. Auf der Rückſeite des Vorſatzblattes ſteht der Provenienzvermerk Liber sancti Georgii in Clusa nebſt einem kurzen Inhaltsverzeichnis. Die Herkunft aus Klus iſt ſomit ganz ſicher. Zu alledem begegnen auf dem Einband noch die Einzelſtempel Nr. 1, 5–8 aus der Werkſtatt des Buchbinders Johannes de Braclis.

17. Signatur: 3530 Helmst. (Sammelband)
   a) Johannes Trithemius, Liber de triplici regione claustralium et spirituali exercitio monachorum. Mainz: Peter Friedberg 1498. Hain 15618.
   b) Vincentius, O. Praed.
   Tractatus brevis de interiori homine informativus sive compilatio de vita et instructione pie in Christo vivere volentibus. Magdeburg: Moritz Brandis 1493. Hain 7024.
   c) Nicolaus de Blony.
   Tractatus sacerdotalis de sacramentis deque divinis officiis et eorum administrationibus.
   Straßburg: Martin Flach 1499. Hain *3259.

Ein Provenienzvermerk fehlt. Nur die auf dem Einband vorkommenden Einzelſtempel Nr. 1, 4, 6 bezeugen die Herkunft aus Klus.

18. Signatur: 3531 Helmst. (Sammelband)
   a) Johannes Trithemius.
   Liber de triplici regione claustralium [wie oben unter Nr. 17].
   b) Tractatus de martyrio sanctorum. s. l. e. a. Hain *10864.
   c) Bernardus Carthusiensis.
   Dialogus de immaculata conceptione b. virginis Mariae. Leipzig 1493. Hain *2840.

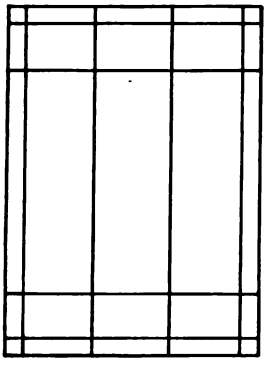
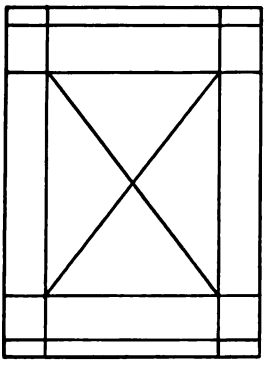
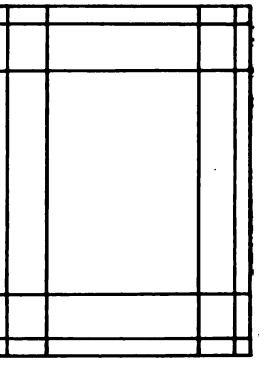
Nur durch die vorkommenden Einzelſtempel Nr. 1, 2, 5, 8, 11 auf dem Einbande läßt ſich die Provenienz aus Klus erkennen.

19. Signatur: 3533 Helmst. (Sammelband)
   a) Johannes Trithemius.
   Liber de triplici regione claustralium [wie oben unter Nr. 17].
   b) Gerardus de Vliederhoven.
   Cordiale quatuor novissimorum cum multis exemplis pulcherrimis. s. l. e. a.
   c) Johannes Trithemius.
   Liber lugubris de statu et ruina monastici ordinis. s. l. 1493. Hain *15626.

Auch hier fehlt eine Provenienzangabe. Auf dem Einband begegnen die Einzelſtempel Nr. 1, 3, 5, 6, 8 des Johannes de Braclis.

Digitized by Google

Die Einbände zu den in der vorſtehenden Liſte verzeichneten Handſchriften und Drucken dürfen wir als das bisher bekanntgewordene Einbandwerk des Kluſer Mönches Johannes de Braclis anſprechen. In einigen Fällen iſt dieſer Mönch ſogar als der Verfertiger einiger Handſchriften erkannt worden. Als Zeitraum ſeiner Tätigkeit ergeben ſich die Jahre von etwa 1485 (1490 iſt ſicher bezeugt) bis zu ſeinem Tode 1525. Seine Einbandarbeiten ſind ziemlich einheitlichen Charakters. Er verwendet Rind- und Schafleder, das immer über Holzdeckel geſpannt iſt. Auch Schweinsleder kommt vor. Die Flächen des Einbanddeckels teilt er ohne viel Abwechſelung ziemlich regelmäßig nach den beigezeichneten Schemata auf:

Vorder- und Hinterdeckel ſind zumeiſt gleichartig verziert, doch bleibt auch gelegentlich der Hinterdeckel ohne irgend einen Schmuck bis auf eine Diagonaleinteilung. Die Linien ſind mit einem Dreiſtrich-Linieneiſen gezogen. Die freien Felder ſind mit Abdrücken von Einzelſtempeln beſetzt, oft in dichter Anordnung, dann wieder ſparſam. Einmal begegnet faſt der geſamte Stempelvorrat auf einem Einband, dann wieder wird der Schmuck eines Einbandes mit Abdrücken von einem einzigen Stempel beſtritten. Von den von dieſem Buchbinder verwendeten Einzelſtempeln vermitteln die Abbildungen auf Tafel I eine gewiſſe Vorſtellung. Es ſind die konventionellen Stempel jener Zeit, deren Motive weit verbreitet ſind, ſo daß nicht ſonderlich darauf einzugehen iſt. Nur zwei Stempel bilden eine Ausnahme, die Nrr. 1 und 3. Es ſind zwei eigenartige Siegelſtempel, die durch ihr Vorkommen alle Einbände des Johannes de Braclis beſonders auszeichnen. Sie kommen entweder beide zugleich vor oder immer einer von beiden. Der eine von dieſen (Nr. 1) iſt ein runder Siegelſtempel mit der Inſchrift im Umkreis: Guilh. de Luc.[1]) Der andere (Nr. 3) iſt ein ſpitzovaler Siegelſtempel mit der Umſchrift: S' THIDERICI DE BRAC PLEBANI IN SESEN; das iſt alſo ein Siegelſtempel des Pfarrers Dietrich von Brakel zu Seeſen. Es ſcheint mir nicht ausgeſchloſſen, daß dies ein Bruder oder ein anderer Verwandter des Kluſer Mönches Johannes von Brakel war; und auf dieſe Weiſe würde es ſich leicht erklären laſſen, wie dieſer letztere in den Beſitz des Siegelſtempels gekommen iſt, der von Haus aus natürlich nicht zum Schmuck

[1]) Die Deutung dieſer Inſchrift würde hier zu weit abführen.

Digitized by Google

von Bucheinbänden dienen ſollte. Beide Stempel mögen dem Kluſer Buchbinder für den neuen Zweck geeignet erſchienen ſein. Sie ſind durch ihn der neuen Beſtimmung zugeführt zur Ergänzung des ſchon von ihm vorgefundenen anderweitigen Stempelvorrats, zu dem wohl alle übrigen von ihm ſonſt noch verwendeten Stempel gehören. Denn die Vermutung iſt naheliegend, daß man ſchon vor Johannes de Braclis im Kloſter eine Buchbinderei gehabt hat und daß man darin mit Einzelſtempeln arbeitete. So iſt es nicht verwunderlich, daß die meiſten der von Johannes de Braclis verwendeten Einzelſtempel — bis auf die beiden Siegel — bereits auf älteren Einbänden aus der Zeit vor des Johannes Wirkſamkeit begegnen und zwar in einem auffallend guten und friſchen Erhaltungszuſtand der Abdrücke, während dieſe auf den Einbänden des Johannes oft recht ſchwach und undeutlich erſcheinen. Einige Einzelſtempel (Nr. 13–22) der früheren Kluſer Einbände fallen mit dem Auftauchen der Siegelſtempel gänzlich weg. Sie waren wahrſcheinlich, als Johannes de Braclis die Werkſtatt übernahm, zu abgenutzt für weiteren Gebrauch. Die Verwendung der Siegelſtempel iſt jedenfalls eine Grenze in der Tätigkeit der Kluſer Buchbinderei. Ihr Vorkommen bzw. ihr Fehlen in Verbindung mit dem Vorkommen der übrigen Stempel (Nr. 1–12) wird zu einem wichtigen Hilfsmittel, einige Kluſer Handſchriften zeitlich näher zu beſtimmen, die nach ihrem Einband auf Grund der Stempelvergleichung bereits der Zeit vor Johannes de Braclis zuzuweiſen ſind. Die Richtigkeit dieſer Arbeitsmethode läßt ſich wieder dadurch erhärten, daß zuvor an einigen Handſchriften aus anderen Gründen ſich dieſe zeitliche Zuweisung als richtig erweiſt.

1. cod. 13 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 16.)
   Dieſe Papierhandſchrift mit des Nikolaus von Lira Postilla super epistolas Pauli und einer Passio Christi iſt im Jahre 1465 zuſammen mit zahlreichen anderen Handſchriften nach Klus gekommen.[1]) Sie hat dort einen neuen Einband[2]) — braunes Rindleder über Holzdeckel — bekommen, denn es finden ſich darauf in ausgezeichneten Abdrücken die Stempel Nr. 2, 4–6, 8–11, 13–19, 21. Die Handſchrift iſt wahrſcheinlich ſofort nach der Ankunft in Klus eingebunden, in der erſten Freude über den koſtbaren Beſitz, der damals in das Kloſter einkam, zu einer Zeit, da auch äußerlich die Früchte der Reform reiften, wie es die ſteigende wirtſchaftliche Kraft verrät.
2. cod. 268 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 301.)
   Dieſe Papierhandſchrift enthält die Sermones dominicales des Jacobus de Voragine und iſt nach einer Schreibernotiz im Jahre 1438 von dem Kapellan Arnold am Benediktinernonnenkloſter zu Buxtehude geſchrieben worden.[3]) Es iſt nicht unmöglich, daß ſie durch Johannes

[1]) Damals erwarb das Kloſter aus dem Beſitz des Pfarrers Heinrich Ghiler zu Klein-Freden 19 Handſchriften, z. T. größten Formats, in Pergament. Über die ganze damalige Situation im Kloſter wie beſonders über dieſen Handſchriftenerwerb handele ich ausführlich in der angekündigten größeren Studie über Klus und die Bursfelder Reform.

[2]) Die Angaben von O. v. Heinemann über Provenienz und Einband ſind irrig.

[3]) fol. 216v: explicit Jacobus de Voragine compilator sermonum predictorum cuius anima requiescat in pace, sub annis incarnationis domini M° CCCC° XXXVIII° in die Beate Margharete virginis gloriose collectus per quendam Arnoldum cappellanum ad claustrum antiquum prope Buxtehude. Orate pro eo!

Digitized by Google

Buxtehuden, einen Gönner des Kloſters Klus zur Zeit des Abtes Gottfried (1446—1460), ihren Weg nach Klus gefunden hat. Eine entſprechende Notiz beweiſt ihre Zugehörigkeit zu dieſem Kloſter,[1]) und der Einband iſt gekennzeichnet durch das Vorkommen der Stempel Nr. 2, 4, 6–8, 10–12, 14–18, 21.

3. cod. 322 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 357.)
Ganz ſicher iſt die Provenienz aus Klus bei dieſer Papierhandſchrift, die eine Sammlung von Heiligenleben enthält und zum Teil von einem wohlbekannten Mönche zu Klus, Andreas Sotefleſch,[2]) daſelbſt im Jahre 1471 geſchrieben iſt. Der Kodex iſt ſicherlich bald nach ſeiner Vollendung eingebunden worden und zwar in Klus. Es begegnen in auffallend klaren Abdrücken die Einzelſtempel Nr. 4, 6–9, 12–19, 20, 22.

Im Gegenſatz zu dieſen Beiſpielen, bei denen der Einband zuſätzliche Beweiskraft hat für die Provenienz aus Klus neben anderen Argumenten, iſt er in den folgenden Fällen faſt das einzige Mittel zur Erkennung der Kluſer Provenienz.

4. cod. 464 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 498.)
Es iſt eine Papierhandſchrift von wenigſtens zwei Händen geſchrieben mit vier kleineren Schriften.[3]) Eine Provenienzangabe fehlt. Dafür begegnen auf dem gelblichen Schweinslederband die Einzelſtempel Nr. 4, 6, 12, 15, 17 und auf dem Vorderdeckel außerdem die alte Kluſer Bibliotheksſignatur D 9 in roter Schrift auf weißem Papierſchildchen.

5. cod. 552 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 600.)
Dieſe Papierhandſchrift mit zahlreichen kleineren erbaulichen und aszetiſchen Schriften des hl. Bernhard, Bonaventura, Hugo von St. Viktor, einer Ars moriendi, ferner dem umfangreichen 2. Buche des Malogranatus „tractans de statu proficientium", alſo alles Schriften, die im Zeichen der Reform ſo lebendig geworden waren, hat keinerlei Provenienzhinweis. Ich vermute, ſie iſt in Klus geſchrieben worden, aber einen mir bekannten Schreiber vermag ich nicht zu erkennen. Der Einband iſt ganz ſicher in Klus angefertigt. Es begegnen die bekannten Einzelſtempel Nr. 4, 10, 12, 21, und außerdem ſind auf dem Vorderdeckel noch deutlich Reſte der alten Kluſer Bibliotheksſignatur D 5 (?) zu erkennen.

6. cod. 589 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 657.)
Dieſe Papierhandſchrift enthält ebenfalls zahlreiche kleine Schriften, und mehrere Hände ſind zu unterſcheiden. In einem Falle nennt

[1]) fol. 1r: Liber sancti Georgii in Clusa.
[2]) Über dieſen ehemaligen magister artium Andreas Sotefleſch und ſeine Handſchriften handele ich ausführlich in der verſprochenen Studie.
[3]) a) Magistralis tractatus de articulis symboli apostolici et fidei catholice. b) Henricus Nidda (d. i. der Auguſtinereremit Heinrich von Vrimar), Expositio decem preceptorum. c) Buch 1 der Imitatio Christi des Thomas a Kempis. d) Johannes Gerson, De consolatione theologiae.

Digitized by Google

ſich ſogar der Schreiber: frater Johannes Rummrod zu Klus.[1]) Das dürfte niemand anders ſein als der unter Abt Wedego aufgenommene Novize Johannes, der nur einmal in Bodos Chronik[2]) genannt wird und an dieſer Stelle weiter keinen Beinamen bekommt. Er muß ſchon vor 1505 verſtorben ſein, da er unter Wedegos Nachfolger Konrad Hyſſung nicht mehr erſcheint. Aus dem Inhalte dieſes Sammelbandes ſind hervorzuheben die Schrift des Gerardus de Vliederhoven Cordiale quatuor novissimorum, der tractatulus de reformatione virium animae des Gerhard Zerbolt von Zutphen und ein Sermo recordationis in passionem domini, addita contemplatione de duodecim horis passionis, der die Unterſchrift des oben genannten Mönches zu Klus trägt, nach deren Form es ſcheinen möchte, als ob er zugleich der Verfaſſer des Sermons wäre.

An der Herkunft dieſer Handſchrift aus Klus iſt nicht zu zweifeln.[3]) Denn auch der Einband ſpricht deutlich dafür. Es begegnen die bekannten Einzelſtempel Nr. 4, 8, 10, 21.

7. cod. 709 Helmst. (O. v. Heinemann Nr. 773.)
   Dieſe Papierhandſchrift enthält ein Dictionarium latinum ohne einen beſonderen Provenienzhinweis bis auf die alte Kluſer Bibliotheksſignatur E 3 auf dem Vorderdeckel und die auf dem ſchlecht erhaltenen Einband noch erkennbaren Stempel Nr. 4, 6, 15–17.

8. Sammelband mit Drucken. Signatur: Qu. H. 44.
   a) Gregorius Magnus, Regula pastoralis. [Köln: U. Zell, ca. 1470.] Vouillième, Köln. 509. Hain 7981.
      Bemerkung des Rubrikators am Kolophon: 1472 per XIIII s 13 fer.
   b) Antoninus Florentinus, Confessionale. [Köln: Drucker der Albanuslegende, nicht nach 1472.] G. K. W. 2085.
   c) ein handſchriftlicher Text: Tractatus perutilis de negligentiis contingentibus. (O. v. Heinemann Nr. 3908.)

   Auf dem Vorderdeckel iſt die alte Kluſer Bibliotheksſignatur A 12. Auf dem Einband begegnen die Stempel Nr. 4–8, 12, 15, 21.

9. Zwei Frühdrucke in einem Band. Signatur: Qu. H. 74.
   a) Ceremonia nigrorum monachorum ordinis S. Benedicti de observantia Bursfeldensi. [Marienthal i. Rheingau 1474.] Hain 4883.
   b) Ordinarius divinorum monachorum ordinis S. Benedicti de observantia Bursfeldensi. [Marienthal i. Rheingau 1474.] Hain 12059.

   Der Band enthält ſonſt keinerlei Provenienzhinweis bis auf die zur Verwendung gelangenden Stempel Nr. 6, 12, 15, 16.

Der Ausgangspunkt der Unterſuchung war die Perſönlichkeit des Kluſer Mönches Johannes von Brakel, der ſich als Handſchriftenſchreiber und Buch-

[1]) fol. 209v: explicit presens opusculum per me fratrem Johannem Rummrod in Clusa.
[2]) fol. 144r: frater Johannes.
[3]) Auf fol. 126v ſteht außerdem der alte Eigentumsvermerk: Liber sancti Georgii in Clusa. Zudem findet ſich auf dem Vorderdeckel die alte Kluſer Bibliotheksſignatur D 31.

Digitized by Google

binder zu erkennen gab. Seine Tätigkeit fällt in die Jahre von ca. 1485 bis 1525. Aus dieſem Zeitraum ſtammen eine Reihe von Einbänden, die auf Grund handſchriftlicher Bezeugung und mit Hilfe der Stempelvergleichung als das Werk dieſes Mönches anzuſprechen ſind. Als beſonderes Kennzeichen dieſer Einbände ergeben ſich zwei auffallende Siegelſtempel. Darüber hinaus finden ſich auf dieſen Einbänden eine Reihe von weiteren Einzelſtempeln verwendet, die bereits auf älteren Kluſer Einbänden und zwar rückwärts bis zum Jahre 1465 vorkommen. Im einzelnen vermag hierüber die folgende Tabelle ausführlich zu unterrichten:

Signatur	Stempel Nummer																					
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
cod. 547 Helmst.		×	×			×					×											
cod. 533 Helmst.	×	×	×		×	×																
cod. 596 Helmst.	×		×			×		×		×												
Qu. H. 62	×				×	×	×	×	×	×												
cod. 73 Helmst.	×		×		×	×		×			×											
cod. 373 Helmst.	×	×	×			×					×											
cod. 587 Helmst.	×	×		×	×	×																
cod. 615 Helmst.	×																					
cod. 989 Helmst.	×		×		×			×			×											
cod. 1346 Helmst.	×		×		×	×	×	×														
cod. 1359 Helmst.	×				×																	
489. 6 Theol. 2°	×					×																
456. 20 Theol. 2°	×		×		×	×		×														
3510 Helmst.	×	×		×	×	×		×			×											
3513 Helmst.			×			×	×					×									×	
3521 Helmst.	×				×	×	×	×														
3530 Helmst.	×			×		×																
3531 Helmst.	×	×			×			×			×											
3533 Helmst.	×		×		×	×		×														
cod. 13 Helmst.		×		×	×	×		×	×	×	×		×	×	×	×	×	×	×		×	
cod. 268 Helmst.		×		×		×	×	×		×	×	×		×	×	×	×	×			×	
cod. 322 Helmst.				×		×	×	×	×			×	×	×	×	×	×	×	×	×		×
cod. 464 Helmst.				×		×						×			×		×					
cod. 552 Helmst.				×						×		×									×	
cod. 589 Helmst.				×				×		×											×	
cod. 709 Helmst.				×		×									×	×	×					
Qu. H. 44				×	×	×	×	×				×			×						×	
Qu. H. 74						×						×			×	×						

Dieſe tabellariſche Überſicht zeigt deutlich, daß die Stempel Nr. 2, 4–22 zu dem alten Material der Kluſer Kloſterbuchbinderei gehörten, von denen zahlreiche, Nr. 2, 4–12, auch noch unter Johannes von Brakel verwendet worden ſind. Die Stempel Nr. 13–20, 22 verwendet er nicht mehr, dagegen tauchen mit ihm zwei neue auf, Stempel Nr. 1 und 3, die beiden charakteriſtiſchen Siegelſtempel. Die Stempelvergleichung vermochte in zahlreichen Fällen den ſicheren Ausſchlag in der Entſcheidung für Kluſer Provenienz zu geben. Sie ermöglichte darüber hinaus ſogar eine zeitliche Beſtimmung und Scheidung des einmal als Kluſer Beſitz erkannten Bibliotheksbeſtandes. Freilich wird der letztere Schritt nur unter vorſichtiger Berückſichtigung aller ſonſtigen Umſtände getan werden dürfen. Denn ſchließlich

Digitized by Google

braucht Johannes von Brakel nicht in allen Fällen ſeine Siegelſtempel verwendet zu haben. Die oben zuletzt beſchriebenen neun Einbände gehören ganz ſicherlich nicht zu ihm, wie ſich aus mancherlei Gründen ergeben hat. Sie ſtammen vermutlich von verſchiedenen Buchbindern, wie die Art der Einbandtechnik, der Deckelaufteilung nahelegt. Es iſt aber keinerlei Anhalt dafür da, irgend einen der zahlreichen Mönchsnamen, wie ich ſie für dieſe Zeit feſtſtellen konnte, als den eines Verfertigers eines dieſer Einbände in Anſpruch zu nehmen. Es iſt umſo bedauerlicher, als ſich darunter Einbände wie z. B. der zu cod. 13 Helmst. befinden, an die die Erzeugniſſe der Kunſt des Johannes von Brakel bei weitem nicht heranreichen. Aber künſtleriſche Bewertung kann und ſoll hier nicht Aufgabe ſein. Der Wiſſenſchaft kommt es allein auf Erweiterung der Erkenntnis an. Und daß in dem vorliegenden Fall die vergleichende Stempelunterſuchung ihren Teil hierzu beigetragen hat, dürfte ihren Wert als wiſſenſchaftliches Hilfsmittel von neuem erwieſen haben.

Digitized by Google

Die Handschriften der Stadtbibliothek Hof.

Von Hildebrecht Hommel.

Dem Mann, für den diese Zeilen ein Festgruß sein sollen, hat vor fünfzig Jahren die Sonne des schwäbischen Himmels in die Wiege gelacht. Und wenn wir sein vielseitiges Werk und sein regsames Wirken nun schon seit Jahrzehnten sich von Sachsen aus entfalten sehen, so kann es nicht anders sein, als daß er irgendwann einmal die Stadt Hof, die süddeutsche Einfallspforte zum Sachsenland, passiert hat. Und hat ihn da im Vorbeifahren der Lärm der Arbeit und der Rauch der Kamine an seine neue sächsische Heimat gemahnt, so hat er wohl nicht vermeint, daß dort neben Baumwollspinnerei und Brauereien auch Sinn und Boden für die Pflege des alten Buches vorhanden ist.

Ist der Sinn für Kunde und Zeugen vergangener Zeit dort nie ganz erstorben gewesen und in jüngster Zeit wieder mehr und mehr erwacht, so ist der Boden für solche Bestrebungen noch heute weit günstiger, als die verrußte Außenseite der Stadt ahnen läßt. Wer den Fuß in die Altstadt wagt, dem zeigt die Stadt der Arbeit und des Fortschritts in keuscher Verschämtheit manch sorgsam gehegte Spur aus alten Tagen: aus einer Zeit, da Hof eine Art geistigen und kulturellen Mittelpunkts des ganzen Vogtlands war. Daß diese Stadt, in der der unsterbliche Jean Paul entscheidende Jugend- und Reifejahre verbrachte, als Exponenten ihrer alten Kultur von langher eine Bibliothek gehabt haben muß, wird einem da zur Selbstverständlichkeit.

Und sie hat deren einige besessen: bei der Kirche, bei der Schule, beim Rat. Waren diese Schätze geraume Zeit — fast hundert Jahre lang — so brachgelegen, daß man von dem größten Teil der Tausende alter Bände nicht mehr wußte, wem sie eigentlich gehören, so hat das letztvergangene Menschenalter darin Klarheit geschaffen, und wenn die Neuaufteilungen, die notwendig schienen, auch nicht immer zur glücklichsten Lösung führten[1]), so gibt es doch jetzt in Hof in klarer Sonderung eine überaus wertvolle Kirchenbibliothek, eine alte (staatliche) Gymnasialbibliothek vorwiegend historisch-philologischen Inhalts, und eine Stadtbibliothek, deren Bestände hauptsächlich — aber nicht ausschließlich — das Gebiet der Theologie und Juristerei umfassen.

Die Stadtverwaltung war es, deren Initiative und deren Mittel es ermöglichten, den Anfang zu machen mit der Sichtung, Ordnung und Katalogisierung ihrer Bücherschätze. Dabei kam manch wertvolles Gut zutage, das es wert ist, daß ein weiterer Kreis Kenntnis von ihm erlange. So soll hier mit der Veröffentlichung des Handschriftenkatalogs der Anfang gemacht werden. Freilich, Klosterhandschriften des Mittelalters dürfen hier nicht erwartet werden; auch solche hat Hof besessen aus seinem alten Franziskanerkloster, aber verheerende Brände und „Harpyjarum manus", wie eine alte Quelle zur Hofer Bibliotheksgeschichte[2]) jene auch heute und auch in Hof noch nicht ausgestorbenen Marder der Bib-

[1]) Über die alte und neue Geschichte der Hofer Stadtbibliothek soll an anderem Ort ausführlicher berichtet werden.

[2]) J. Chr. *Layriz:* Origines urbis Curiae. 1685 ff., p. 208.

Digitized by Google

liotheken nennt, haben ganze Arbeit getan. Was an Handschriften vorhanden ist, beleuchtet im wesentlichen das geistige Leben der Stadt seit der Reformation und zeigt uns Hof als Hort der neuen Lehre. Nur in zufälligen Fragmenten lebt die Erinnerung an das Mittelalter fort.

Den „eigentlichen Grund" zu der Bibliothek hat Heinrich von Waldeck, Erb- und Lehenherr auf Culmitz, Döbrastöcken und Berg, gelegt, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die theologische Bibliothek seines Vaters und Großvaters von 1159 Bänden dem Gymnasium schenkte. Ihre Spuren werden in einer Anzahl der Handschriften deutlich werden (vergl. bes. die Nrn. 27, 30—35, 42 und die Bemerkungen dazu). Eine weitere ansehnliche Stiftung vorwiegend juristischer Werke machte der Bayreuthische Landeshauptmann in Hof, Philipp Ludwig von Weitershausen, ein Kind der Aufklärung, durch sein am 10. August 1795 eröffnetes Testament; auch aus seinem Besitz stammt eine Anzahl der Handschriften, wohl mehr als sich mit Sicherheit feststellen läßt. (Vgl. J. Th. B. *Helfrecht:* Über die Höfer Schulbibliothek. Hof 1795, S. VIII und XXIV f.)

Museum und Archiv der Stadt haben — besonders auch in neuerer Zeit — eifrig für sich gesammelt; ein Katalog dessen, was hier an Handschriften dazu kam, soll später in zwei weiteren Abschnitten in fortlaufender Zählung veröffentlicht werden, in eigenen Abhandlungen schon deshalb, weil die betr. Bestände leider auch räumlich von der eigentlichen Stadtbibliothek und untereinander getrennt sind und weil sie nicht so gleichmäßig historisch gewachsen sind wie die aus einem Teil der alten Gymnasialbibliothek hervorgegangene Stadtbibliothek. Ein Index, der auf die fortlaufenden Nummern verweist, soll seinerzeit die drei Verzeichnisse beschließen.

Dem Fünfzigjährigen sei zu seinem Feste hier zunächst der Strauß der 50 Handschriften der eigentlichen Stadt-Bibliothek gebunden.

Ein paar kurze Bemerkungen sind noch vorauszuschicken. Es ist nicht möglich, all die in nah und fern einzeln aufzuführen, die mündlich und schriftlich zur Identifizierung und zur zeitlichen und sachlichen Festlegung der z. T. dem Ordner nur ganz geringe Handhaben bietenden Manuskripte sowie zur Klärung oft entlegener Einzelfragen mit Material und Ratschlägen dienten. Darum sei ihnen allen hier herzlichst gedankt. Die Reihenfolge, in der die Handschriften aufgeführt werden, ist innerhalb der einzelnen Unterabteilungen nach Möglichkeit die chronologische. In welcher Sprache sie abgefaßt sind, ist nur dann ausdrücklich erwähnt, wenn dies aus dem Titel oder der Einordnung nicht eindeutig hervorgeht.

Übersicht:

A. Pergamenthandschriften (durchwegs Fragmente)
I. Lateinische Handschriften . . . . . Nr. 1—16
II. Deutsche Handschriften . . . . . Nr. 17—19
B. Papierhandschriften
I. Theologie . . . . . Nr. 20—37
II. Jurisprudenz . . . . . Nr. 38—41
III. Philosophie . . . . . Nr. 42—43
IV. Geschichte; Kriegswesen; Verschiedenes Nr. 44—50

Digitized by Google

A. Pergamenthandschriften:

Es handelt sich zumeist um Fragmente, die bei Ausbesserung von Einbänden abfielen, nur Nr. 16 und Nr. 19 wurden ihres Inhalts wegen abgelöst. Da die Fragmente großenteils sehr klein sind, kann die Datierung meist nur ganz annäherungsweise und mit Vorbehalt gegeben werden.

I. Lateinische Handschriften:

1.

Kleines Fragment einer Handschrift theologischen Inhalts. Zweiseitig beschrieben in spätkarolingischer Minuskel.
63:18 mm (10. Jahrh.). Sig.: 2° Manuscr. 4/1.

2.

Drei aneinander anschließende *Vulgata*-Fragmente, enthaltend Partien von Dan. XIII, v. 2—9 und 20—28 (die Geschichte von Susanna und Daniel); vom rechten Blatt einer Lage. — 2°, beidseitig beschrieben; je 14½ Zeilen.
(ca. 1200) Sig.: 2° Manuscr. 4/2.

3.

Zwei auf den ausgebesserten Einband eines Frühdrucks aufgeklebte Blätter eines *Missale,* die Lektionen des 1. und 2. Weihnachtsfeiertages enthaltend. (13. Jahrh.) Sig.: 4° Frühdr. 22 (Einbd.).

4.

Drei kleine Fragmente eines *Missale,* jeweils den Anfang einer „Col-l"[ectio] (= erste Oration am Anfang der Messe) enthaltend; zwei von den drei Fragmenten beidseitig beschrieben.
(13. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/4.

5.

Kleines Fragment einer juristischen Handschrift, beidseitig eng beschrieben. Kapitelüberschrift: „De commodato" (= Darlehen).
(ca. 13./14. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/5.

6.

Fragment eines 2°-Blattes einer juristischen Handschrift mit späteren Randnotizen, zweiseitig eng beschrieben; Rückseite schwarz und größtenteils unleserlich. (14. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/6.

7.

Fragment einer theologischen Handschrift; zwei Kolumnen, beidseitig beschrieben. Rote und blaue Initialen.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/7.

8.

Kleines Fragment eines liturgischen Textes mit *Neumen* auf einer Notenlinie; zweiseitig beschrieben.
(ca. 14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/8.

9.

Fragment einer theologischen Handschrift in groß-2°, vom oberen Teil eines Blattes; 2 Kolumnen, zweiseitig beschrieben.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/9.

Digitized by Google

10.

Zwei aneinander anschließende Fragmente eines *Lectionariums* in 2°; oberer Teil eines Blattes, zwei Kolumnen, zweiseitig beschrieben.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/10.

11.

Fragment eines *Missale* in 2°, mit Neumen auf vier Linien; zweiseitig beschrieben. (14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/11.

12.

Kleines Fragment einer zweiseitig beschriebenen Handschrift.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/12.

13.

Oberer Teil eines Blattes eines *Lectionariums* in 2°, beidseitig beschrieben in zwei Kolumnen; mit roten Initialen.
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/13.

14.

Kleines Fragment einer juristischen Handschrift in 2°, beidseitig eng beschrieben. Kapitelüberschrift: „De remissionibus".
(14./15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/14.

15.

Fragment eines *Lectionariums* in 2°; verschiedene Hände. Beidseitig beschrieben. (15. Jahrh.) Sig.: 2° Manuscr. 4/15.

16.

Fragment (unterer Teil) der **Sterbematrikel des Nürnberger Predigerklosters** von ca. 1490—1531. Einseitig beschrieben, oberer Teil und Ecken weggeschnitten. Drei Kolumnen.
groß-2° (48 cm [= Originalbreite]: 37½ cm)
Nürnberg 1494—1531. Sig.: 2° Manuscr. 18.

Wurde Mitte des 17. Jahrh. als Einband einer jurist. Handschrift (2° Manuscr. 12, s. unt. Nr. 38) verwendet. Es fehlen die Jahre von ca. 1490—1493, von ca. 1505—ca. 1510 und von ca. 1519—ca. 1524. Mit dem letzten Eintrag von Januar 1531 schließt das Verzeichnis ab (von 1525 an ging das Kloster langsam ein, bis es 1543 der Stadt übergeben werden konnte: Andr. *Würfel,* Beschreibung der ... Kirchen, Klöster und Capellen in Nürnberg 1761, S. 61; *ders.*: Diptycha Ecclesiarum Norimbergensium ... 1766, S. 297; Fr. *Bock,* Das Nürnberger Predigerkloster. i. d. Mittlgn. d. Ver. z. Gesch. d. St. Nürnbg., 25. Heft 1924. S. 159 ff.). Das Blatt enthält 36 Namen, von denen 8—10 ganz oder teilweise unleserlich sind. Nur sieben Namen scheinen bisher bekannt zu sein (verzeichnet bei Fr. *Bock* a. a. O., S. 182 f. und S. 185 als Nrn. 74, 83, 110, 111, 112, 114, 115). Von den übrigen sind eine Anzahl in auswärtigen Klöstern gestorben; im ganzen erscheinen drei als Beichtväter des Nürnberger Katharinen-Frauenklosters (Dominikanerinnen), darunter einer bisher unbekannt (vgl. Wltr. *Fries,* Kirche und Kloster zu St. Katharina in Nürnberg, a. a. O. S. 43, Anm. 108 a): Johannes Schmidel confessor sororum † Sept. 1503. Für die Forschung ist das wichtigste Novum das Todesjahr der beiden bekannten Buchbinder Forster'scher Schule: Wilh. Krug († 1494) und Johs. Wirsing († 1495); über sie vgl. zuletzt Fr. *Bock* i. Jahrbuch der Einbd.-Kunst II 1928, S. 31 f.

Die Identifizierung der Handschrift, in der Nürnberg nicht genannt ist, hat Paul Glück-Bamberg freundlichst nachgeprüft und durch den Nachweis der Arbeiten von Fries und Bock bestätigt. Die Handschrift wird voraussichtlich in den Mittlgn. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg veröffentlicht werden.

Digitized by Google

II. Deutsche Handschriften:

17.

Drei Fragmente einer Urkunde („ . . . Schöpffen vnde Rath . . ."), eines davon aus zwei Stücken zusammengeklebt und beidseitig beschrieben.

2⁰(?) (15. Jahrh.) Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/17.

18.

Kleines Fragment einer Handschrift mit Randglossen.

2⁰(?) (15. Jahrh.) Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/18.

19.

Fragment einer Handschrift, das ca. 1600 (in Nürnberg?) als Einband verwendet wurde. Zwei Blatt einer Lage, das erste nur noch zur Hälfte erhalten. In zwei Kolumnen geschrieben. Zwischen beiden Blättern fehlt eine Lage (?). Unten einige Zeilen weggeschnitten. Es handelt sich um ein Stück aus einem deutschen *Mystikertext,* Betrachtungen und Gebete über das Leiden enthaltend.

4⁰ (15. Jahrh.) (1 1/2 Bl.) Vorläufige Sig.: 2⁰ Manuscr. 4/19.

An einer Stelle des Textes wird das Auswendiglernen der „hundert Betrachtungen" empfohlen. An andern Stellen erscheinen formelhaft die Wendungen „der erst maister sprach" (usf. bis zum 10. Meister), ferner: „der erst schad ist wie (od. daz) . . ." (usf. „der ander schad" etc.). Als Kapitelüberschriften erscheinen „Die weishat", „daz ist ain gut gepet" etc. Die Sprache ist oberdeutsch.

Das Stück stellt sich inhaltlich nah zu spätmystischen Schriften wie etwa zu den Predigten des Joh. Geiler von Keisersberg oder zu Plenarien wie „Der Schatzbehalter", „Die Himmelsstraß" u. ä. Das letztgenannte Erbauungsbuch bietet ebenfalls Aufzählungen wie „Das erst übel ist, daß . . ." und empfiehlt ebenfalls das „offt überlesen" der Betrachtungen (vgl. Vinc. *Hasak:* Der christliche Glaube . . . in . . . deutschen Sprachdenkmalen . . . 1868, S. 275 und 279).

B. Papierhandschriften:

I. Theologie:

Vgl. a. die Nrn. 1—4, 7—11, 13, 15, 16, 19, 38, 40, 46—50).

20.

Ehrenbergk, Hartmud von: Eynn Cristlich vermanung und anzaigung eynes Geistlichen Erbaren weges zu Erledigung der grausamen künftigen tyranney der Tuerken.

2⁰ (o. O.) (1523) (6 Bl.) Sig.: 2⁰ Frühdr. 40 / Beiband 4.

Zusammen mit der Handschrift Nr. 44 (s. unt.) angebunden an ein Exemplar der Straßburger Ausgabe des Layenspiegels von Udalricus Tengler 1518.

21.

a) Bl. 1— 6: *37 Thesen der „Antinomer"* mit Vorrede Martin **Luthers** von 1537, in deutscher Übersetzung.

b) Bl. 7—12: *Luther,* Martin: Thesenreihe (48 Thesen) zu seiner zweiten Disputation gegen den „Antinomer" D. Johannes Agricola (von) Eisleben („Islebius") (12. Jan. 1538), in deutscher Übersetzung.

c) Bl. 12—16: *Luther,* Martin: Dritte Thesenreihe (40 Thesen) gegen Joh. Agricola vom Anfang des Jahres 1538, in deutscher Übersetzung.

Digitized by Google

d) Bl. 16—19: *Luther,* Martin: Vierte Thesenreihe (41 Thesen) gegen Joh. Agricola vom Anfang des Jahres 1538, in deutscher Übersetzung.
e) Bl. 20—23: Deutsch abgefaßter Brief des Kurfürsten *Joachim* II. von Brandenburg [an D. Joh. Bugenhagen Pomeranus in Wittenberg] in Sachen des Joh. Agricola. Datum . . . Cölnn an der Sprew (= Neukölln) 28. Okt. 1540. (Zeitgenössische Abschrift).
f) Bl. 23—25: desgleichen, Datum Cölnn an der Sprew 6. Nov. 1540. (Zeitgenössische Abschrift).

4° (o. O.) (geschrieben ca. 1540/45) (25 numer. Bl.)
Sig.: 4° Frühdr. 37 / Beiband 11.

Letztes Stück eines Sammelbandes wertvoller reformatorischer Frühdrucke. Der Besitzer, der den Band laut Vermerk 1548 zusammenbinden ließ, vorne mit einem handschriftlichen Inhaltsverzeichnis versah und sich bei der Gelegenheit als M. *Knise* bezeichnet, ist auch der Schreiber der Handschrift [1]).

Sämtliche Thesen waren bisher nur lateinisch bekannt und sind erstmals von Luther nacheinander in vier Plakatdrucken im Dezember 1537 und Anf. Januar 1538 veröffentlicht (ein Exemplar dieser sehr seltenen Drucke in der Hamburger Staatsbibliothek unter Sig. 2° O. A. IX, No. 487 c), später dann mehrmals abgedruckt worden (am zugänglichsten in: Lutheri Opera Latina varii argumenti . . . Vol. 4. Francof. ad Moen. 1867, p. 420—424 und 427—436; die beiden ersten Thesenreihen auch bei P. *Drews,* Disputationen Luthers 1895, S. 249—252 und 336—339). —

Von den zwei Briefen Joachims II. ist bisher nur der zweite (vom 6. 11. 1540) bekannt; er ist nach einer späten Abschrift (v. J. 1594) aus einer Erlanger Handschr. (Cod. Erlang. 1665 in 2°, p. 112 b f.) von S. *Kawerau* abgedruckt worden in der Zeitschr. f. Kirchengesch. 1880, S. 450 f. — Die hier verzeichneten neuen Funde sollen veröffentlicht und ausführlicher gewürdigt werden in der Zeitschrift für bayr. Kirchengeschichte 1930.

22.

Symbolum, quod *Apostolicum* vocant, . . . Praeterea . . . quatuor . . . Conciliorum . . . πίστεως ἐκθέσεις . . . etiam . . . Athanasij Symbolum, et Niceni expositio . . . (Scripsit) Johann. [Heus]inger Svinfurtensis.

8° (o. O.) [ca. 1582] (8 Bl.) Sig.: 8° Manuscr. 16.

Der Schreiber, der auf dem Einband mit „JHS 1582" als Besitzer des Bands bezeichnet ist und auch sonst das Sammelbändchen theologischer Drucke des 16. Jahrh. mit handschriftlichen Notizen und Exzerpten (aus Cyprianus, Eusebius, Gregor von Nazianz, Ph. Melanchthon, Mart. Crusius und Mart. Chemnicius) versehen hat, war 1600—1606 Pfarrer in Zell und Weipoltshausen, von da an bis 1623 Diaconus in Schweinfurt (siehe Mich. *Sixt:* Ref.-Gesch. v. Schweinfurth 1794, S. 297 und 291).

23.

Instruction und Articuli Visitationis. Des . . . Friedrich Wilhelms Herzogen zu Sachssen Vormundt, vnd der Chuhr Sachsen Administratorn, . . . Visitatores [sic!] so . . . sonderlichen zu Plauen den 23. 24. 25. vnd 26. Nouemb: gehalthen worden. Ao. 92. (Abschriften)

[1]) Auf das Titelblatt des im gleichen Sammelband enthaltenen frühesten Druckes der Stadt Berlin (Joh. *Agricola:* Confession . . . 1540 in 4°), auf dessen Inhalt sich die beiden Briefe Joachims beziehen, schrieb Knise eine auf Agricola bezügliche Bemerkung, die zu verraten scheint, daß er sein theologischer Parteigänger oder doch Anhänger war. Möglicherweise ist er identisch mit dem im Sommersem. 1495 in Leipzig immatrikulierten Johannes Knyße de Yßlebe (Gg. Erler, Die Matr. d. Univ. Leipz. I 1895, S. 408); dann würde schon die Herkunft aus Eisleben das Interesse für den jüngeren Landsmann Agricola (geb. ca. 1494) erklären.

Digitized by Google

(7 Blätter Herzogl. Verordnungen etc.; 12 Bl. je 4 affirmative und 4 negative Artikel; 1 Bl. „Forma Subscriptionis"; 2 Bl. betr. die Weigerung des tapferen Stadt-Medicus D. Nicolaus Widtman, das der Visitation zugrundegelegte Bekenntnis zu unterschreiben.)

4° Plauen (1592) (22 Bl.) Sig.: 4° Dog.-pol. 7[t] / Beiband.

24.

Huber, D. Samuel:

a) Bekandtnus samuelis Huberi SS Theologiae Doctoris Vonn dem Streit Von der gnadenwahl. (5 negative Thesen.)
b) Was ich D. Samuel Huber glaube. (6 positive Thesen).
c) An D. Hunnio Vnnd seinen mitherrn (?) verwürfe (verweisse?) ich diese lehren. (13 Thesen.) [Subscript:] Samuel Huberus, Doctor Ratisbonae scripsit. A° 94. 29. Junij:

8° (Regensburg) 1594 (3 Bl. = 5 S.)
(Abschrift aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh.)
Sig.: 8° Dog.-pol. 83[d] / Beiband.

Der 1547 in Burgdorf bei Bern geborene, vom reformierten Glauben zum Luthertum übergetretene Theologe war, „Universalist" und Gegner der Prädestinationslehre auch in der mildesten, von seinem Wittenberger Kollegen Aegidius Hunnius vertretenen Form Er verlor 1594 seine Professur und hatte sich auf dem Reichstag in Regensburg wegen seiner Lehre zu verantworten.

Bereits am 7. Februar des Jahres hat er ein offizielles Bekenntnis seiner Lehre in deutscher Sprache abgefaßt und seinen Widersachern eingereicht (abgedruckt *Acta* Huberiana T. I. Tubing. 1597, S. 254 ff.), am 7. Juli 1594 hat er in Regensburg seinem Gegner Lucas Osiander eine kurze lat. „Confessio" übergeben (ebenda, T. II, S. 215 f.). Zu beiden ist das hier abgeschriebene, mehr persönliche — viell. für seine Freunde abgefaßte? — Bekenntnis eine wertvolle Ergänzung. Die Handschrift ist nicht die des Besitzers des Bändchens: Christoph Lip[per]t aus Wunsiedel (immatrikuliert Leipzig 1590, Wittenberg 1597), sondern stammt wohl von dem Nachbesitzer des Bändchens, mag aber noch zeitgenössisch sein, da Huber's Sekte und das Interesse für seine Lehre nach seinem Tode sehr bald erlosch (Huber starb nach unstetem Wanderleben am 25. 3. 1624 zu Osterwieck i. d. Prov. Sachsen); ihr Glaubensinhalt freilich, die Überzeugung vom Auserwähltsein aller zum ewigen Leben, nah verwandt mit der Anschauung von einer Apokatastasis hapanton, findet heute noch in jedem undogmatischen Gemüt Widerhall. (Vgl. *Jöcher's* Gel.-Lex. II 1750, Sp. 1742 f. und die neueren Enzyklopädien s. v. Huber; an älterer Literatur noch besonders Sam. *Huber,* Histor. Beschreibung des gantzen Streits/ ... 1597, Bog. Q).

25.

Stumpf, Johann: Ein Schön geistlich Liedt Im Thon Ach gott vnd He[rr] D. Johans Stump[fij] — „Ach gott Vatter im Himmelreich ..." (entstanden wohl in Bayreuth; 14 vierzeilige Strophen; Abschrift).

8° (o. O.) [ca. 1625] (2 Bl. = 3¼ S.) Sig.: vor 8° Th. pr. 83.

Der Verfasser des Liedes, geb. 1587 zu Nemmersdorf in Oberfranken, war von 1613 an ständig in Bayreuth, zuletzt als Superintendent und Konsistorialrat. Er wurde im Sept. 1632 von den kaiserlichen Truppen als Geisel nach Leipzig geschleppt und nach argen Mißhandlungen und Strapazen erst nach der Schlacht bei Lützen wieder in die Heimat gebracht. Drei Tage nach der Rückkunft starb er an den Folgen der erlittenen Drangsale (17. 12. 1632). Das Lied ist aus der Not des Krieges gedichtet, dessen Opfer der Verfasser nachmals selber wurde. Es ging in manches ältere Gesangbuch über; wie mir Ernst Ortloph-Nürnberg freundl. nachwies, ist es abgedruckt bei Alb. *Fischer* & W. Tümpel: Das deutsche evangel. Kirchenlied des 17. Jahrh. Band III 1906, S. 163 f. unter Nr. 213. — Über Joh. Stumpf vgl. G. W. A. *Fikenscher,* Gelehrtes Fürstenthum Baireut Bd. 9, 1804, S. 104—112 und die kleine Monographie von *Hagen* im Archiv f. Gesch. d. Obermainkreises I 3, S. 118 ff. (im Bd. I 1 der gleichen Zeitschr. findet sich als Titel-

Digitized by Google

bild eine Lithographie nach Stumpfs im Chor der Bayreuther Stadtkirche befindlichem Ölporträt). St. war der Herausgeber des ersten Baireuther Gesangbuchs (1630).

26.

Augspurgische Religionshandlung. Fürgangen Mense Juni 1628. 4° (o. O.) (1628) (28 Bl.). Sig.: vor 4° Dog.-pol. 84.

27.

[Waldeck,] Johannes Heußinger [von]: Lateinische Notizen zu Jac. Heerbrandi Aphorismi e Compendio Theologico ... 1605 (in 12°), auf 4°-Blättern, mit denen dieses Bändchen durchschossen ist. Vermutlich Kollegnachschrift. 4° [Schweinfurt?] [16]30 (75 Bl.). Sig.: 4° Th. misc. 24d.

Der Schreiber der Handschrift Johann H. v. W. war nachmals von 1659 bis zu seinem Tode (22. 5. 1673) Superintendent von Wunsiedel und durch seine Gelehrsamkeit, Redebegabung und Sprachgewandtheit (er beherrschte neun Sprachen) berühmt. Er war am 4. 2. 1613 als Sproß einer altangesehenen aber verarmten Familie Heußinger (sein Vater war Bauer) in dem Dorf Cremiz geboren und besuchte nach kurzem Aufenthalt an der Leipziger Universität um 1630 (s. ob.) gerade nochmal für einige Jahre das Gymnasium in Schweinfurt, wo er nebenbei Hauslehrer war. Nach weiteren Studien in Straßburg und Jena bekleidete er von 1637 an nacheinander ein paar Dorfpfarrers-Stellen und das Dekanat in Baiersdorf bei Erlangen. Auf einer seiner Pfarreien vertrieb er einmal gegen Ende des 30jährigen Krieges mit zwei Bauern 24 Reiter aus dem Dorfe. So war es nicht ohne Sinn, wenn auch er geadelt wurde, als im Jahre 1651 Kaiser Ferdinand III. zweien seiner Brüder, die sich als Offiziere im Kriegsdienst ausgezeichnet hatten, einen Adelsbrief (mit dem Prädikat „von Waldeck") verlieh. Sein Sohn war der ein Menschenalter in Hof als Superintendent wirkende Joseph Friederich, der sich späterhin nur noch „von Waldeck" schrieb und zur Konsolidierung seines ererbten jungen Adels von 1689—95 drei Herrschaftsgüter erwarb; aus seinem bezw. seines Sohnes Besitz stammt auch diese Handschrift (s. ob. die Einleitung und vgl. unt. die Nrn. 30 u. ff.). — (Vgl. Fikenscher, Gel. Baireut Bd. 10, S. 38—42.)

Der Tübinger Professor Jacob Heerbrand war bereits 1600 gestorben, aber sein theologisches Compendium und Extrakte daraus wurden weiterhin viel im theologischen Lehrbetrieb an Universitäten und Gymnasien benützt und den Vorlesungen zugrundegelegt.

28.

Hunnius, Aegidius: Theses de abrogando Exorcismo, quas paulo ante discessum ex hac Vita Conscripsit, ut de iis Witebergae in Academia disputaretur. (Abschrift eines Druckes, der 1606 in Erfurt bei Mart. Wittel erschienen ist.) 4° (o. O.) [ca. 1630?] (16 Bl.). Sig.: 4° Asc. 2g / Beiband 8.

Der Verf. scheint für Abschaffung des Exorzismus als eines Aberglaubens Stellung zu nehmen (vgl. jedoch die Bemerkung zur nächsten Nr.).

29.

Garthius, Helvicus: Epistola de Disputatione D. Hunnii de Exorcismo ad Fridericum Taubmannum. Ossatii Misniae (= Oschatz) 16. Jan. 1607. (Abschrift von der gleichen Hand wie Nr. 28.)

4° (o. O.) [ca. 1630] (3 Bl.). Sign.: 4° Asc. 2g / Beiband 9.

H. Garthius, der Schwiegersohn des Aeg. Hunnius, antwortet hier auf einen Brief des Taubmann. Er versucht, darzutun, daß die Hunnius'sche Schrift nur eine Zusammenstellung der gegen den Exorzismus sprechenden Gründe sei, die Hunnius' eigene Stellungnahme noch nicht enthalte, vielmehr durchaus offen lasse (vgl. dazu Henke und Kunze in der Realenc. f. prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl. Bd. 8, 1900, S. 458; dort weitere Literatur). —

Der Adressat des Briefs ist der aus Wonses in Franken gebürtige Wittenberger Theologe und Satiriker († 24. 3. 1613), seit 1595 Professor der Beredsamkeit, den man übertreibend als „Hofnarren" der sächsischen Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I. bezeichnet hat.

Digitized by Google

30.

Martini, Jacobus: ... Propriâ manû scriptus, nunquam in lucem editus, Commentarius in Novem priora capita S: Prophetae Danielis, ... (Titelblatt von der Hand des Jos. Frieder. von Waldeck.)
2° [Wittenberg, ca. 1630/40] (706 S.). Sign.: 2° Manuscr. 10.

Martini ist geboren zu Langenstein 16. 10. 1570, gestorben zu Wittenberg 30. 5. 1649; er war 1623—49 Theologieprofessor in Wittenberg (s. Jöcher's Gel.-Lex., Fortsetzg. Bd. IV 1813, S. 851—54). Die Handschrift war laut Eintrag nach des Verf. Tode zuerst im Besitz des Johann Heußinger von Waldeck (s. ob. zu Nr. 27), dessen Sohn Jos. Friederich sie dann erbte.

31.

Musaeus, Joh.: Tractatus De Nouissimis [= über die „letzten Dinge"]. 4° (Jena) [ca. 1660?] (18 S., 93 Bl., Schluss fehlt). Sig.: 4° Manuscr. 34.

Die Handschrift scheint von Musäus (geb. 7. 2. 1613 in Langenwiesen, gest. 4. 5. 1681 als Professor in Jena) selbst geschrieben zu sein, enthält aber zahlreiche Notizen von der Hand seines Schülers Jos. Fried. v. Waldeck, der 1660/62 in Jena bei ihm studierte (Fikenscher, Gel. Baireut 10, S. 43) und der die Arbeit später bei Abfassung von Nr. 34 (s. unt.) benützte und mehrfach zitierte Über Musäus, der auch sonst eine Reihe von Arbeiten ungedruckt hinterließ, siehe Jöcher's Gel.-Lex. III, 769f. und Zeumer, Vit. profess. Jenens. p. 178ff.

32.

Waldeck, Joseph Friedrich von: Sammelband in 4°. (1659—1709) (1024 S., eine Anzahl davon leer.) Sig.: 4° Manuscr. 61.

Inhalt:

p. 1—470: a) ... Catechetische Fürstellung der Zeith und Ewigkeit [58 Katechismuspredigten] ... Geschehen in der pfarr-Kirchen zu S. Veit in ... Wunsiedel ... 1. Adv. 1675 [bis] 27. Trinitat. 1676 [ein Teil dieser Predigten laut Vermerk später in Hof wiederholt?]
(Wunsiedel 1675—76) (461 S. u. 2 Bl. Register).

p. 471—78: b) Zwei Reden bei profanen Anlässen, die zweite gehalten 14. August 1693 vor der Hofer Bürgermeisterwahl. (Hof).

p. 481—90: c) „Proloquia" für die öffentlichen Schulprüfungen am Hofer Gymnasium 1681, 1682 & 1687 nebst „Σκιαγραφία" [Entwurf] der 1681 abzuhaltenden Examensdisputation: „de Theologia in genere". (lateinisch). (Hof 1681—87.)

p. 491—634: d) [in 8°-Format?] Materialien und Konzepte für Hofer Schulprüfungen (lateinisch); theologischen Inhalts. [Hof] (1680ff.)

p. 641—86: e) Material zu einer Reihe von Disputationen „De lege et Evangelio". (lateinisch). [Hof] (1690).

p. 689—706: f) Entwurf einer lateinischen Examensdisputation „De aeterna Dei electione hominum ad ... gloriam, siue de Praedestinatione". [Hof, ca. 1695?]

p. 719—57: g) Material und Entwurf zu einer lateinischen Examensdisputation „Ad XXIII. articul. de scandalo et ad XXIV. artic. de cruce et consolationibus, juxta Compendium Theol. B. [Leonh.] Hutteri. [Hof] (1703).

p. 759—868: h) Ausarbeitung des Materials zu einer latein. Examensdisputation am Hofer Gymnasium „De Novissimis" [= über die „letzten Dinge"] (Hutter, Comp. theol., artic. XXVIII).
[Hof] 1708 (110 numer. S.).

Digitized by Google

p. 887—903: i) [in 8°-Format?] Neun Konzepte zu lateinischen Ansprachen und Vorsprüchen bei Gymnasialfeiern. (Die beiden letzten — von 1706 und 1709 — sind lose eingelegt, das letzte Stück ist wohl eine der letzten schriftlichen Äußerungen des April 1709 verstorbenen Autors). [Hof] (1681—1709).

p. 909—94: k) [in 12°-Format?] Ein halbes Schock griechischer, lateinischer und hebräischer Gratulations- und Gelegenheitsgedichte und „Invitationes" (in Prosa) etc., die z. T. — laut Vermerk — auch gedruckt sind.
(Wunsiedel, Jena, Wittenberg, — Basel? 1662—etc.) (1659—63).[1])

p. 1002—21: l) Sechs Rezepte bezw. genaue Beschreibungen alchemistischer „Processus" und „Tincturen" (sämtl. in deutscher Sprache). Besonders interessant das 4. Rezept (p. 1007—1017): Barthel Waltenbergers (Waldenbergs) Kunst, und rechte Tinctur aller metallen, so er einem Geistlichen Doctori, uf Bitt, verehret, welche mein Seelig. Schwer-Vatter, Herr Wolff Adam Pachelbel von und uf Gehag, . . . Wunsiedel, mit eigener Hand abgeschrieben, daraus ichs Jos. Fr. von Waldeck hierein gezeichnet habe. [auf p. 1014:] „Actum, d. 29. Septembr., Ao. 1553 Bartolt. Waldenberg." Auf p. 1017 interessante Zeichnungen der Retorten und Instrumente, die zu dem Rezept benötigt sind.
Das 5. Rezept (p. 1018f.) ist dem J. Fr. v. W. „in großem Vertrauen Von Hn. Michael Kölbeln, alten Schulmeister zu Schönbrunn [bei Wunsiedel] gegeben, und erklehret worden, d. 29. Jan. 1677." —
Das letzte Rezept [p. 1020f.] betrifft eine „Tinctura verissima . . . , so mir ein guther Freund vertrauet". Waldeck schließt es seines Amts und Berufs eingedenk mit den Worten: „. . . , so hastu guth und beständig gold. Gott gebe auch zur Seelen, was noth ist, Amen!" —
[Wunsiedel, ca. 1677].

p. 1022—24: m) Auszüge „e [Seb.] Münsteri Cosmographia, edit. Basiliensis, auct. ad ann. 1578", die Waldeckische Familiengeschichte betreffend. (deutsch). [Wunsiedel, ca. 1677].

Dieser Band, der die ganze Vielseitigkeit des berühmtesten der alten Hofer Superintendenten widerspiegelt, umfaßt (zusammen mit der nächsten Handschrift, No. 33) ein halbes Jahrhundert eines arbeitsreichen Lebens. Jos. Friedr. von Waldeck (damals noch Heussinger) war geboren am 23. 9. 1641 zu Lindenhard bei Bayreuth, wo sein Vater (s. ob. Nr. 27 und 30) Pfarrer war; er studierte in Jena 1660—62 (vgl. ob. Nr. 31), in Wittenberg 1662/63, wurde vom Studium weg Rektor der lateinischen Schule in Wunsiedel, wo er fortan auch seinem alternden Vater fleißig mit Predigen aushalf. Vorübergehend war er dann 1668/70 Pfarrer in Marktleuthen gleichen Kapitels (vgl. unten Nr. 34), von 1670 an als Syndiaconus, später als Archidiaconus wieder in Wunsiedel, schließlich von 1679 bis zu seinem Tode (29. 4. 1709) Superintendent, Professor der Theologie und Inspector des Gymnasiums zu Hof, wo er bei großer Beliebtheit eine eifrige Tätigkeit entfaltete. Veröffentlicht hat er außer einigen Programmen — ganz kennzeichnend für

[1]) Die Subscripte sind z. T. ausgestrichen; anscheinend sind einige Gedichte von J. Fr. v. W. auf Bestellung für andere gemacht.

Digitized by Google

die vorwiegend aufs Praktische gerichtete Art seines Wirkens — fast nur Leichenpredigten, darunter die große dreiteilige Sammlung „Ehren-Gedächtnis der Gerechten" (Hof 1699).

Einen neuen Zug zu seinem Bilde fügen in der vorliegenden Handschrift die Zeugnisse von seiner Beschäftigung mit der Alchemie, die sich ja damals in vielen Köpfen mit strammer lutherischer Orthodoxie wohl zu vertragen schien. Den Hang zur Mystik mag er überdies von seinem Vater geerbt haben, dem in Lindenhard einmal nachts die Muttergottes erschienen sein soll, ihn in glänzendem Gewande zum katholischen Glauben zu überreden. (*Fikenscher*, Gelehrtes Baireut Bd. 10, S. 40 u. 42—48; *Jöcher's* Gel.-Lex. IV. Sp. 1780).

Der interessante Sammelband wurde 1930 im Tauschweg vom Dekanat Wunsiedel erworben und bietet eine willkommene Ergänzung zur folgenden Nummer und zu den anderen aus Jos. Fr. v. Waldecks Besitz an die Gymnasial- und dann später zur Stadtbibliothek Hof gekommenen Bücher und Handschriften (s. ob. die Einleitung).

33.

Waldeck, Joseph Friederich von: Etwa hundert Faszikel Predigten aus seiner ganzen Amtszeit, z. T. schon in Wunsiedel und Marktleuthen gehalten und nachmals — z. T. mehrfach — wiederholt (oft laut Vermerk „mutatis mutandis"!). Die größeren Faszikel vereinigen die an den gleichen Sonntagen verschiedener Jahre gehaltenen Predigten. (Im ganzen ca. 500 Predigten.) (Ungebunden.)

4° Wunsiedel, Marktleuthen, Hof. Ca. 1665ff. Sig.: 4° Manuscr. 62.

34.

W[aldeck], J[os.] F[rid.] a, Pastor in Marckleuthen: ... De Extremo Judicio, Articuli XVII. Augustanae Confessionis, quoad potiora, ... calamo festinantiss[imo] ob Synodum Wunsideliens[em] d. 14. Julij 1669. habendam, ... [Entwurf einer Synodaldisputation.]

8° (Marktleuthen, Ofr. 1669) (14, 23, 30 Bl.). Sig.: 8° Manuscr. 22.

35.

Acta Curiensis in Variscia Synodi secundum Augustanae Confessionis inuariatae Articulos ... ad Div. Michaëlis publicè celebratae (Praeside atque Examinatore) Jos. Friederico de Waldeck ... Superintendente ...

a) III. Artic., de Persona & Officio Christi, ... XI. Oct. 1682.

b) XXVIII. seu Artic. VIII. abusuum, ... de potestate ecclesiastica, ... 6. Oct. 1706.

4° (Curiae) (2 Hefte) 1682 und 1706 (1) = 1 Bl., 108 S., 4 Bl.; 2) = 46 Bl.). Sig.: 4° Manuscr. 2.

Die „Acta" enthalten jeweils auch genaue Verzeichnisse der Kapitelsgeistlichen, die an der betr. Synode teilnahmen. — St. Michael ist heute noch die Hauptkirche in Hof.

36.

Calmet, Dom Augustin: Untersuchung von dem Kriegs Wesen der alten Hebreer. Aus dem Französischen des Dom Aug. C. (Dissertation sur la milice des anciens Hebreux.) [Enthält auf S. 105—146:] *Folard,* Chevalier [Jean-Charles] de: Dissertation sur la Tactique des Hebreux [im Anschluß an Calmet's Schrift].

4° (o. O.) [Mitte des 18. Jahrh.] (152 S.). Sig.: 4° Manuscr. 7.

Beide Abhandlungen scheinen unveröffentlicht zu sein und sind von der gleichen Hand geschrieben. Bei *Calmet,* der ca. 25 Werke im Manuskript hinterlassen hat, kann es sich allerdings auch um einen Auszug aus einem seiner größeren exegetischen Werke handeln. Er ist 16. 2. 1672 in Lothringen geboren, war Benediktiner in St.-Vannes und starb als hochgeachteter Gelehrter am 25. 10. 1757 in Sénones (s. *Biogr.* universelle, 2de Ed., T. VI, p. 422).

Digitized by Google

J.-Ch. *Folard* (geb. Avignon 13. 2. 1669, gest. ebenda 23. 3. 1752) war ein bedeutender Polybios-Forscher und Kriegs-Historiker (s. *Biogr.* Univ.[2] XIV, p. 288—91).

Die Handschrift stammt aus dem Besitz des Landeshauptmanns Ph. L. v. Weitershausen (s. oben die Einleitung).

37.

Sieben *Predigtentwürfe,* davon fünf zum 90. Psalm und je einer zum 91. u. zum 92. Psalm, anschließend ein Kirchengebet. (Verfasser nicht ermittelt.)
8° (o. O.) [ca. 1800?] (5 Bl.). Sig.: 8° Manuscr. 12.

II. Jurisprudenz:

(Vgl. a. die Nrn. 5, 6, 14 und 17.)

38.

Prolegomena de libris vtrivsque iuris [und acht weitere Extrakte juristischer Compendien meist in übersichtlicher Tabellenform]. (Darunter besonders ein „Ärbor consanguinitatis" und eine „Computatio graduum consanguinitatis et affinitatis".)
2° (Nürnberg?) [Mitte 17. Jahrh.] (96 S. und 15 leere Blätter; meist quer über beide Seiten geschrieben; auch S. 14—19 und 43—45 leer). Sig.: 2° Manuscr. 12.

Es handelt sich möglicherweise um ein ausgearbeitetes Kollegheft von Altdorf(?). Auf Nürnberg weist S. 41 ein Auszug „aus der verneuerten Gerichts-Ordtnung zu Nürmberg p. 188" und die Provenienz des als Einband der Handschr. verwendeten Pergamentfragments (s. ob. Nr. 16). Terminus post quem ist die Erwähnung einer ‚nunc' geltenden Gebühr nach Festsetzung Kaiser Ferdinands II. vom Sept. 1631, auf p. 77; terminus ante quem ein Nachtrag von offensichtlich späterer Hand auf p. 34 f., der sich auf d. J. 1713 bezieht. Die Handschr. ist kalligraphisch mehr gemalt als geschrieben, mit schwarzer (brauner), grüner und roter Tinte, auf schönem Papier mit interessanten Wasserzeichen. Vielleicht aus der Weitershausen'schen Bibliothek (s. ob. die Einleitung)?

39.

Elementa Juris Feudalis vniuersalis.
8° (o. O.) [Anf. od. Mitte des 18. Jhdts.] (16 Bl.) Sig.: 4° Manuscr. 12.

Wohl ein Kollegheft, dessen Verfasser bezw. Schreiber jedoch nicht zu ermitteln war.

40.

Boehmer [Justus Henning]: Discursus Juris Canon[ici] Lib. III/IV.
4° [Halle] [ca. 1730?] (700 S. und 3 Bl. Inh.-Verz.) Sig.: 4° Manuscr. 5.

Kolleg-Nachschrift von unbekannter Hand. J. H. Boehmer, der berühmte Verfechter naturrechtlicher Anschauungen, ist geb. 29. 1. 1674 zu Halle, wo er seit 1697 bis kurz vor seinem Tode (Hannover 1749) Kirchenrecht lehrte. Ein schriftlicher Niederschlag des in jenem Kolleg behandelten Themas erschien 1738 unter dem Titel: Institutiones Juris Canonici.

41.

Elementa Juris Germanici. Deutsche Kolleg-Nachschrift von der Hand des J. E. *Hofmann* (in 695 §§).
4° (Erlangen) [Mitte des 18. Jhdts.] (214 Bl.) Sig.: 4° Manuscr. 12[1].

III. Philosophie:

42.

Metaphysica. [Geschrieben von der Hand des Jos. Frieder. von Waldeck.] 4° [Jena?] [ca. 1660-62?] (110 Bl.; Schluß fehlt). Sig.: 4° Manuscr. 32.

Wohl ein Kollegheft aus der Jenaer Studienzeit v. Waldecks.

Digitized by Google

43.

Eschenmayer, Prof. [Adam Karl August]: Psychologie oder Seelenlehre. Ein Fragment. Tübingen abzuschr. angef. am 19ten Noubr. 1814. [Auf dem vorderen Vorsatzblatt:] Carl **Sand.** stud. theol. Abgeschr. zu Tübingen. 1814—1815. Im Winter. groß-8° Tübingen 1814—15 (40 Bl.).
Sig.: 4° Manuscr. 13.

Eine der Reliquien des unglücklichen Burschenschafters Carl Sand, der durch die Ermordung Kotzebue's (1819) berühmt geworden ist und das Jahr darauf am 20. Mai in Mannheim seine Tat mit dem Leben büßte. Er war in Wunsiedel als Stadtrichtersohn 5. 10. 1795 geboren. 1814 begann er in Tübingen nach Absolvierung des Regensburger Gymnasiums seine Studien. Das Kolleg über Psychologie, das er bei Eschenmayer hörte und das im Wesentlichen nur die Empirische Psychologie umfaßt, entspricht etwa dem I. Teil von dessen „Psychologie", die 1816 in Tübingen in erster, 1822 in zweiter Auflage erschien. Eschenmayer war damals (seit 1811) a. o. Professor für Medizin und Philosophie in Tübingen, von 1818—36 ord. Professor. Er war am 4. 7. 1768 in Neuenbürg in Württbg. geboren, war vor seiner akademischen Laufbahn Arzt gewesen und zog sich auch später wieder vom Lehramt zurück, starb am 17. 11. 1852 in Kirchheim u. T. (s. Allg. Deutsche Biogr. VI 1877, S. 349).
Das Manuskript Sands ist das Geschenk eines Prof. Schwenck, früher war es im Besitz der Familien Moroff und Gebhardt.

IV. Geschichte. Kriegswesen. Verschiedenes:
(Vgl. a. d. Nr. 16, 20, 23, 32b, c, i, k, l, m und 36.)

44.

Verzeichnus was zu eynner besatzung einss schloss, von geschüetz vnd werhe auch speyss vnd gedranck, was man darzu haben sol, stet hinnach geschribenn.
2° (o. O.) (1525) (12 Bl.) Sig.: 2° Frühdr. 40 / Beiband 3.
Demselben Bande beigebunden wie Nr. 20 (s. ob.).

45.

[*Lonicer,* Adam: Handschriftliche Auszüge aus dessen 1557 erstmals gedrucktem „Kreuterbuch", mit guten Kopien der Abbildungen; Bl. 17—29 u. 23—26 ohne Abb.; Bl. 3 (eingeschoben) enth. Abschrift aus einem andern Kräuterbuch.]
2° (o. O.) [ca. 1570/75?] (26 Bl.)
Sig.: vor 2° Inc. 15.

Die Handschrift ist einer defekten Ausgabe des „Herbarius zu teutsch . ." Augsburg 1488 (Hain Nr. *8945 = nach Feststellung von Fritz Hommel-München identisch mit Hain Nr. *8953) vorgebunden. Auch zwischen einzelne Blätter dieses Drucks sind von der gleichen Hand stammende Kopien von Abbildungen aus Lonicer eingeheftet.
Adam L. Lonicerus (geb. 10. Okt. 1528 Marburg) starb 29. Mai 1586 in Frankfurt a. M. als Stadtphysicus. Er war der Schwiegersohn und Mitarbeiter des berühmten Frankfurter Buchdruckers Christian Egenolph. (Vgl. Allg. Dte. Biogr. Bd. 19, 1884, S. 157 f.)
Die Identifizierung der Handschrift wird dem Münchener Spezialforscher Hermann Fischer verdankt.

46.

Laudtner, Hanns, „Württembergerischer Bott" zu Heidelberg: Origineller Besitzereintrag — z. T. in Versform, in einer reformierten Glaubenslehre —, durch den der Band zugleich „seiner lieben Haussfraw Susanna Laudtnerin" vermacht wird.
8° Heidelberg 23. 12. 1624 (11 Zeilen) Sig.: in 8° Dog.-pol. 7b.

Digitized by Google

47.

[113 *Orationes scholasticae,* valedictoriae, Recitationes etc., calligraphice conscriptae ab alumnis Gymnasii Curiensis.]

2° [Curiae] (ca. 1655—1659) (402 Bl.) Sig.: 2° Manuscr. 11.

Ab Bl. 64 sind die Reden, die von den einzelnen Schülern selbst geschrieben sind, zumeist datiert, anfangend von 1656, bis 1659; nur Bl. 353—58 enth. ein deutsches (Weihnachts-)Gedicht; sonst ist alles lateinisch abgefaßt; gelegentlich begegnen auch Schuldramen, das umfangreichste trägt den Titel:

. . . *Drama* Natalitium Diei 27. Julii Genethlis . . . Principis haereditarii [Christiani Ernesti Marchionis Brandenburg.] . . . debitum, in quo sistentur personae XXIII. [duce] (Con-Rectore Guolffg. Matthaeo Chytraeo.) 2° [Curiae 1658] (Bl. 297b—310a). Sig.: in 2° Manuscr. 11.

Verfasser sind offenbar die Schüler des Hofer Gymnasiums, deren jeder seine Rolle bestritten zu haben scheint.

48.

Relatione de Cardinali Viuenti.

4° (o. O.) [ca. 1690] (16 Bl.) Sig.: 4° Manuscr. 48.

Eine kurze italienische Sammelbiographie der damals lebenden Kardinäle. Von der gleichen Hand geschrieben wie Nr. 49 (s. unt.)

49.

[*Descriptio Romae.*]

4° (o. O.) [ca. 1700] (16 Bl.) Sig.: 4° Manuscr. 10.

Kurze lateinische Beschreibung der Sehenswürdigkeiten Roms, von der gleichen Hand geschrieben wie Nr. 48 (s. ob.)

50.

Oehninger, Georg: Drei Briefe, die ersten beiden im Original, der dritte in Abschrift:

a) Leipzig 10. Sept. 1772 an einen seiner Gönner in Hof. 4° (1 Bl., Rückseite leer.)

b) Berlin 28. Apr. 1773 an denselben. 4° (1 Bl.)

c) Berlin 28. April 1773 an Weinhändler Dedel in Kizingen. 2° (2 Bl.)

Sig.: 8° Dog.-pol. 82 / Beiband.

Pater Mansuetus, mit seinem bürgerlichen Namen George Oehninger, war 1713 in Ochsenfurt geboren und trat dort früh in den Kapuziner-Orden ein. Er war 44 Jahre lang im Kloster und wurde zuletzt 18 Jahre lang von 1750 an wegen eines nach seiner Aussage geringfügigen Vergehens eingesperrt gehalten. Nach seiner Flucht aus der Gefangenschaft und aus dem Orden trat er zum Protestantismus (1773 zum reformierten Glauben) über und hatte ein Wanderleben zu führen, bis er in Berlin ein notdürftiges Asyl fand. In höherem Alter hat er dort sogar noch geheiratet. Er scheint unterwegs verschiedene Gönner gewonnen zu haben, so den Kitzinger Weinhändler Dedel, eine Reisebekanntschaft, aus der er materiellen Nutzen gezogen zu haben scheint. Auch im protestantischen Hof war man ihm sehr entgegengekommen, einer der dortigen Geistlichen scheint ihm weitergeholfen zu haben; dafür bedankt er sich in den ersten beiden Briefen. Der Adressat derselben hat sich den dritten Brief seines interessanten Inhalts wegen — wohl auch um der Sicherheit halber ein Duplikat zu haben — abgeschrieben, als er das Original zur Weiterexpedition erhalten hatte. Oe. berichtet hauptsächlich von seinen Reiseschicksalen und von der abwartenden Vorsicht, mit der man ihn in Berlin vonseiten des Hofs (Friedrich II.!) und der obersten Kirchenbehörde behandelte. In einigen gedruckten Schriften, deren einer die Briefe beigebunden sind, zeugt Oehninger von seinem Glaubenswechsel und weiß von seinen Erfahrungen als Ordensmann allerhand Schauderdinge zu berichten. Vergl. über ihn *Rotermund* in Ersch & Gruber's Allg. Encyklopädie III, 2 1832, S. 57f.

Digitized by Google

Zur Geſchichte der abendländiſchen Schreibformen.

Eine Würdigung des gleichbetitelten Buches von Hermann Delitſch

von Karl Löffler, Stuttgart.

Wir haben an ſich keinen Mangel an Werken über die Geſchichte unſerer Schrift. Sowohl ſyſtematiſche Darſtellungen liegen aus neueſter Zeit vor — es ſei an P. Lehmanns Palaeographie vom Jahr 1925 oder an die von B. Bretholz aus dem Jahr 1926 erinnert —, als auch Tafelwerke zur Veranſchaulichung der Formen ſtehen ganz friſch zu Gebote — ſ. den Atlas von H. Degering aus dem verfloſſenen Jahr —. Dabei hat die eigentliche Wiſſenſchaft von der Schrift, die Palaeographie, ihre Aufgabe vorwiegend darin geſehen, Mittel zu liefern, um einen alten Text nach Zeit und Ort genau feſtzulegen und richtig zu leſen. Die Formen der Schrift ſelbſt in ihrem Weſen und in ihrem Werden zu unterſuchen, hat ſie kaum als ſelbſtändigen Zweck gelten laſſen. Wenn dies gelegentlich von kulturgeſchichtlicher oder künſtleriſcher Seite aus ſchon verſucht worden iſt, ſo ging man hier wieder zu weit und glaubte aus den Buchſtaben den Wandel von Weltanſchauungen und von Schönheitsidealen ganzer Zeitabſchnitte herausleſen zu müſſen, ohne den ſchon in den Formen ſelbſt liegenden Entwicklungslinien genügend Rechnung zu tragen. Der Frage endlich, welche Rolle der Stoff, auf dem die Schrift feſtgehalten iſt, und die Werkzeuge, mit denen ſie hergeſtellt wurde, ſpielen, iſt eine ausſchlaggebende Bedeutung bei der Darſtellung faſt nie beigelegt worden.

Dieſen ſeitherigen Behandlungen gegenüber hat das 1928 im Verlag Hierſemann erſchienene Werk von H. Delitſch ſein eigenes Gepräge. Das Buch geſellt ſich nicht einfach zu den andern als ein weiteres der gleichen Art, ſondern es vertritt eine beſondere Richtung, inſofern es von der Seite eines Vertreters und Lehrers der Schreibkunſt kommt. Der Verfaſſer ſteht zwar auch in der akademiſchen Welt, aber nicht bei der gelehrten Wiſſenſchaft, ſondern mehr auf der Seite der Praxis, indem er an der Leipziger Akademie für Buchgewerbe und Graphik die Stelle des Leiters der Abteilung für Schrift innehat. Profeſſor Delitſch iſt auch in weiteren Fachkreiſen kein Unbekannter mehr, ſeit er ſich 1912 ihren Dank durch die deutſche Ausgabe von Days Alphabeten erworben hat.

Die Herkunft gibt dem Buch ſeine beſondere Note, ſchon in dem Beſtandteil, der ſonſt am wenigſten vom Verfaſſer beeinflußt erſcheint, in den Abbildungen. Das Werk, das an ſich nicht in die Reihe der Tafelwerke tritt, ſondern mehr eine ſyſtematiſche Darſtellung bietet, iſt außerordentlich reich an Anſchauungsſtoff. Es enthält außer 16 Lichtdrucktafeln gegen 400 Schriftproben auf 88 Seiten Abbildungen. Dieſe Proben, die uns den Wandel der abendländiſchen Schriftformen veranſchaulichen ſollen, ſind aber nicht einfache Wiedergaben, wie ſie ſonſt meiſt in unſerer Zeit mit Hilfe der Photographie gewonnen werden, ſondern ſind gewiſſermaßen durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers hindurchgegangen, der alle die 400 Schriftzeichen ſelbſt nachgeſchrieben und dabei die Technik aller Zeiten in eigenem Experiment nachgeahmt und erprobt hat.

Dieſe Verbindung von Praxis und Wiſſenſchaft könnte man faſt auch ſchon in der buchtechniſchen Verarbeitung des Anſchauungsſtoffes mit der Dar-

Digitized by Google

ſtellung ſehen. Die 88 Seiten Abbildungen ſind in den Textdruck eingereiht und dies iſt ſo geſchickt erfolgt, daß der Leſer des Textes meiſt auf der Nebenſeite das Bild zur Veranſchaulichung ſieht und nicht erſt, wie es bei ähnlichen Werken gewöhnlich nötig iſt, lange hin- und herblättern und ſo immer wieder den Zuſammenhang zwiſchen Text und Bild von Fall zu Fall herſtellen muß. Natürlich iſt auch in unſerem Buch das Ideal nicht reſtlos erreicht, weil es eben im voraus nicht ganz ausgeklügelt werden kann, und man empfindet dann gerade dieſen Ausnahmsfällen gegenüber das ſonſtige Verfahren um ſo angenehmer. Auf alle Fälle iſt es hier in weiterem Maß gelungen, als es mir in ähnlichen Werken bekannt geworden iſt. In dieſer vorbildlichen typographiſchen Geſtaltung des Buches iſt wohl auch die Einwirkung des erfahrenen Praktikers zu erkennen.

Aber auch abgeſehen von dieſen Vorzügen der äußeren Form iſt das Werk wegen ſeines außerordentlich reichen Inhalts warm zu begrüßen. Es gibt kaum ein Buch über die abendländiſchen Schriftformen, das auf ſtark zweieinhalb Hundert Seiten ſo viele Teile und Fragen dieſes Gebiets behandelt und veranſchaulicht, und es gibt ſicher keines, das gerade die techniſche Seite, die Frage, mit welchem Schreibwerkzeug, mit welcher Federführung und mit welcher Handhaltung die einzelnen Schriftformen hergeſtellt worden ſind, ſo genau verfolgt. Doch bringt Delitſch natürlich nicht bloß eine Unterſuchung der Technik der verſchiedenen Schriftarten, ſondern einen Überblick über den ganzen Gang der Entwicklung, einen Überblick, der ſich von den üblichen Darſtellungen auch inſofern vorteilhaft unterſcheidet, als er nicht beim Ausgang des Mittelalters Halt macht, ſondern auch auf die ſpätere Zeit eingeht und bis in die Gegenwart führt, in der vorwiegend das Gebiet des eigentlichen Schönſchreibens aufgeſucht wird. Dabei werden auch die Initialen behandelt, aber nur die geſchriebenen, nicht die gezeichneten, und zugleich wird auch die Urkundenſchrift einbezogen.

Eine Vorſtellung vom Inhalt des Buches möge ein kurzer Gang durch dasſelbe verſchaffen.

Gleich die älteſte Form unſerer abendländiſchen Schrift, einerſeits die Grundlage aller ſpäteren und zugleich die, die heute noch als Schrift der Gegenwart lebt, die Kapitalis, zeigt den entſcheidenden Einfluß der Technik, indem ſie den Meißel des die Inſchrift einhauenden Steinmetzen verrät. Aber andererſeits beweiſen die Formen, die wir auf Inſchriften ſehen, auch ſchon die Einwirkung der Schreibſchrift. Von Anfang an gehen hier zwei Techniken nebeneinander her, die eine ausgeführt mit ſpitzem Schreibinſtrument (Stäbchen oder Griffel), wie wir ſie hauptſächlich in den Papyri finden, die andere mit breitem, wodurch ein Wechſel zwiſchen ſtarkem und ſchwachem Strich möglich iſt. Die Alltagsſchrift erhält den ſeitlichen Zug durch ihr Inſtrument, dünnes Rohrſtäbchen oder Schreibgriffel) das zwiſchen Zeige- und Mittelfinger ſeitwärts gehalten werden mußte. Nach Delitſch erklärt ſich daraus auch die eigentümliche Erſcheinung, daß die Bogen, die wir z. B. bei Kapitalis B rechts vom Schaft ſehen, in der Kurſive nach links wandern. Zugleich wird erklärt, wie gewiſſe ſonderbare Formen der Kurſive, z. B. das *E*, das in zwei unverbundene, nebeneinander gleichlaufende Striche aufgelöſt iſt, oder das *M* gleich drei ſolcher Striche, durch Schreiben auf Wachstafeln entſtanden ſeien. Die Technik des Schriftmalens

Digitized by Google

mit breitem Pinſelſtrich, wie wir ſie auf Wandmalereien finden, wobei man die Pinſelfläche entweder breit oder ſchmal oder ſchräg halten konnte, führt zur Schrift mit breitgeſchnabelter Feder, die auch ſeitlich gehalten wurde. So wird die Kapitalis, auf dieſe Weiſe mit dem neuen Inſtrument geſchrieben, zur Ruſtica, der Schrift des abſterbenden Heidentums. Dagegen entſtehen bei der Uncialis, der Schrift der erſten chriſtlichen Literatur des Abendlands, die älteren Formen dadurch, daß die Federbreite immer mehr einen Neigungswinkel von 45° erhält, wobei die runden Formen eine Abwechslung von ſtarken und ſchwachen Strichen zeigen; bei der jüngeren Uncialis wird die Federbreite horizontal gehalten, wodurch die wagrechten Linien noch dünner und die ſenkrechten und linksſchrägen ſtärker werden. Bei ihr kommt auf, was Delitſch „zuſammengeſetzte Technik" heißt, wobei mit ſpitzer Feder dünne Striche geführt werden und die dicken dadurch entſtehen, daß der Zwiſchenraum zwiſchen den dünnen Grenzſtrichen ausgefüllt wird, was ſich etwa vom 6. Jahrhundert ab findet. Dieſe neue Technik wird dann auch für die Kapitalis angewandt und führt hier zu den „merowingiſchen" Initialen.

Nach dieſem Gang durch die älteſte Zeit, der die Wandlung aus der ſtreng gemeißelten Inſchriftkapitale zu den auf Papyrus und Wachstafeln geſchriebenen Kurſivformen und zu den in Kapitalen und Unzialen geſchiedenen Breitfederformen gezeigt hat, wird als Abſchluß die Halbunziale vorgeführt, die zu den Breitfederformen gehört, aber in ihrem Grundcharakter weniger durch techniſche Neuerungen, als durch den Unterſchied zwiſchen dem Zwei- und dem Vierlinienſyſtem gekennzeichnet wird.

In der gleichen Richtung entwickelte ſich die Alltagsſchrift. Im Beſtreben, ſo raſch als möglich zu ſchreiben, hatte man die Buchſtaben miteinander verbunden, wodurch ſich ihre Geſtalt änderte, man hatte die einen hochgeſtellt, z. B. das a, andere angehängt, z. B. das i, und war zum Syſtem der Kleinbuchſtaben gekommen, indem man, um die Leſerlichkeit zu erhöhen und dem Auge Anhaltspunkte zu bieten, Ober- und Unterlängen herausgezogen hatte. So war man alſo auch hier zum Vierlinienſyſtem gelangt, das wir in der jüngeren römiſchen Kurſive ſehen. Dieſe führte weiterhin zu den ſogenannten Nationalſchriften, die Delitſch kurz umſchreibt: die italiſche, bei der die Verbindung von t und g mit i hervorgehoben wird und die in ihrer ſpäteren beſonderen Abzweigung, der ſüditaliſchen oder beneventaniſchen Form, durch die eigentümlichen Knickungen gezeichnet wird, die weſtgotiſche, die an ihrem g erkannt wird, die ſchmale und hohe merowingiſche und — wobei Delitſch etwas eigene Wege geht — die oſtfränkiſche, aus der ſich die karolingiſche Schrift entwickelt habe. Neben dieſen Formen nimmt die inſulare Schrift als Erzeugnis der Iſolierung einen eigenen Platz ein.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dieſen Entwicklungen mit rein techniſchen Geſichtspunkten nicht ſo viel anzufangen war, und noch weniger bei der Schilderung der karolingiſchen Schrift, die jahrhundertelang ziemlich unverändert bleibt. Doch iſt auch hier die Darſtellung von Delitſch lehrreich und bringt viele Proben zur Veranſchaulichung, die z. B. die Ausbildung der „Füßchen", der Gabelung und dergl. zeigen.

Eine wichtigere Rolle ſpielt die Technik wieder bei der Bildung der Initialen und der Großbuchſtaben überhaupt, die in den letzten Jahr-

Digitized by Google

hunderten des Mittelalters eine größere Bedeutung gewinnen. Von hier wird ein intereſſanter Exkurs gemacht zur Urkundenſchrift, die von der Mode der verlängerten Schrift zu einer beſonderen Art Gitterſchrift führt.

Bei der Darſtellung der gotiſchen Schrift, deren Herrſchaft mit dem 13. Jahrhundert einſetzt, ſucht Delitſch immer neue Seiten zur Kennzeichnung ihrer Art, wobei natürlich auch wieder die Technik eine geringere Rolle ſpielt als die Formen ſelbſt, die jetzt viel reicher werden. Spitzbogen ſchließen oben und unten die Zeilen ab, dazwiſchen ſtellen hohe, enge, ſenkrechte Schäfte die Verbindung her. Der Eindruck wird hauptſächlich beſtimmt durch die ſtraffe Gitterwelt der Minuskelzeichen, und die bewegtere und geſchweiftere Linienführung der Majuskeln, die jene unterbricht, wird mehr als Beiwerk aufgefaßt. Eine große Bedeutung erhält der Rhythmus der lichten Räume zwiſchen und in den Buchſtaben und Zeilen; zugleich lebt ſich immer freier die Freude an der Verzierung aus. Am reichſten iſt die Manigfaltigkeit der Zierformen bei den Initialbuchſtaben der Spätgotik, die beſonders in Urkunden ſich finden. Auch für die Frühgotik ſind am bezeichnendſten die Initialformen, für die das N mit dem doppelten, faſt horizontalen Verbindungsbalken typiſch iſt. Die Entwicklung läßt ſich am beſten in der engliſchen Schrift verfolgen, wo man am ſchönſten ſieht, wie in der Frühgotik immer mehr die Vertikale durchdringt. Überhaupt iſt die Gotik am ſtrengſten in England durchgeführt — ein prächtiges Beiſpiel für hochgotiſche Schrift zeigt Delitſch in ſeiner Tafel IX aus einer engliſchen Handſchrift. Weniger ſchroff wird ſie in Frankreich ausgebildet. In Italien war die echte Gotik nie ganz heimiſch, weil man dort von Anfang an eher beim Rundprinzip blieb. Die deutſchen Formen ſind beſonders in der Frühgotik gegenüber den andern ſchlichter und derber.

Beim Nachweis der Entwicklung der gotiſchen Kurſivſchrift iſt im weſentlichen die Urkundenſchrift zu Grunde gelegt. In England wird die gotiſche Kurſive als Kanzleiſchrift zunächſt von den Gerichtshöfen geübt, aber dann von der Antiqua abgelöſt und findet ſpäter nur noch gelegentlich für kirchliche Zwecke Anwendung. Bei Frankreich iſt intereſſant, wie auch hier vielfach das gleiche Zuſammengehen mit England zu beobachten iſt, wie bei der Buchſchrift. Andererſeits iſt Frankreich die Heimat einer Übergangsform zwiſchen Buchſchrift und Verkehrsſchrift, der lettre bâtarde oder Pariſienne, die aber über die Grenzen Frankreichs hinausreicht und auch nach England dringt. Bei ihr wird wieder gezeigt, wie die Technik eine Rolle ſpielt, inſofern dieſe Schrift mit einer linksgeſpaltenen Feder hergeſtellt wird, weil nur eine ſolche ſowohl feine wie ſtarke Striche mit dem gleichen Schreibinſtrument ermöglichte. Auch Italien, das, wie oben geſagt, der Gotik im Ganzen immer zurückhaltend gegenüberſtand, ſchrieb eine anſprechende gotiſche Kurſive, über der aber ſchon früh ein Renaiſſancegeiſt zu ſchweben ſcheint.

Von Italien, das eigentlich nie zur Spätgotik gelangte, ging ſpäter auch die cursiva humanistica aus, die dann zur heutigen „lateiniſchen“ Kurrentform führte. Man hatte auf die karolingiſche Minuskel zurückgegriffen, in der man die antike Schrift ſah. Dieſe Antiqua war wohl mit dem 15. Jahrhundert als Schreibſchrift zu Ende, begann aber weiterhin als Druckſchrift ihren Siegeszug durch die Welt und trägt als ſolche ja heute noch den alten Namen. Die weitere Entwicklung der Kurſive, der rechtsſchrägen

Digitized by Google

cursiva humanistica, verfolgt Delitſch hauptſächlich in den Schreibmeiſterbüchern der Schreibkünſtler aus den verſchiedenen Ländern, die dort ihrerzeit oft eine große Rolle ſpielten, heute aber vielfach ganz vergeſſen ſind. Er läßt dabei keinen Zweifel, wie er über die letzte Stufe denkt, die von der „Schönſchreibekunſt" in der deutſchen Schule erreicht worden iſt.

Den Schluß des Buches bildet die Darſtellung von der Entwicklung der Schrift der deutſchen Renaiſſance in ihren drei Formen: Frakturſchrift, Kanzleiſchrift und Kurrentſchrift, natürlich in der Beſchränkung auf Schreibſchrift und unter Beiſeitelaſſen der Druckſchrift. Die Fraktur tritt als Schreibſchrift ſtark zurück gegenüber der Kanzleiſchrift und ſelbſtverſtändlich noch mehr gegen die Alltagsform der Kurrentſchrift, wird dagegen zur beherrſchenden deutſchen Druckſchrift. Bei der Kurrentſchrift ertönt wieder die Klage von Delitſch über die letzte Unkultur, die er beſonders dem ſpitzen Federſchnitt und der anormalen Federhaltung mit einwärts gedrehtem Handgelenk und nach auswärts weiſender Federſpitze zuſchreibt.

Das Buch von Delitſch führt einen lehrreichen Gang durch die Geſchichte unſerer Schriftformen, der verſucht eine Überſicht über die entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhänge zu gewähren und die zeitſtiliſtiſchen Geſetze aufzuzeigen. Das Eigenartige iſt dabei, daß dies an der Hand der Technik geſchieht. Freilich kann ſie nicht die einzige Erkenntnisquelle ſein und iſt es natürlich auch bei Delitſch nicht. Andererſeits läßt ſich nicht leugnen, daß der Verfaſſer dabei doch dann und wann der Gefahr der Einſeitigkeit erlegen iſt. Die Technik des Schreibens hat gewiß immer eine Einwirkung auf die Geſtaltung der Buchſtaben gehabt, aber das letzte Geheimnis ſteckt gewiſſermaßen in der Form ſelbſt, die vielleicht eine beſtimmte Entwicklungstendenz ſchon in ſich trägt und dieſe Richtung dann dem jeweiligen Schönheitsideal anpaßt. Delitſch verfolgt wohl auch die Form und ſieht in ihr den Stil der Zeit, aber die Entwicklung faßt er zu einſeitig unter dem Geſichtspunkt der Technik ins Auge. So hat es vielleicht doch tiefere Bedeutung und mag ſchon im Kern durch die Form ſelbſt bedingt geweſen ſein, daß z. B. in der älteren römiſchen Kurſive das E zu den zwei parallelen Strichen geworden iſt, wenn wir daran denken, daß der Kleinbuchſtabe der heutigen deutſchen Schreibſchrift auch wieder eine ganz entſprechende Geſtalt zeigt, wo der Einfluß der Technik des Schreibens auf Wachstafeln nicht in Frage kommen kann. Der gleiche Gedanke legt ſich beim M nahe. Auch geht der Verſuch, die Technik als Erklärung für die Entſtehung der verſchiedenen Schriftarten zu nehmen, gelegentlich wohl etwas zu weit. Die Ruſtica wird gegenüber der Kapitalis Quadrata nicht bloß durch die Steilhaltung der Werkzeugbreite entſtanden ſein. Ebenſo trennt die Unzialis von der Kapitalis eine Welt des Stilwandels wohl mehr als die Änderung des Neigungswinkels, in dem die Federbreite zur Schriftlinie angeſetzt wurde; das Gleiche gilt für den Unterſchied der älteren und jüngeren Unzialſchrift ſelbſt. Auch iſt bei der Entſtehung der Bewegung, die dann zur karolingiſchen Schrift geführt, die Bedeutung der breitſchnabeligen Feder vielleicht doch geringer geweſen.

Ein anderer Punkt, der gelegentlich leiſe Bedenken wecken könnte, ſind die Fachausdrücke, die Delitſch manchmal in der Anwendung der graphiſchen Fachſprache braucht und damit in anderem Sinn, als ſie in der

Digitized by Google

Palaeographie üblich ſind. Während der Palaeograph z. B. Buchſchrift und Kurſive ſcheidet, verwendet Delitſch die Bezeichnung Kurſive nur im Sinn einer Schrift, die rechts- oder linksgeneigt iſt, alſo im Gegenſatz zu Steilſchrift, womit er ſich dem Sprachgebrauch der Graphiker anſchließt. Die Kurſive des Palaeographen nennt er dagegen Kurrentſchrift, alſo auch wieder im Sinn des Buchdruckers und Graphikers. So kommt es dazu, daß er gelegentlich von einer beſonderen Kurſive ſagt, daß ſie ſehr kurrent ſei, was dem in der palaeographiſchen Welt Heimiſchen zunächſt befremdlich ſcheint. Unter „Schraffierung" verſteht Delitſch die ausladenden Verzierungen an den Strichenden der Buchſtaben, beſonders der Kapitalen und der Antiquaſchrift, was wohl auch gegenüber dem ſonſt üblichen Sprachgebrauch ungewöhnlich iſt.

Auch anderes, was über den Rahmen der Beſonderheit der Terminologie hinausgeht, wird vielleicht da und dort Ablehnung erfahren: ſo die „Scriptura Germanica", die „germaniſche Schrift", wie die Vorſtufe der karolingiſchen Minuskel, die ſich aus den Nationalſchriften herausgearbeitet hat, genannt wird, womit einmal „oſtfränkiſche Schrift" als gleichbedeutend genommen wird. Das ſchwierige Problem der Entſtehung der karolingiſchen Minuskel iſt damit weniger gelöſt als verdeckt. Daß die Vorſtufe und die karolingiſche Schrift ſelbſt eine Miſchung aus verſchiedenen Elementen darſtellt, iſt ganz richtig geſehen, aber die beſtimmte Zuweiſung einer größeren Anzahl von Einzelbuchſtaben an die eine oder andere Nationalſchrift iſt im Einzelnen anfechtbar. Auch iſt ein Punkt, der gerade in dieſem Kapitel der Wiſſenſchaft von der Schrift ſchon ſo viel Unheil angerichtet hat, auch hier nicht ganz ohne Schaden geblieben. Delitſch weiſt auf die eigentümliche Erſcheinung hin, daß Karl der Große, dem ſicher in irgend einer Weiſe ein Anteil am Verdienſt der Schaffung der karolingiſchen Schrift zukommt, in ſeinen Urkunden nicht dieſe karolingiſche Minuskel, die im Buch auch „germaniſche" Schrift genannt wird, benutzen ließ, ſondern die „merowingiſche". Hier iſt der Unterſchied, der mehr im Gegenſatz der Buchſchrift zur Verkehrsſchrift liegt, durch die Anwendung der völkiſchen Bezeichnung in ein ſchiefes Licht gerückt.

Weiterhin mag das, was zweifellos von Delitſch als Verdienſt in Anſpruch genommen werden darf, daß er ſich der Mühe unterzogen, alle die Hunderte von Schriftproben genau in der alten Schreibweiſe nachgeſchrieben zu haben, auch wieder ein Stein des Anſtoßes für die eine oder andere Seite werden. Es wird vielleicht auf die gerade heute in der Palaeographie als Geſetz geltende Regel hingewieſen werden, daß als Grundlage nur vollauf einwandsfreie Facſimile vorgeführt werden dürfen, die in Größe und Form durchaus die Originale erſetzen, wie ſie heute unſere ſo vervollkommnete photographiſche Kunſt am objektivſten ermöglicht und wie es bei Nachahmung durch Menſchenhand, auch wenn peinlichſte Gewiſſenhaftigkeit als oberſtes Geſetz gegolten hat, nicht ſo unanfechtbar gewährleiſtet wird.

Doch ſoll mit dieſen Andeutungen von Punkten, die vielleicht Meinungsverſchiedenheiten ergeben, der Wert des Buches von Delitſch nicht herabgeſetzt werden. Es iſt ein willkommenes Hilfsmittel, uns den Reichtum unſerer Schriftformen klar zu machen, voll von Anregung und Belehrung, willkommen nicht bloß dem Schreibkünſtler, wenn auch in erſter Linie ihm zugedacht, ſondern auch den weiteren Kreiſen der Gebildeten, die ja glücklicherweiſe heute dieſem Gebiet wieder mehr Beachtung ſchenken als vordem.

Digitized by Google

Römiſche und griechiſche Stenographie.

Von Arthur Mentz.

Die Frage, ob die Griechen oder die Römer die Erfinder der antiken Kurzſchrift ſind, iſt umſtritten. Neuerdings hat Theodor Birt in den Streit der Meinungen eingegriffen [1]). Er entſcheidet ſich für die Griechen. Er geht dabei von einer Stelle des Servius-Kommentars zur Aeneis aus. Zu Vergils Worten von der Sibylle [2]): fata canit foliisque notas et nomina mandat bemerkt Servius: tribus modis futura praedicit: aut voce aut scripto aut signis, id est quibusdam notis ut in obelisco Romae videmus vel, ut alii dicunt, notis litterarum, ut per unam litteram significet aliquid. In foliis autem palmarum Sibyllam scribere solere testatur Varro. Aus dieſen Worten ſchließt Birt, daß Servius bereits die Kurzſchrift gekannt habe; und da die Sibylle griechiſche Orakel abgegeben habe, müſſe Servius das Vorhandenſein griechiſcher Stenographie angenommen haben.

Mir iſt es unerfindlich, wie Birt in den Worten des Servius etwas von Stenographie finden kann. Dieſer ſagt doch ausdrücklich, daß man ſich die notae der Sibylle vorſtellen könne nach Art der kritiſchen Leſezeichen oder nach Art der notae litterarum, durch die die Sibylla per unam litteram significat aliquid. Darunter ſind vermutlich die Kürzungen nach Art von M = Marcus, L = Lucius, BMF = bene merenti fecit usw. zu verſtehen. Allenfalls könnte man entſprechend der Überſchrift des 25. Kapitels bei Iſidors origines (de notis litterarum) an eine Geheimſchrift denken, die die Buchſtabenzeichen verſtellt [3]). Das wird aber nicht der Erklärung gerecht, daß ein Buchſtabe alles wiedergeben ſoll. Bei der Kurzſchrift iſt jedenfalls ein weſentliches Merkmal, daß ſie die Worte nicht durch litterae, ſondern durch eigene, kürzere Zeichen wiedergibt [4]). Man könnte aus der Stelle alſo höchſtens ſchließen, daß Varro die Kurzschrift noch nicht kennt. Denn es hätte wohl nahe gelegen, ſie bei dieſer Stelle zu erwähnen, wenn ſie damals ſchon vorhanden geweſen wäre. Aber die Beweiſe e silentio haben ja immer nur geringen Wert.

Ebenſo wenig Beweiskraft hat m. E. die von Birt zitierte Stelle aus Suidas s. v. *Σίβυλλα Χαλδεία*: *ὅτι δὲ οἱ στίχοι αὐτῆς ἀτελεῖς εὑρίσκονται καὶ ἄμετροι, οὐ τῆς προφήτιδός ἐστιν ἡ αἰτία, ἀλλὰ τῶν ταχυγράφων οὐ συμφασάντων τῇ ῥύμῃ τοῦ λόγου ἢ καὶ ἀπαιδεύτων γενομένων καὶ ἀπείρων γραμματικῆς*. Es iſt bekannt, daß *ταχύγραφος* keineswegs ein Stenograph zu ſein braucht. Der Fachausdruck würde *σημειογράφος* sein. *ταχύγραφος* kann auch ein ſchneller Schreiber ſein, der ſich der gewöhnlichen Schrift bedient. Haben doch die Logographen der franzöſiſchen Revolution ohne Kurzſchrift ſogar Reden nachgeſchrieben. Und dieſe Auffaſſung paßt für dieſe Stelle beſſer. Man ſieht förmlich den ſich mühenden Schreiber, der beim beſten Willen mit der umſtändlichen Schrift die Arbeit nicht ſchaffen kann. Die Alten dachten jedenfalls über die Leiſtungsfähigkeit ihrer Kurzſchrift ſehr hoch. Ausonius preiſt den Stenographen mit den Worten [5])

[1]) Im Rheiniſchen Muſeum, N. F. 79 (1930), S. 1 ff.
[2]) Aen. III 444.
[3]) Vgl. Traube im Archiv f. Stenographie, 53. Jg. 1901, S. 205.
[4]) Vgl. Johnen, Geſchichte der Stenographie, I. Berlin 1911, S. 1 ff.
[5]) Vgl. Johnen a. a. O. S. 190.

Digitized by Google

Natura munus hoc tibi
Deusque donum tradidit.
Quae loquerer, ut scires prius
Idemque velles, quod volo.

Es iſt doch nicht anzunehmen, daß die Suidas-Stelle demgegenüber die Kurzſchrift als unzureichend hinſtellen wollte. Überdies iſt die Notiz ſo ſpäten Urſprungs, daß ſie für die Entſcheidung über das Alter der Kurzſchrift nicht in Betracht kommt.

Allzu leicht gleitet auch Birt über eins meiner Argumente hinweg. Plutarch ſagt im Cato minor 23,3: *οὔπω γαρ ἤσκουν οὐδ' ἐκέκτηντο τοὺς καλουμένους σημειογράφους, ἀλλὰ τότε πρῶτον εἰς ἴχνος τι καταστῆναι λέγουσιν.* Gewiß wurden dieſe Worte zunächſt geäußert zu Ciceros erſtem Verſuche, eine römiſche Kurzſchrift zu ſchaffen. Aber ein Grieche ſagt ſie. Und er ſagt es in einem Werke, in dem ſtets ein Grieche und ein Römer gegenübergeſtellt und mit einander verglichen werden. Mir will es darum ſcheinen, daß wir recht daran tun, die Stelle ſo zu nehmen, wie ſie lautet: Cicero (oder vielmehr ſein Freigelaſſener Tiro) machte den erſten Verſuch, eine Kurzſchrift (nicht bloß römiſche Kurzſchrift) zu ſchaffen [1]). Und die ſonſtige Überlieferung paßt doch ſehr gut zu dieſer Auffaſſung. Nach Suetons Darſtellung [2]) iſt die römiſche Kurzſchrift in mühſeliger Arbeit von Tiro, Filagrius, Aquila und Seneca geſchaffen worden, indem der folgende ſtets das Werk ſeines Vorgängers fortbildete. Wenn es eine griechiſche Kurzſchrift bereits gegeben hätte, wäre das einfach unverſtändlich. Dann hätten die Römer die Erfindung ebenſo übernommen wie ſie es ſonſt mit Kunſt und Wiſſenſchaft getan haben. Birt ſchätzt doch die Geiſtesarbeit der Erfindung einer Kurzſchrift zu gering ein, wenn er annimmt, daß ſich in jeder griechiſchen Stadt der Antike eine eigene Kurzſchrift entwickelt habe [3]). Jedenfalls urteilte die Antike ſelbſt über die Bedeutung der Erfindung anders. Mit ſolch allgemeinen Erwägungen kann man ſchließlich alles erweisen.

Ich glaube aber, daß wir mit der Methode, hier oder dort eine Erwähnung der Kurzſchrift aufzuſtöbern, überhaupt nicht recht weiterkommen. Für die Geſchichte der Kurzſchrift kommen nur ſolche Syſteme in Betracht, die irgendwie auf die fernere Entwicklung der Kunſt gewirkt haben. Sollte alſo ſelbſt das Werk eines Erfinders aufgezeigt werden, der älter als Tiro iſt, ſo bliebe es die Schöpfung eines Sonderlings, wenn es nicht wirklich praktiſch verwendet und weiter anregend geweſen iſt. So gehört das „Akropolisſyſtem" ſolange zur Vorgeſchichte der antiken Kurzſchrift, als nicht ſein Zuſammenhang mit dem ſpäteren Syſtem erwieſen iſt. Wir werden alſo m. E. eher zu brauchbaren Ergebniſſen kommen, wenn wir die antiken Syſteme in ihrem Weſen zu erfaſſen und mit einander zu vergleichen ſuchen. Da iſt allerdings mit allgemeinen Erwägungen nichts zu machen. Seit kurzem kennen wir ja nun auch die griechiſche

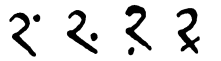
[1]) Vgl. Mentz, Geſchichte und Syſteme der griechiſchen Tachygraphie, Berlin 1907, S. 14 f.

[2]) Bei Iſidor, origines cap. 22; vgl. Traube a. a. O.

[3]) Mit mindeſtens demſelben (ich glaube beſſerem) Rechte können wir annehmen, daß der enge Kreis der griechiſchen Polis eine Stenographie unnötig machte.

Digitized by Google

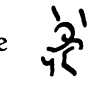
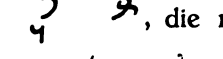
Stenographie wenigſtens in ihren Hauptzügen. Können wir vielleicht die Kenntnis der griechiſchen Stenographie in den Tironiſchen Noten nachweiſen?

Die CNT weiſen drei Kapitel für Endungsnoten auf: 13,56—19,91[1]). cap. VI enthält im weſentlichen Zeichen für Verbalendungen, cap. VII für Nominalendungen und cap. VIII gibt eine Ergänzung zu beiden. Auf dieſes Kapitel wollen wir unſer Augenmerk lenken. Wir beginnen mit den fünf letzten Zeichen 19,87—91: 

cla cra cima cina clac

Hier wird dasſelbe Zeichen durch vier Punkte und eine Durchkreuzung zu verſchiedenen Endungsſilben abgewandelt.

Die Unterſcheidung des gleichen Zeichens durch einen beigeſetzten Punkt iſt im Syſtem der Tironiſchen Noten nicht auffallend. Auch im erſten Kapitel, das man in ſeinem erſten Teil ſicher als Tiros Arbeit anſprechen kann, findet ſich der Punkt als diakritiſches Zeichen. So bedeutet ¬ *et,* mit davor geſetztem Punkte aber *trans,* mit folgendem Punkte *tamen.* Ebenſo finden ſich Noten mit darüber- und ſolche mit darunter geſetztem Punkt. Die vierfache Stellung des Punktes ſcheint alſo der römiſchen Kurzſchrift ſchon von ihrem erſten Schöpfer gegeben zu ſein. Aber in unſerem Falle ſtehen ſie ſyſtematiſch zuſammen und ſchließt ſich daran bezeichnender- oder verräteriſcherweiſe die Durchkreuzung.

Ich habe nun gezeigt, daß ſich auf dieſem Prinzip der Kommentar der Wortnoten der griechiſchen Schnellſchrift aufbaut[2]). Greifen wir ein Beiſpiel heraus! Die ſeltſam erſcheinende Note  iſt in ihre Beſtandteile aufzulöſen:  , die nun nacheinander bedeuten: *ἀντίπαλον, ἐπίβουλον, πολέμιον, μίσει, κολεμικῶς.* Es wird alſo dasſelbe Zeichen dadurch abgewandelt, daß es ein Endungszeichen in vierfacher Stellung um das Hauptzeichen und in der Form der Durchkreuzung erhält. Statt der Endungszeichen kann man nun einen Punkt ſtellen, der die Lage der Endung im allgemeinen angibt. Daß der griechiſchen Kurzſchrift dieſe Verwendung des Punktes ſehr geläufig war, ergibt eine Zeichenreihe einer Hallenſer Wachstafel, die ich ſeinerzeit herausgegeben habe.[3]) Ich finde dieſe Zuſammenſtellung der vierfachen Stellung um das Hauptzeichen mit der Durchkreuzung für ſo eigenartig, daß ich hier eine gegenſeitige Beeinfluſſung annehmen möchte. Und da dieſe Zuſammenſtellung die Grundlage der griechiſchen Stenographie iſt, ſie in den CNT nur gelegentlich am Ende eines Abſchnittes auftritt, möchte ich annehmen, daß die römiſche Stenographie entlehnt hat.

Zu einem gleichen Ergebnis führt uns der Anfang unſeres Kapitels. Hier wird uns folgende Notenreihe vorgeführt: *bat, bar, bam, bant, bac, bau, bal, bab, bad, baf, bap, bag, bai, bax.* Die erſten vier Zeichen ſind uns

[1]) Commentorii Notarum Tironionarum, edid. W. Schmitz, Leipzig 1893.
[2]) Archiv für Papyruskunde, Bd. VIII, S. 43 ff.
[3]) ebda., S. 57 unter d.

Digitized by Google

bereits aus Kap. VI bekannt, *bant, bat, bar, bam.* Sie allein kommen auch für die römiſche Sprache im allgemeinen in Betracht. Im 8. Kapitel ſind nun ſtark theoretiſch dieſe Silben ergänzt. Da für *bas,* das ja öfter vorkommen kann, ſich bereits 16,60 eine Note findet, ſind nun alle Möglichkeiten erſchöpft. Ob überhaupt alle praktiſch vorkommen, iſt mir zweifelhaft. Das erinnert wieder ſtark an das Silbenlexikon der griechiſchen Kurzſchrift. Da finden wir folgende Bildungen: *αν, αϛ, αϱ, αλ, αγ, αϑ, αμ, απ, ατ, αχ.*[1]) Meiſt begnügen ſich dort die Schüler bei ihren Übungen mit den erſten Zeichen, die allein in der Praxis erſcheinen, daneben kommen aber auch die anderen Zeichen vor. Das ſcheint mir wieder griechiſch zu ſein. Der praktiſche Römer ſchuf das, was für die Stenographie wirklich nötig war, der Hellene theoretiſierte.

Auch die mittlere Partie des 8. Kapitels weiſt uns auf einen fremden Einfluß.[2]) Die Zeichen für die Endungen *sta, sca, spa, staha, scaha, spaha, stla, scla, spla, stlaha, sclaha, splaha, stra, scra, spra, straha, scraha, spraha,* ſind wieder ſtark theoretiſch und begeiſtern ſich an der Ausnutzung des Punktes. Dann folgen Zeichen für *bi, bis, ci, cis,* uſw., die bereits im vorigen Kapitel mit kürzeren Sigeln vertreten ſind. Die Zeichen erſcheinen hier ſyſtematiſcher, eine Erſcheinung, die man in den Noten der griechiſchen Stenographie häufiger als bei den Römern beobachten kann. Dann folgen 19,43—19,84 Zeichen für Endungen, die mit *ph, th, ch, x, z, ps* beginnen, alſo mit den Hauchlauten und Doppelkonſonanten der griechiſchen Sprache. Auch hier ſpielt ein Punkt die entſcheidende Rolle. Dieſe Zeichen beſtätigen, daß der Verfaſſer ein guter Kenner der griechiſchen Sprache war. Das konnte natürlich auch jemand ſein, der die griechiſche Kurzſchrift nicht kannte. Aber es unterſtützt doch unſere Annahme, die wir aus anderen Beobachtungen gewonnen haben.

Stimmt unſere Annahme, ſo müſſen wir feſtſtellen, daß der Schöpfer unſeres Kapitels die griechiſche Kurzſchrift keineswegs ſklaviſch nachgeahmt hat. Er hat aus der graphiſchen Eigenheit und der ſyſtematiſchen Anlage der griechiſchen Kurzſchrift Anregungen zur Vervollſtändigung ſeines Syſtems geſchöpft. Aber er blieb der Grundlage ſeiner Kurzſchrift getreu. Überall werden die Zeichen ſo gebildet, daß ſie den Anfangsbuchſtaben der gekürzten Silbe enthalten, nirgends werden — wie bei den Griechen — ganz neue, eigene Zeichen erfunden, nirgends ſchreitet man gar zur Bildung von *τετϱαδες* im Sinne der Griechen. Das aber beſtätigt aufs neue die Erkenntnis, daß die römiſche Kurzſchrift in ihren Grundlagen eine ſelbſtändige Erfindung iſt, und das ſpricht wieder dafür, daß ihr Erfinder Tiro, der ſo gut wie ſein Herr Cicero in der griechiſchen Kulturwelt zu Hauſe war, in dieſer noch keine Stenographie vorfand.

---

[1]) Ebda., S. 39, Tafel I. Ob die 6 letzten Bedeutungen ganz richtig ſind, iſt zweifelhaft. Das bleibt ſich aber für unſere Unterſuchung gleich.

[2]) Vgl. auch meine Ausführungen im Rheiniſchen Muſeum, Bd. 68 (1913) S. 619 ff. und im Hermes, Bd. 51 (1916) S. 206 ff.

Digitized by Google

Weſtfäliſche Schreiberverſe aus dem Jahre 1238.

Von Guſtav Pfannmüller.

In ſeinem „Schriftweſen im Mittelalter“ widmet Wilhelm Wattenbach den Unterſchriften der Schreiber ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Im Verlauf ſeines Buches macht er häufig von ihnen Gebrauch und bietet zum Schluß des Abſchnitts über „Die Schreiber“ eine reiche Auswahl. In der Einleitung zu dieſer Auswahl führt Wattenbach aus, daß die Schreiber ſehr häufig nach Vollendung ihrer mühſamen Arbeit einige Worte hinzugefügt haben, Namen, Zeit der Abſchrift und den Veranlaſſer derſelben angegeben und uns dadurch manche wertvolle Nachricht übermittelt haben. Oft bitten ſie um ein frommes Gebet des Lesers oder ſprechen ſonſt einen frommen Wunſch aus. In ſpäterer Zeit erlauben ſie ſich ſogar öfter einen mutwilligen Scherz. Dabei wiederholen ſich gewiſſe Verſe durch viele Jahrhunderte, häufig werden ſie auch von den Schreibern entſtellt, fromme Sprüche ſpäter parodiert.

In dieſem Zuſammenhang lobt Wattenbach die gute alte Sitte, in gedruckten Handſchriftenverzeichniſſen dergleichen Kleinigkeiten mitzuteilen, weil ſie ſich ſonſt gar zu ſehr der Benutzung entziehen. Wir wollen dieſer guten Sitte folgen und aus der Handſchrift 1993 der Heſſiſchen Landesbibliothek die poetiſche Unterſchrift eines Schreibers mitteilen, die ſich durch eine gewiſſe Originalität auszeichnet und außerdem den Vorzug hat, genau datiert werden zu können.

Die genannte Handſchrift, eine Pergamenthandſchrift aus dem 13. Jahrhundert, ſtammt nach den Angaben auf fol. 1a und 173b aus dem weſtfäliſchen Ziſterzienſerkloſter Bredelar, das 1803 aufgehoben wurde und mit dem Herzogtum Westfalen an den Landgrafen Ludwig X. von Heſſen-Darmſtadt fiel. So kam die Handſchrift mit noch vier Bibelhandſchriften, von denen eine aus demſelben Jahre 1238 wie unſre Handſchrift, eine andre aus dem Jahre 1241 ſtammt, in die damalige Hofbibliothek nach Darmſtadt. Sie iſt von zwei Händen in zwei Spalten zu je 33—35 Zeilen auf Tintenlinien geſchrieben. Die Reihenfolge der Quaternionen iſt auf der letzten Seite unten durch römiſche Zahlen angegeben. Die Handſchrift iſt mit reich verzierten, mehrfarbigen Initialen in Rot, Blau, Grün, Gelb und gelegentlich auch Graubraun geſchmückt.

Am Anfang hat der Schreiber die Handſchrift dreifach vor Dieben zu ſchützen geſucht. Fol. 1a, Spalte 1, Zeile 2 (rot) findet ſich der auch von Wattenbach oft angeführte Satz: Servanti benedictio, Tollenti maledictio. In Sp. 2, Z. 1 (rot): Siquis detulit, penetret flegetontis abissum und in Z. 2 (ſchwarz): Nec sibi sit requies, sed sine fine lues. Die Schlußſchrift der Handſchrift lautet (mit aufgelöſten Abkürzungen): Scriptus est liber iste a duobus fratribus . . . . . utrisque in hac domo monachis. Consummatus vero Anno domini M.CC.XXX.VIII. Presidente huic loco pie memorie venerabili abbate domino widekindo. Amen. Danach iſt die Handſchrift alſo im Jahre 1238 unter dem Abt Widekind vollendet worden. Leider ſind die Namen der beiden Mönche, die die Handſchrift geſchrieben haben, ſo gründlich ausradiert, daß ſie nicht mehr lesbar ſind.

Digitized by Google

Die Handſchrift enthält ausgewählte Stücke aus der lateiniſchen Bibel und zwar aus dem Alten Teſtament die fünf Bücher Moſis, Joſua, Richter und Ruth, aus dem Neuen Teſtament die Apoſtelgeſchichte, die Apokalypſe und die ſieben kanoniſchen Briefe des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas. Am Ende der Apoſtelgeſchichte trug der Schreiber mit roter Tinte auf dem unteren Rande neben dem ebenfalls mit roter Tinte geſchriebenen „Expliciunt actus apostolorum" folgende fünf Diſtichen ein:

Istis scriptorem merito mediante laboris
Consociet Christus connummeretque viris.
Ut cum solvat eum luteo de carcere, regni
Consortem faciat participemque sui.
Qua ne fraudari possit mercede, beate
Vivere concedat et sine labe mori.
Tuquoque lector habe partem precis huius, utrique
Nostrum si cupias idque preceris agi.
Dicito fiat, ego respondeo sic cupienti:
Te quoque contingat, hac prece posse frui. Amen.

Die erſten drei Diſtichen enthalten ein Gebet des Schreibers an Chriſtus. Begeiſtert von den „Taten der Apoſtel", deren Niederſchrift er ſoeben vollendet hat, ſpricht er den Wunſch aus — als Lohn für ſeine Arbeit —, mit dieſen Männern vereinigt und, von dieſem Kerker aus Lehm erlöſt, des Reiches Chriſti teilhaftig zu werden. Damit er aber nicht um ſeinen Lohn betrogen werde, bittet er Chriſtus um ein glückliches Leben und einen ſanften Tod.

Der Wunſch, des Reiches Chriſti teilhaft zu werden, findet ſich auch ſonſt öfter, beſonders ſchön in den Verſen, mit denen Otloh ſeine Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifaz beſchloß (Wattenbach S. 286). Ebenſo der Wunſch, mit den superi oder celestes oder dem chorus electorum vereinigt zu werden (Wattenbach S. 496, 500, 501). Das Originelle in den vorliegenden Diſtichen beſteht darin, daß der Schreiber mit den Apoſteln vereinigt zu werden wünſcht. Es geht daraus hervor, welchen Eindruck die Taten derſelben auf ihn gemacht haben.

Während nun aber der Schreiber in den meiſten überlieferten Unterſchriften nur an ſich und ſein Seelenheil denkt, ſpricht unſer Schreiber — und das iſt der zweite originelle Zug in unſern Verſen — in den beiden letzten Diſtichen den Wunſch aus, daß auch der Leſer, wenn er es wünſcht und darum bittet, an dieſem Gebete teilhabe. Er ſoll nur ſein fiat ſprechen, dann wird ihm der Schreiber mit dem Wunſche antworten, daß auch er zugleich mit ihm der Früchte dieſes Gebetes teilhaftig werde.

So glaube ich, daß dieſe Diſtichen, die noch dazu, was nicht ſo oft der Fall iſt, genau datiert werden können, es verdienen, den zahlreichen Schreiberverſen, welche Wattenbach geſammelt hat, hinzugefügt zu werden. Sie ſind nicht nur formell äußerſt flüſſig und gewandt, ſondern ſie laſſen uns auch einen Blick in die Seele des frommen Schreibers tun, der ſeine Arbeit nicht bloß mechaniſch ausgeführt, ſondern auch mit wahrer, innerer Anteilnahme begleitet hat.

Digitized by Google

Abkürzungen in Schrift und Sprache.

Von Eduard Schaible.

Meinem Freunde Schramm habe ich einmal Unrecht getan; ich habe ihn zu Unrecht bezichtigt, er sei der geistige Vater des Namens Bugra der Leipziger Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik im Jahre 1914. Die Vermutung sprach damals für diese Annahme: Bis dahin war mir kein Beispiel dieser neuen Abkürzungsart vorgekommen, bei der aus Deutlichkeits- oder Wohlklangsgründen der bisher gebräuchlichen Abkürzung auf den Anfangsbuchstaben der Stamminlaut hinzugefügt wird — ganz so, wie es die Gabelsbergersche Redeschrift für ihre Stammkürzungen fordert. Nun war Schramm an jener Ausstellung hervorragend beteiligt und zugleich ein vorzüglicher Gabelsbergerscher Stenograph. Also! Trotzdem war meine Schlußfolgerung irrig. Ich habe ihm daher das begangene Unrecht abzubitten. Das kann kaum besser geschehen, als daß ich im Rahmen dieser Festschrift mit der durch den beschränkten Raum gebotenen äußersten Kürze über ein Gebiet abhandele, das mir, wenigstens soweit die neue Zeit in Frage kommt, stark vernachlässigt zu sein scheint.

Seit 30 Jahren arbeite ich an einer Sammlung der Abkürzungen der Schrift. Für das Altertum und Mittelalter stehen uns ausgezeichnete und umfangreiche Werke zur Verfügung. Sie sind bekannt. Für die neuere Zeit dagegen fehlt es an solchen Werken sehr. Das erste ist wohl von Kolroß, der in seinem Enchiridion die Kürzungsweise der Zeit um 1500 erklärte.[1]) Faulmann stellt in seinem „Buch der Schrift" Abkürzungen verschiedener Länder zusammmen; Dr. Johnen, Geschichte der Stenographie S. 282/3, weist hin auf Walther, der „auch die deutschen Abkürzungen etwas berücksichtigt." Schriftabkürzungsweisen einzelner sind in Fachzeitschriften verstreut: Korrespondenzblatt des Königlich-Sächsischen Stenographischen Instituts (Crusius und Polyander), Der Schriftwart (Rörer), Archiv für Schreib- und Buchwesen (Blasberg). Für die neueste Zeit besteht an die schon in dritter Auflage erschienene Zusammenstellung HFK = Handels und Firmenkürzungen von Oskar Freitag und Georgs Handelslexikon. An einer zusammenhängenden Darstellung des gesamten neuzeitlichen Schriftkürzungswesens, abgesehen von der Kurzschrift selbst, gebricht es. Das Gebiet ist allerdings sehr umfangreich und nicht leicht zu erfassen. Täglich kommt Neues dazu. Gerade diese Sammlung deutscher Schriftkürzungen aber, die durch den Weltkrieg ungemein vermehrt wurde, ließ mit der Zeit ein anderes Blickfeld mehr und mehr in den Vordergrund treten: die Kürzung in der Sprache, die sich immer mehr, immer interessanter und wichtiger abhob, der aber von der Sprachwissenschaft bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Abgesehen von einzelnen kleinen Hinweisen in sprachgeschichtlichen Büchern und in den Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins tritt eigentlich nur eine Arbeit heraus: Dr. Günther, Von Wörtern und Namen, Abschnitt 14 Pars pro toto und Abschnitt 15 Abbreviaturen. Genannt zu werden verdient auch: Nyrop, das Leben der Wörter.

[1]) Auch Hulákovsky, Abbroviaturae vocabulorum enthält im dritten Teil deutsche Abkürzungen des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Beide Kürzungsweiſen, die der Schrift und der Sprache, ſtehen unverkennbar im Zuſammenhang. Es iſt ſehr ſchwer zu entſcheiden, ob die Kürzung der Sprache der der Schrift vorausging oder umgekehrt. Nur in einzelnen Fällen und für einzelne Gebiete läßt ſich das mit Beſtimmtheit ermitteln. Meiſt gehen beide ineinander über, ſich wechſelſeitig befruchtend. Waſſerzieher ſagt zwar mit Recht: Das Sprechen geht dem Schreiben voraus. Beim Kürzen aber war es wohl, wie das da und dort ſchon vermutet wurde, umgekehrt, wird die Schriftkürzung der Sprachkürzung vorausgegangen ſein. Aus einem praktiſchen Grunde. Die Kürzung der Schrift wurde verhältnismäßig früh erzwungen durch den Zeilenſchluß und durch den Mangel an Stoff und Raum auf Münzen, Grabſteinen uſw. Ein ſolcher Zwang lag für die Sprache nur da vor, wo Gefahr drohte und zu einer vollſtändigen Mitteilung keine Zeit mehr war: Halt! Achtung! Feuer! uſw. Eine Sprache muß ſchon ſehr entwickelt ſein, muß gewiſſermaßen da und dort ſchon läſtig fallen[1]) (ſiehe den Sternheimſchen Stil), bis man daran denkt, ſie zu kürzen. Primitive Menſchen haben vielmehr eine große Freude am Sprechen. Heute noch beobachten wir dies an den kleinen Kindern: Lange Zeit ſaß meine 3jährige Enkelin ſinnend da, man merkte, es müſſe ſie innerlich etwas ganz Beſonderes bewegen; plötzlich entfuhr ihr exploſionsartig das Wort: wi-o-lett, deſſen Ausſprechen ihr offenbar große Schwierigkeiten bereitet hatte, und nun wiederholte ſie unaufhörlich dieſes Wort. Man denke an die Kinder-, Ammen- und Koſeſprache, bei der man wiederholt: Mama, Papa, Wauwau, Putput, in der die Franzoſen eine beſondere Fertigkeit haben: Bébé, coco, dodo, Loulou, Chichi, fifille, poupoule, flafla; engliſch: Byebye; ruſſiſch: Ol-ol[2]) (Olga-Nikolajewna). Dieſes Streben zieht ſich auch durch die Sprache der Erwachſenen: Schröder hat unter dem Titel „Streckformen" eine Menge ſolcher Fälle zuſammengeſtellt, in denen lautverſtärkende Silben eingeſchoben werden: ſchwänzeln: ſchar wenzeln; ſchmotzer: ſchmarotzer; klatſch: kladatſch: kladderadatſch; kreelen: krakeelen: krakereelen.

Unendlich häufiger aber als die Verlängerung iſt die Verkürzung des Worts. Von den erſten Anfängen ihrer Entwicklung an zeigt die Sprache das Beſtreben, Laute, Silben und Wortbeſtandteile auszuſtoßen. Das geht in der neueſten Zeit ſoweit, daß Kluge in ſeiner Deutſchen Sprachgeſchichte in die Klage ausbricht:

„So greift die Schrift neuerdings vielfach verhängnisvoll in das Leben der geſprochenen Sprache ein. Es ſind ungehörige Übergriffe, wenn Abkürzungen, die zunächſt nur auf dem Papier eine Berechtigung haben, ſchließlich geſprochen werden können. Das war am Ende des vorigen Jahrhunderts vereinzelt und ſelten, was wir ſeit dem traurigen Weltkrieg erleben mußten, daß aus den Schreibſtuben der Behörden Kürzungen wie Uboot für Unterſeeboot, kv für kriegsverwendungsfähig, Flak für Flugabwehrkanone[3]) ſich in Umgangsſprache und Schriftſprache einbürgerten, und Wörter wie Hapag, Bugra gab es auch ſchon vor dem Kriege als Vorboten eines papiernen Deutſch. Heute aber beherrſchen Kurzwörter, die von dem Telegrammſtil den Weg auf Poſtkarten und Briefe und ſchließlich in das ganze Schrifttum gefunden haben, die Sprache aller Ge-

[1]) Jakob Grimm, Über die deutſche Sprache: Es iſt läſtig, was man jeden Augenblick im Munde hat, in ganzer Breite aufzuſagen.
[2]) Koſename in der Zarenfamilie.
[3]) Flug(zeug)abwehrkanone.

Digitized by Google

ſellſchaftsklaſſen und verunſtalten das neueſte Sprachleben gegen Natur und Zweck der Sprache, die dazu berufen iſt, offen und ehrlich dem Gedanken zu dienen.“ [1])

Ich kann über einen gewiſſen Widerſpruch in dieſen Worten nicht hinwegkommen. Wie die Sprache ſoll doch auch die Schrift dem Gedanken dienen, ſie iſt doch nur der Erſatz für die Sprache, für das lebendige, an unſer Ohr klingende Wort. Wenn für die Sprache Offenheit und Ehrlichkeit verlangt wird, warum nicht auch für ihren Erſatz die Schrift? Ich meine, gerade in der Schrift, der das lebendige Wort, insbeſondere der Wortton, der die erläuternde Hand-, Kopf-, Körperbewegung, [2]) der die Möglichkeit der ſofortigen, vielleicht ſogar überhaupt der Rückfrage und Aufklärung fehlt, kann eine Abkürzung noch mehr Unheil anrichten als in der mit dem Ton verrauſchenden, nur noch unſicher und auf kürzere Zeit im Gedächtnis haftenden Sprache. Man kann die Kürzungen, gleichviel, ob geſprochen oder geſchrieben, verdammen, man muß ſich aber mit ihnen abfinden, weil eben nun einmal die Sprache zu einem „praktiſchen Inſtrument ſchneller Verſtändigung“ geworden iſt und die Kürzungen darum in unſerem ganzen Schrift- und Sprachleben herrſchend geworden ſind. Man kann ſie auch verteidigen oder anerkennen. Das hat Dr. Reichel in einem hübſchen Aufſatz, „Satzkürzungen in der Sprache“, im Korreſpondenzblatt des Königlich-Sächſiſchen Stenographiſchen Inſtituts zu Dresden getan; er hat ſie verteidigt, obwohl er als damaliger Berufsſtenograph alle Urſache gehabt hätte, ſie zu verwünſchen: Sie vergrößern die Sprechſchnelligkeit des Redners und mindern, ſelbſt ſchon Kürzungen, die Kürzungsleiſtung des Stenographen, weil die für die Begriffe gewählten, meiſt ſcharf ausgeprägten Kürzungen kaum eine weitere Abkürzung zulaſſen. Dieſe Kürzungen haben darum auch ſchon Eingang in die amtlichen Protokolle gefunden. Das heſſiſche Landtags-Protokoll der 82. Sitzung vom 17. März 1924 enthält auf Seite 1767 Spalte 2 den Satz: Der rechte Flügel der SPD hat es verſtanden, auch die USP ins Schlepptau zu nehmen. Wer wird nach Jahrzehnten dieſen Satz noch richtig zu leſen vermögen? Iſt doch ſchon jetzt der Begriff USP vollſtändig verblaßt! Was wird man ſpäter mit folgendem Satze anfangen können: Alle kommuniſtiſchen Hilfsorganiſationen werden herangezogen, die Antifa und der K. J. V. D., der R. F. M. B. und die Ifa, die I. A. H. und R. F. B.? [3]) Der in einer Verſammlung geſprochene Satz:

Die Habämfa hat mit der Erdeba wegen Us einen Vertrag abgeſchloſſen, iſt von jedem Teilnehmer richtig verſtanden worden — außer dem Stenographen, der leider nicht zu den Eingeweihten gehörte und dem die

[1]) Deinhardt, Ausdruck und Gedanke in deutſchen Amtsſtuben S. 11: Abgekürzt ſchreiben ſpart Raum und Zeit: Gewiß! Dasſelbe aber geſprochen iſt Unſinn, Unfug, Wortgelalle der Wilden.

[2]) Wir hatten im Württembergiſchen Landtag einen Redner, der einen großen Teil ſeiner Sätze, die Schlußfolgerungen, nur durch ſolche Bewegungen ausdrückte.

[3]) Sowjetrußland tut ſich durch die Menge ſeiner Kürzungen ſo hervor, daß ſchon der Gedanke geäußert wurde, das geſchehe planmäßig, um, wie die Betriebe und die Menſchen, ſo auch die Sprache zu mechaniſieren. Ein Grund für dieſe ſtark ausgeprägte Neigung liegt vielleicht darin: Die Führer der Sowjetbewegung ſind großenteils Juden (Trotzki-Bronſtein, Sinowjew-Apfelbaum, Radek-Sobelſohn, Kamenjew-Roſenfeld). Den Juden aber liegt (ſ. u.) die Abkürzung ſeit Jahrtauſenden im Blute.

Digitized by Google

Bedeutung erſt allmählich klar wurde. Es war damit allerdings eine recht beträchtliche Kürze erzielt gegenüber dem vollen Wortlaut:

Die Halliſche Bäckereimaſchinenfabrik hat mit dem Reichsverband deutſcher Bäckereien wegen der Zeitung „Unſer Brot“ einen Vertrag abgeſchloſſen.

Kürzungen ſind in einem gewiſſen Umfange für die Sprache von heute ebenſo notwendig wie für die Schrift, ſind zum Teil geradezu als Notwehr aufzufaſſen. Man überlege ſich nur, welch ſchleppenden Gang eine Verhandlung nehmen müßte, bei der in jedem zweiten Satz etwa das Wort Hamburg-Amerikaniſche-Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft voll auszuſprechen wäre, und welche Erleichterung dafür Hapag bedeutet. (Der „Norddeutſche Lloyd“ hat es in dieſer Beziehung beſſer, er hat ſich von vornherein, nach engliſcher Überlieferung, ein ſprachliches Gewand zugelegt, das ihn dieſer Sprech- und Schreibſchmerzen enthebt.) Es gibt eben Wortzuſammenſetzungen, die nach Kürzungen geradezu ſchreien.

Freilich, das hat Kluge, der feinſinnige Sprachforſcher, auch nicht treffen wollen. Er beklagte die Kürzungen, die der Sprachverein Blödwörter, Schwundwörter nennt, Kürzungen, die ſchon von weitem den Stempel des Zwangs und der Unnatürlichkeit an der Stirne erkennen laſſen. Es iſt kein Zweifel, dieſe Abkürzungen haben einen unheimlichen Umfang angenommen. Der Weltkrieg war ihr Nährboden, die Nachkriegszeit mit ihrer ſchwülen, wirren und unklaren Luft begünſtigte ihr Wachstum. Wie Pilze ſchoſſen und ſchießen ſie immer noch aus der Erde. Sogar im amtlichen Dienſte, in den ſie früher, außer den ſpärlichen Abkürzungen für Geſetze und Verordnungen, ſo leicht nicht eindringen konnten: Zur Reichstagswahl am 4. Mai 1928 wurde der abgekürzte Wahlvorſchlag F. F. F. zugelaſſen. Wieviele unter den Reichstagswählern, Männern und Frauen, alſo von denjenigen, die zu einem ſolchen Vorſchlag ihre Stimme geben ſollten, haben damit etwas anfangen können, haben gewußt, daß darunter eine ſpartakiſtiſche Vereinigung gemeint war? Über die Abkürzung in einer Verlobungsanzeige, h. im. vor dem Namen des Bräutigams, habe ich mir, haben ſich mit mir ſchon viele vergeblich den Kopf zerbrochen. Die gewagteſten Vermutungen wurden dabei aufgeſtellt. Viele ſolcher Kürzungen ſind jetzt ſchon uns, den Zeitgenoſſen, unverſtändlich. Wie mag es wohl der armen Nachwelt ergehen, wenn ſie vor ſolche Rätſel geſtellt wird im Gebiet der Politik, des Handels und Verkehrs, kurz, im ganzen Amts- und Geſchäfts- wie im perſönlichen Leben!

Nur in ihrer Fülle ſind die Abkürzungen Kinder der Neuzeit. In den letzten Jahrzehnten, richtiger etwa ſeit 1910, begünſtigt durch den Weltkrieg, hat ſich eine förmliche Kunſt-Kurzſprache entwickelt. Kürzungen aber hat es gegeben, ſeit die Sprache Umgangsſprache geworden war und die Schrift ihren Erſatz bildete. Vor einiger Zeit hat die „Frankfurter Zeitung“ die Begründung der Unſitte der Abkürzungen, die, „wie jedermann weiß oder doch vermutet, aus dem Engliſchen übernommen iſt“, dem Ingenieur Max Eyth in die Schuhe geſchoben, der im dritten Bande ſeines Werkes „Im Strome unſerer Zeit“ ſelbſt erzählt — und hier haben wir den Nachweis, daß es ſich um eine Sprechkürzung handelt —, wie er der Kürze halber der von ihm ins Leben gerufenen Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft den Namen Reichsverein hatte geben wollen, wie man ſich aber für den erſten,

Digitized by Google

das Wesen des Vereins kennzeichnenden, Ausdruck entschieden hatte, und wie er nun eine halbe Nacht hindurch üben mußte, um dieses lange Wort ohne Stocken auszusprechen. Er fügt dann hinzu, während der zweiten Hälfte erfand ich die Bezeichnung D. L. G., gesprochen De-El-Ge (Deelge), was rasch Eingang fand, „weil niemand merkte, wie englisch das ist". Auch Thea von Harbou läßt in ihrem Roman „Das indische Grabmal" einen indischen Fürsten zu einem Europäer sprechen: „Wenn Sie im Abendlande an die Märchenbauten Indiens denken, dann denken Sie zunächst an dies marmorne Wunder, das die Engländer in ihrer Kautschuksucht, alles zusammenzuziehen, Tadsch Mahal nennen." Man hat, irrig, Jean Paul die Urheberschaft von I C tus, als Abkürzung für iuris consultus-Ictus zugeschrieben. Als Ahnherr glaubte man dann den Schwedenkönig Gustav Adolf ansehen zu können, der sich während eines Aufenthalts in Berlin den Namen eines bescheidenen Gars beigelegt hatte aus den Anfangsbuchstaben seines Namens und Titels: **G**ustavus **A**dolphus **R**ex **S**ueciae. Die Abkürzungen sind viel älter. So soll das aus früh-christlicher Zeit stammende christliche Symbol der Fisch, griechisch ἰχθύς, entstanden sein aus *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ υἱὸς σωτήρ*, d. i. Jesus Christus, Gottes Sohn, [der] Retter. Diese Abkürzungsweise entnahmen die ersten Christen nach der Überlieferung dem Gebrauch der Juden, als Gedächtnisstützen ganze Sätze nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen und daraus neue Wörter, vielfach auch ihre Namen,[1]) zu bilden. Nach neueren Forschungen hat auch schon die Bibel, nicht erst der im vierten und fünften Jahrhundert nach Christus entstandene Talmud, Abkürzungen enthalten, wenngleich, schon durch die Auslassung der Selbstlaute, der Talmud, der die Niederschrift mündlicher Verhandlungen darstellt, von solchen Abkürzungen einen weit größeren Gebrauch macht.

Aber noch weiter müssen wir zurückgehen. Schon im tiefen Altertum wird das Alphabet in zwei symmetrisch gebaute Hälften von je 9 beziehungsweise 11 Buchstaben zerlegt, die da und dort, in der aethiopischen Schrift stets, umgestellt werden: Die eine Hälfte beginnt mit a, b, g = aleph, beth, gimel — aus dem lateinischen Gebrauch hat sich später unser Abc, haben sich die Abcedarier, unsere Abcschützen,[2]) entwickelt. Aus der zweiten Hälfte, mit l, m, n, beginnend, entstand das Wort elementa.

Ja, schon vor der Einführung des Alphabets bestanden Kürzungen. Ausgangspunkt aller Wortkürzungen, sagt Mommsen, haben für Italien die Zahlzeichen gegeben. Die lateinischen Zahlzeichen I V X waren schon da, ehe das Alphabet Aufnahme fand.

Bei den orientalischen Völkern begegnen wir frühzeitig, schon im sechsten Jahrhundert vor Christus solchen Abkürzungen. Bei ihnen machen sich noch mystisch-religiöse Einflüsse geltend: der Glaube an die besondere Kraft der Buchstaben und ihren Einfluß auf den Menschen.

Urgrund für die Abkürzungen in Sprache und Schrift waren, neben dem Mangel an Stoff und Raum, die abergläubische Scheu, heilige Namen

[1]) Rambam-Rabbi Mose ben Maimun ist der Beiname des jüdischen Gelehrten und Talmuderklärers Maimonides.

[2]) Heute sprechen wir auch von den „ABC-Staaten" und von einem „Abc-Pflaster".

Digitized by Google

auszuſprechen oder zu ſchreiben, ſowie das Streben, den Eigentümer des Namens dem böſen Blick zu entziehen. Die Scheu, den Namen Gottes auszuſprechen oder zu ſchreiben,[1]) wirkt noch bei Luther nach, der das Wort „Herr" mit vier großen Buchſtaben drucken läßt, wenn ſie ſich auf Gott-Vater beziehen = HERR, mit zwei Großbuchſtaben, wenn ſie auf Chriſtus gehen = HErr. Aus dieſer Kürzung mag die heute noch in kaufmänniſchen Briefen zu treffende Kürzung Hſt zu erklären ſein.[2]) In China iſt ſogar das Schreiben der Hieroglyphen, die einen Teil des Namens des regierenden Herrſchers bilden, verboten. Bei manchen Negerſtämmen iſt es nicht geſtattet, von dem Tod eines Häuptlings zu reden. Als neuzeitliches Beiſpiel erleben wir, daß für „Tirol", das Wort, das in Südtirol nicht mehr gebraucht werden darf, geſchrieben wird a. n. = alten Namens.

In der aufgeklärten neueren Zeit liegt der Grund für die Kürze, neben der Bequemlichkeit und einer gewiſſen Nachläſſigkeit des Sprechens, in dem Gewinn an Zeit. Heyſe ſagt darüber (Syſtem der Sprachwiſſenſchaft): Urſprünglich war die Bedeutſamkeit einzig herrſchendes Prinzip, dann tritt der Wohllaut als beſtimmendes Moment hervor, endlich die bloße Verſtändlichkeit, verbunden mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit gegen den Laut. Die ſymboliſche Kraft des Lautes wird nicht mehr gefühlt und darum die ſinnliche Urbedeutung des Wortes nicht mehr in ihrer ganzen Fülle feſtgehalten: Die organiſche Lautform wird allmählich zerrüttet, abgeſchwächt, verflüchtigt durch Verkürzung oder Zuſammenziehung, Abſchleifung bis zur gänzlichen Abwerfung der Bildungs- und Biegungsſilben. Das ganze Gewicht fällt (im Deutſchen auch der Ton) auf den Begriff. Die Bedeutung dieſer Formen iſt aber nicht verloren, der Geiſt hält ſie innerlich feſt, nur iſt ihm die lautliche Stütze nicht mehr notwendig. Er drückt das logiſche Verhältnis auf ideelle Weiſe aus durch die Wortſtellung oder ergänzt es aus dem Satzzuſammenhang. Die Hebung des geiſtigen Elementes über das ſinnliche iſt ein notwendiger Fortſchritt, ſagt W. von Humboldt.

So ſehen wir für die aus dem ſchnelleren Sprech- und Schreibtempo geborene Kürzung der Sprache und Schrift zwei Triebkräfte: Natur und Kunst (oder Künſtelei). Den Entwicklungsgang dieſer beiden möchte ich hier kurz, mit ſtichwortartigen Beiſpielen, feſtlegen.

Die

natürliche Kürzung

hat es zu tun mit der

Auslaſſung von Lauten, hauptſächlich von Selbſtlauten. Zwei bezeichnende Beiſpiele dafür: paraveredus, deſſen Stamm ſchon aus vehere

[1]) Die nachweisbar älteſte Kürzung ſoll, abgeſehen von der Kürzung der Bilderſchrift durch die hieratiſche und demotiſche Schrift, die Kürzung des Namens Gottes Jahve ſein, den die Juden zu ſprechen oder zu ſchreiben ſich ſcheuten.

[2]) Wenn es ſich hierbei nicht um den einfachen Abkürzungsſchnörkel handelt: Hſt wie in ℊſt, der wohl auch der Grund ſein mag, daß man in bayeriſchen Wirtſchaften den Bierpreis mit 24 dl angezeigt fand. Die Leſung „das Liter" iſt wohl abzulehnen. Es wird die Abkürzung ℔ geweſen ſein = denarius (die wir heute noch in ₰ und im engliſchen dw (t) = penyweight haben), eine Abkürzung, deren Kürzungsſchnörkel ſpäter nicht mehr verſtanden und als l geleſen wurde.

Digitized by Google

verkürzt iſt, wird allmählich zu dem deutſchen „Pferd“; das altdeutſche arbeolaoſa wird zu erblos.

Abſchleifung von Endungen:[1]) Aus punktum wird Punkt, aus Petrus Peter, aus Sekretarius wird Sekretari und daraus das (franzöſiſche) Sekretär; aus unum wird franzöſiſch un, aus amicus wird ami. Mein rheinheſſiſches Hausmädchen ſagt: Ich hunn ſchon geß, läßt alſo die Doppelvorſchlagſilbe ge und die Endſilbe en weg.

Zuſammenziehung: Aus lateiniſch ambactus wird gotiſch: andbahti, althochdeutſch ambaht, mittelhochdeutſch ambet und dieſes allmählich ampt, Amt; aus Schuochsſûtære wird Schuſter, aus Wintbrouwa wird Wimper, aus Kienföhre wird Kiefer, aus bi nez = bei der Näſſe (zu ergänzen: wachſende Pflanze) wird Binſe; aus habaidedeima wird althochdeutſch hapetimês und mit der Zeit: wir hätten. habeo wird franzöſiſch zu ai, homines zu on. Aus der Zuſammenſetzung Gottes einzig bildet der Schwabe das Eigenſchaftswort gotzig. Das Wort Talmi ſtammt aus dem Franzöſiſchen: Der Erfinder hieß Tallois, das Erzeugnis demi-or, Tallois-demi-or wurde zuſammengezogen in Talmi.

Auslaſſung von Wortbeſtandteilen, beſonders bei der Namensbildung, vor allem bei der Schaffung von Koſenamen: Alexander wird Xander, Jakobine wird zu Bine, aus Volkhard wird Volz, aus Margarete wird Meta, Sarkophag (der fleiſchfreſſende, zu ergänzen: Stein) wird zu Sarg, aus dem engliſchen fashionable ſtammt das wieneriſche feſch; aus einmal macht der Norddeutſche mal.

Bezeichnung des Ganzen durch einen Teil: Kino, Sowkino, Zoo, Auto, Metro, Rak, am Toto, Pneu, Cut, Bus für Omnibus, Tram, Photo, Steno, Dactylo, Gent. Der Oberkellner wird nur mit Ober gerufen, während der Oberbürgermeiſter durch Oberober geehrt wird. Nikolaus Franz Niembſch von Strehlenau nannte ſich nur Lenau.

Heraushebung des Wichtigſten (des Beſtimmungswortes) unter Weglaſſung des nach den gegebenen Verhältniſſen weniger wichtigen oder ſelbſtverſtändlichen Teils einer Redeform: Für den Begriff oder Namen wird nur ein Fürwort geſetzt. Vor dem Weltkrieg erſchien in Paris ein Buch über Wilhelm II. mit dem Titel: Lui. „Er“! Wen meinte man damit in den letzten Wochen und Monaten? Ob er gut hinüberkommt? Wann kommt er an? Jedermann wußte, von wem man ſprach: Es iſt doch fein, was er geleiſtet hat, ſagt der Schaffner auf der „Elektriſchen“. Man war ſich einig, ohne den Namen „Graf Zeppelin“ zu nennen, wobei dahingeſtellt bleibt, ob man den Erfinder oder ſeine Erfindung meinte. Ebenſo verſteht man am Schenktiſch, wenn der Ober ein Pils, einen Schwarzen beſtellt. Und im Karneval wird es nicht wörtlich genommen, wenn „eine Türkin“ zu vermieten oder zu verkaufen iſt. Man kauft einen Mercedes-Wagen oder eine Mercedes-Schreibmaſchine), gar einen Nag oder für das Kind einen Holländer. Den breiteſten Raum bieten derartigen Kürzungen die Politik und die Börſe, die Politik, die jetzt in der Wallſtreet, nicht

[1]) Kluge, Deutſche Sprachgeſchichte Seite 266: Um 900 beginnt der Verfall der zum Mittelhochdeutſchen führenden Endungen, indem die Sprechweiſe ſchneller wurde. In den Endungen verlieren die Selbſtlaute ihre klare Ausſprache, und ſo iſt das Eintreten des Endungs-ë eine Art Kürzung.

Digitized by Google

mehr am Quai d'Orſay, dem Ballhausplatz oder in der Wilhelmſtraße gemacht wird. Jeder Börſianer weiß richtig zu deuten: Verluſtabſchluß der Nordwolle; bedeutſam iſt der „Uebergang der Frankfurter Leben auf die Allianz Leben," ſo gut wie ein Landwirt den Satz richtig aufnehmen wird: Uebereinſtimmend kamen aus vielen Teilen des Reiches Meldungen über das Knappwerden von gelbfleiſchiger Induſtrie. Auf ein hübſches Beiſpiel weiſt Nyrop hin: Der Knaſter iſt die Bezeichnung für eine Sorte Tabak, hat aber aus der Zuſammenſetzung: canastertabac ſeinen Namen von dem Korb (canasta), in dem er verſandt wird, nicht von der Ware.

Weglassung von Satzgliedern: Die Weglaſſung von Satzgliedern ſpielte bei der Namensgebung eine große Rolle: Handwerksnamen werden zu Familiennamen, aus Karl der Schmied wird Karl Schmied; Hans der Wirth wird zu Hans Wirth. „Man kommt", „man ſagt" iſt gekürzt aus: der Mann kommt, der Mann ſagt. „Ein ſtücker ſechs" ſagt man und meint ein Stück oder ſechs. Aus machen täte wird machte, Dank ſagen wird zu danken, zu meinem Rücken wird zurück. Das Gemiſch und Gemaſch Abraham a Santa Claras wird zu Miſchmaſch, aus der Donner und das Wetter wird das Donnerwetter, aus dem Erſten als dem Beſten wird dem erſten Beſten oder Erſtbeſten. Die Irredenta iſt die terra irredenta. Hanc viam sternendam wird in Kiel zum „Sternendamm". Der Franzoſe ſpricht von einer quinzaine und denkt sich dazu de jours, oder er wohnt au premier und iſt zu treffen au Sebasto (sur le boulevard Sebastopol). Bei „den Kürzeren ziehen" denkt man kaum mehr an den kürzeren Strohhalm. Biſt du fett durch den Winter gekommen? fragt der nomadiſierende Eskimo ſeinen Stammesgenoſſen, meint aber nicht dieſen, ſondern deſſen Renntierherde.

Verwendung von Umſtandswörtchen für ganze Redensarten. Ich erinnere hier nur an das höfliche bitte?, das ſagen ſoll: Ich bitte, noch einmal zu wiederholen, ich habe es nicht verſtanden, für das der Schwabe ſein weniger höfliches, manchmal geradezu unhöfliches hä? benützt; ich erinnere weiter an Wendungen wie das häßliche norddeutſche nicht wahr?, das gekürzt wird zu nicht? oder nich?,[1]) weiter an das liebe ſchwäbiſche gelt? das im Rheinheſſiſchen als gelle? auftritt, an das engliſche sir, das oft im Sinne von: hier bin ich, was wünſchen Sie? benützt wird. Das mundartliche „Speizam" ſoll heißen: Wünſche wohl geſpeiſt zu haben? Hierher gehört auch das Telegramm von Clemencau: Wir ſind ruhig, tapfer und des Übermorgen gewiß.

Zuſammenfaſſung von Haupt- und Zeitwort oder ganzen Redensarten in einem Zeitwort: Der Mäuſebuſſard, der in den Randfichten „aufgebaumt" war; glasklar „blaute" der Himmel; wie „umfraute" ſie den Mann; „unbeſchrankte" Wegübergänge; worauf der Mann gewaltig „erzürnte"; leitet der Beobachter das Flugzeug in gerader Luftlinie, ſo „franzt" er; mächtig „ſteilt" der ſchlanke Leuchtturm in die Luft; Dampfer mit Schulkindern „jubeln" vorbei; von allen Seiten hat man ihn „bekniet", der Abſtimmung aus dem Wege zu gehen; Hunde ſind „anzuleinen".

[1]) Deinhardt S. 61: Bei Weibern beiderlei Geſchlechts nun ſchon manches Jahr umgehende Nich?-Grippe.

Digitized by Google

Neuerdings greift die Unsitte um sich, gewisse Umstands-Bindewörter wegzulassen: Einige genußreiche Stunden in der Natur als auch beim gemütlichen Schoppen; der Fall erhält eine besondere Bedeutung, daß die Schließer beobachtet haben wollen; bezüglich des Rückzahlungsdruckes dürfte eine teilweise gewisse Erleichterung erfolgt sein, als die Fundierung früher schwebender Schulden fortgeschritten ist; der Scholar steckt bis alle Ohren in Folianten ferner Jahrhunderte.

Die

künstliche Kürzung

(durch Sicht- und Hörzeichen) besteht in der

Kürzung auf den Anfangsbuchstaben nach der uralten hebräisch-römischen Weise. Schon 1868 finden wir: N. A. Z.; Z. C. Diese Kürzungen sind, sofern sie nur Mitlaute enthalten, zunächst nur für die Schrift bestimmt (im Altertum vor allem auf den Steinen, daher „lapidare Kürze"). Dahin gehören auch die konventionellen Abkürzungen ppa = per procura, l. c; p. c; p. f; p. p. c. usw.

Zur Aussprache geschriebener Kürzungen wird der Selbstlaut hinzugefügt, der dem zur Kürzung verwendeten Mitlaut anhaftet, (siehe oben: Deelge): Be-Ge-Be. Die Kürzungen werden dann fortgebildet durch Anfügung von Endungen: die Kadetten, die Hakatisten, die Vaudesteer; ein Emmchen. (= 1 M), sogar schon: Behgehbist (BGB'ist)!

Hinzufügung des Stamminlauts zu der Kürzung auf den Anfangsmitlaut: Bugra, Schupo, Sipo, Schiri, (Schiedsrichter). Hierher gehören die in neuerer Zeit im Karneval aufkommenden Kürzungen für ganze Sätze zur Bezeichnung des Inhaltes des betreffenden Karnevalballs, die „Nudidali" = Nurdiktatur der Liebe, Latakoli = Lachen, tanzen, kosen, singen, und vor allem die Namen für Ausstellungen, die kurz sein und doch einen zarten Hinweis auf den Inhalt der Ausstellungen geben sollen: Jugoli, Gesolei.

Kürzung durch Abschneidung (Suspension) und Weiterbildung durch Endungen: sec. = seconde: en cinq secs; sol. = solidus: deux (sols-) sous; Ew. = iuwere = euere. Die Taxameter werden zu Taxis, die Professionals zu Profis, in der Schülersprache der Professor zu Profax.

bilderschriftlichen Darstellung: das Kreuz als Segnungs-, Eigentums- und Mehrungszeichen, mathematische und chemische Zeichen, Gaunerzinken, (Auto-) Warnungszeichen, Aushängeschilder.

Jede einzelne dieser Kürzungsarten kann mit einer Fülle von Beispielen belegt werden, die zeigen, wie unendlich mannigfaltig die Kürzungen in Sprache und Schrift sind, sie heutzutage geradezu beherrschen.

Digitized by Google

Von der Goldſchnittlyrik zum Schmetterlingsbuch.

Orientaliſche Literatur in deutſcher Ausſtattung.

Von Heinrich Schreiber.

Zuſammenhänge im Schreib- und Buchweſen der öſtlichen und der weſtlichen Völker aufzudecken, iſt von mancherlei Seiten ſchon verſucht worden, und der Jubilar, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, kann ein gut Teil des Verdienſtes, ſolche Forſchungen gefördert zu haben, für ſich in Anſpruch nehmen. Noch ſind der ungelöſten Fragen zu viele, als daß es Zweck hätte, zuſammenfaſſend dieſes Gebiet zu betrachten, das uns letzten Endes Aufſchlüſſe über einzelne Wurzeln unſeres kulturellen Lebens geben ſoll. Umſo leichter findet einer, der ſich noch nicht Jahrzehnte mit dieſen Fragen beſchäftigt hat, den Mut, einen kleinen Bauſtein beizutragen, der eines Tages in Verbindung mit vielen anderen vielleicht die Unterſuchung dieſer Fragen wird fördern helfen können.

Man braucht nicht tief in die Vergangenheit hinabzuſteigen, um Einflüſſe der öſtlichen Buchkultur auf die weſtliche feſtzuſtellen. Auch die täglich durch die Hände des Bibliothekars oder Bücherfreundes gehende Menge von Büchern bietet Beiſpiele ſolcher Einflüſſe genug. Hier an die neue Welle des Intereſſes für alle orientaliſchen Literaturen, die vor kaum mehr als einem Dezenium einſetzte, noch eigens zu erinnern, wird kaum nötig ſein; das Intereſſe deutſcher Dichter, Gelehrter und Gebildeter für die Literaturen des Oſtens in ſeine Anfänge zu verfolgen, liegt nicht im Plan dieſer Skizze. Denn wenn es auch das Ziel aller buchgeſchichtlichen Unterſuchungen ſein muß, die allgemeinen kulturellen Zuſammenhänge aufzudecken, die großenteils in der Literatur ihren Niederſchlag gefunden haben, ſo wird es doch dem Fachmann überlaſſen bleiben müſſen, uns dieſe Verbindungslinien aufzuzeigen. Hier handelt es ſich darum zu unterſuchen, welche Rolle in der Entwicklung des europäiſchen Buchweſens den öſtlichen Einflüſſen zuzuſchreiben iſt. Daß die jüngſte Gegenwart dazu reichlich Material liefert, wurde ſchon geſagt; ich beſchränke mich faſt ganz darauf. Inwiefern öſtliches Buchweſen der Ausſtattung orientaliſcher Literatur durch deutſche Verleger als Vorbild gedient hat, habe ich an einer größeren Zahl von Proben zu unterſuchen unternommen.

Das Material zu ſolchen vergleichenden Betrachtungen bietet die Univerſitätsbibliothek Leipzig in reichſtem Maße. Iſt doch die orientaliſche Literatur eines ihrer bevorzugten Sammelgebiete. Auch die deutſchen Überſetzungen und Nachdichtungen genießen dieſe beſondere Pflege. Ein äußerer Anlaß kam dazu: Im Jahre 1929 veranſtaltete die Univerſitätsbibliothek eine bis zum Frühjahr 1930 dem allgemeinen Beſuch zugängliche Sonderausſtellung aus ihren Beſtänden unter dem Titel „Orientaliſche Literatur in deutſchem Gewande“. Hier handelte es ſich freilich einzig um das ſprachliche Gewand. Aber da hauptſächlich gedruckte Bücher zur Auslage kamen, konnte auch mancherlei Buchkünſtleriſches, manche Einzelheit der Buchausſtattung beobachtet werden. Eine größere Überſchau über dieſe inhaltlich einzigartige Ausſtellung iſt meines Wiſſens nirgends veröffentlicht worden. So mag gleichzeitig als eine erinnernde Rückſchau auf die Ausſtellung gelten, was ich mit den Augen des Einbandfreundes am Äußeren

Digitized by Google

der ausgeſtellten Werke beobachten konnte und hier mitteile, in vollem Wortſinn das „Gewand“ der in deutſcher Sprache erſchienenen orientaliſchen Literatur betrachtend.

Die Kenntnis orientaliſcher Literaturen iſt viel älter als die Nachahmung ihrer äußeren Geſtalt. Lediglich ein ſehr naheliegender Faktor ſolcher Nachahmung war ſchon vor hundert Jahren dem Herausgeber und Verleger wichtig genug: Die Beigabe des Originaltitels. Naheliegend, weil bei Überſetzungen oft genug der Titel der Urſprache auf dem Titelblatt erſcheint, was bei zweiſprachigen Ausgaben ſchon ſeit langer Zeit ſogar die Regel bildet. So fand ich in

Fundgruben des Orients. Auf Veranſtalt. v. Wenceslaus Rzewusky. Bd. 5. Wien: Schmid 1816

einen arabiſchen Nebentitel; teilweiſe ſind im Innern die arabiſchen Texte beigegeben. Ebenſo iſt mit arabiſchem Nebentitel ausgeſtattet:

Der Vertraute Gefährte des Einſamen in ſchlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdu'lmelik Ben Mohammed Ben Ismail Ettseâlebi aus Nisabur, überſ. v. G. Flügel, Wien: Schmid 1829.

Hier ſteht durchweg der arabiſche Text neben dem deutſchen. In beiden Fällen ſpricht noch ein gelehrtes Intereſſe an dem Originaltitel mit. Es gibt aber auch andere Fälle, in denen das rein Ausſtattungsmäßige eines ſolchen Brauches deutlich zum Ausdruck kommt; denn jetzt handelt es ſich um Überſetzungen ohne den Urtext. So greife ich z. B. aus einer größeren Reihe des Diederichsſchen Verlages heraus:

Laotſe, Tao Te King, Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Verdeutſcht und erläutert v. Rich. Wilhelm, Jena 1915.

Hier iſt in Original-Holzſchnitt ein chineſiſches Titelblatt eingefügt, deſſen Erläuterung auf einer darübergelegten Pauſe zu finden iſt. Ganz ähnlich iſt derſelbe Verleger verfahren mit:

Frühling und Herbſt des Lü Bu We. Aus d. Chineſ. verdeutſcht und erläutert v. Rich. Wilhelm, Jena 1928.

Der chineſiſche Vortitel iſt eine wortgetreue Überſetzung des deutſchen Haupttitels ins Chineſiſche; wieder gibt ein Blatt Seidenpapier die Erklärung der einzelnen chineſiſchen Zeichen. Nur die Abſicht einen Begriff davon zu geben, wie das Buch in der Urſprache ausſehen kann, hat dieſe hübſche Bereicherung des deutſchen Buches veranlaßt. Auch der Inſel-Verlag hat ſeiner „Rache des jungen Meh“ (1927) noch einen chineſiſchen Nebentitel beigegeben.

Aber nicht erſt dieſe neueſte Periode des allgemeinen Intereſſes an orientaliſcher Literatur bringt uns die Beiſpiele ihrer im Zeitgeſchmack gehaltenen buchlichen Geſtaltung. Schon bald nach ihrer wiſſenſchaftlichen Entdeckung taten die Verleger das Ihre, ſie auch für den Bücherſchrank des Liebhabers herzurichten. Auch die orientaliſche Lyrik hat in Deutſchland ihre Goldſchnittzeit durchgemacht. Alles was an Reizen und Greueln den Verlegerbänden eines Grote oder Bonz, den Gedichten von Geibel und Scheffel mitgegeben wurde, tragen die für den Salon berechneten Überſetzungen orientaliſcher Literaturen — in dieſer Zeit auf die dichteriſchen Erzeugniſſe beſchränkt — in den Bibliotheken durch die Jahrhunderte. Selten fehlt dieſen Bänden der rote hoch gepreßte Kaliko-Einband, mit

Digitized by Google

farbigen oder goldenen Ornamenten geziert, ſelten der Goldſchnitt, ſelten die in ausdrucksloſen Farben gedruckte Umrahmung der Buchſeiten, ſelten das ſchwere goldgemuſterte oder Moirée-Vorſatz, ſelten ſind dieſe Einbände frei von der trügeriſchen Schau-Abſicht, die ſich in der Vernachläſſigung im Schmuck des Rückdeckels erſchreckend kundtut. Ein paar Vertreter dieſer Sondergattung deutſcher Goldſchnittlyrik:

Sakuntala von Kalidasa. Deutſch bearb. v. Edm. Lobedanz, Leipzig: Brockhaus 1867.

Der rote Originallederband ganz im Stil der Lyrikbände der Zeit; Titel in Gold aufgedruckt. Vorſatz von gelbem Glanzpapier.

Vasantasenâ. Frei wiedergegeben v. M. Haberlandt, Leipzig: Liebeskind 1893.

Hier garantiert Verleger und Jahreszahl für dieſe Art Buchausſtattung in Reinkultur. Dentelle-Umrahmung auf dem roten Vorderdeckel. Nichts erinnert an den orientaliſchen Inhalt. Aber eine ganze Anzahl Verlagserzeugniſſe auch ſchon früherer Jahre zeigen den Verſuch, den Einbandſchmuck auf den Inhalt abzuſtimmen:

Die Lieder des Mirza Schaffy. Mit einem Prolog von Friedr. Bodenſtedt. 18. Aufl. Berlin 1867.

Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutſcht v. Friedr. Bodenſtedt, Breslau: Schletter 1881.

Während der erſte dieſer beiden Einbände nur im Goldornament leichte Anklänge an orientaliſche Muſter zeigt, iſt der zweite, von Sperling hergeſtellt, im Muſter und in den Farben (grau Leinwand mit Schwarz- und Golddruck, Schnitt rot mit Golddruck) ſtark auf perſiſchen Geſchmack abgeſtimmt. Die Vollendung dieſer Tendenz finden wir an einem Einband wie dem zu

Heinr. Brugſch, Die Muſe in Teheran. (Nachdicht.). Frankfurt a. O.: Trowitzſch 1885.

Die Motive zu dem Ganzleinen-Originaleinband (farbig gedruckte Miniatur), zum Vorſatz (Pflanzenornament), zum Schnitt (rot mit Gold), zu den Seiteneinfaſſungen uſw. ſind einer alten perſiſchen Handſchrift entnommen, welche der Verfaſſer dem Verleger zum Geſchenk gemacht hatte. Künſtleriſch noch beſſer gelungen iſt dieſe Löſung bei einem Einband des Cottaſchen Verlages:

Indiſche Gedichte. Aus d. Sanskrit übertr. v. Joh. Hertel. Stuttgart 1900.

Vorderdeckel und Rücken des roten Originalleinenbandes ſind reich mit Gold und Farben bedruckt, einen orientaliſchen Einband mit Glück nachahmend, ſelbſt das grüne Vorſatz iſt gut dazu abgeſtimmt; freilich fehlt auch hier der Schmuck des Rückdeckels. Noch iſt auch das Salon-Format dieſer Gattung von Buchausſtattung beibehalten, das auch für die orientaliſchen Überſetzungen der Goldſchnittlyrikzeit typiſch iſt. Die weitere Angleichung an die orientaliſche Buchform wie auch die Entwicklung des deutſchen ſchöngeiſtigen Buches überhaupt haben in unſerm Jahrhundert die kleinen Formate für Überſetzungen aus orientaliſchen Sprachen faſt ganz verſchwinden laſſen.

Anderen Arten des Originaleinbandes ließen manche Verleger ſchon ſehr früh eine an den Orient zunehmende Ausſtattung angedeihen:

Digitized by Google

Nalas und Damajanti. Eine indiſche Dichtung aus dem Sanskrit übers. v. Fr. Bopp. Berlin: Nicolai 1838.

Den farbigen Vortitel hierzu zeichnete H. Asmus: eine indiſche figürliche Darſtellung. Der farbig bedruckte Originalpappband erinnert in ſeiner Ornamentik an indiſche Motive. Noch auffallender aber iſt die Broſchüre, in der ſich ein Buch eines anderen der Bahnbrecher in der Überſetzung orientaliſcher Literaturen, Hammer-Purgſtall, erhalten hat:

Zeitwarte des Gebetes in ſieben Tagzeiten. Ein Gebetbuch, arabiſch und deutſch hrsg. v. Hammer-Purgſtall. Wien 1844: Strauß.

Vor und nach dem arabiſchen Text ſind mandelförmige arabiſche Ornamente zum Schmuck verwendet. Eines davon kehrt auf dem Umſchlag wieder. Die Broſchur iſt in ſchwarzes Papier eingeſchlagen und das Ornament iſt mit Silberfarbe aufgedruckt. Dieſe Broſchur aus dem Jahre 1844 iſt eines der ſchönſten Dokumente für die Abſicht des Verlegers, die Ausſtattung der deutſchen Überſetzung durch Anlehnung an das Original reizvoll zu geſtalten. Wie dieſe Abſicht bei modernen Überſetzungen in den einzelnen Elementen der Buchausſtattung, vor allem aber im Einband, zum Ausdruck kommt, ſoll im folgenden noch überblickend betrachtet werden.

Die immerhin anſehnliche Zahl einſchlägiger deutſcher Verlagserzeugniſſe, die zu dieſem Zweck durchgeſehen werden konnten, wird genügen um auf alle weſentlichen Einzelheiten hinweiſen zu können. Es iſt dabei nicht möglich geweſen, alle Formen der Auslieferung zu berückſichtigen — faſt alle Luxusausgaben mußten ausſcheiden — doch wird gerade die Form, die eingeſehen werden konnte, als die verbreitetſte auch am meiſten Geltung beanſpruchen dürfen. Zur Vereinfachung zähle ich, um nach Nummern zitieren zu können, die Titel der eingeſehenen Werke auf. Daß die chineſiſche Literatur dabei ſo ſtark in den Vordergrund rückt, beruht auf keinerlei Abſicht, da die Auswahl ohne Anſehung des Titels nur nach der Ausſtattung getroffen iſt.

1. Gg. Friedr. Daumer: Geſamm. poet. Werke, hrsg. v. Leop. Hirſchberg 1.: Dichtungen des Morgenlandes. Berlin: Trowitzſch 1924.
2. Klabund: Dichtungen aus dem Oſten. Bd. 1 (China: Kreidekreis) 2 (China: Lyrik) 3 (Japan). Wien: Phaidon-Verlag 1929.
3. Tauſend und eine Nacht. Überſ. v. G. Weil. Mit Bildern v. F. Schultz-Wettel, hrsg. v. L. Fulda. Bd. 1—4. Berlin: Neufeld u. Henius o. J. (1913).
4. Türkiſche Geſchichten. Überſ. v. Habib Edib. Weimar: Kiepenheuer 1917. (Deutſche Orientbücherei 23).
5. Klabund: Das Sinngedicht des perſiſchen Zeltmachers. München: Roland-Verlag 1917.
6. Die Sinnſprüche Omars des Zeltmachers aus d. Perſ. v. Fr. Roſen. Leipzig: Inſel. (Inſel-Bücherei Nr. 407).
7. H. Bethge: Hafis. (Nachdichtungen). Leipzig: Inſel 1920.
8. H. Bethge: Arabiſche Nächte. Leipzig: Inſel 1920.
9. H. Bethge: Das türkiſche Liederbuch. (Nachdichtungen). Berlin: Morawe und Scheffelt (1921).
10. Indiſche Sagen. Überſ. v. Ad. Holtzmann. Neu hrsg. v. M. Winternitz. Jena: Diederichs 1921.

Digitized by Google

11. Die Erzählungen aus den Tauſend und ein Nächten. Vollſt. Ausg. Nach der Calcuttaer Ausg. v. 1839 v. Enno Littmann. Bd. 1—6. Leipzig: Inſel 1923.
12. Türkiſche Märchen. Hrsg. v. Fr. Gieſe. Jena: Diederichs 1925.
13. Enno Littmann: Vom morgenländiſchen Floh. Dichtung und Wahrheit über den Floh bei den Hebräern. Mit Rad. v. Marcus Behmer. Leipzig: Inſel 1925.
14. Rabindr. Tagore: Fruchtleſe. Leipzig: Wolff.
15. H. Bethge: Die indiſche Harfe. (Nachdichtungen). Berlin: Morawe und Scheffelt (1920).
16. Indiſche Märchenromane 1. Verdeutſcht v. Joh. Hertel. Leipzig: Haeſſel 1922.
17. Die Weisheit der Upaniſchaden. Ausw. überſ. v. Joh. Hertel. 2. Aufl. München: Beck 1922.
18. Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos. Überſ. v. R. E. Neumann. 2. Aufl. München: Piper 1923.
19. Paul Kornfeld: Sakuntala. Schauſpiel nach Kalidaſa. Berlin: Rowohlt 1925.
20. Mahatma Gandhis Leidenszeit. Überſ. v. Emil Roniger. Zürich, Leipzig: Rotapfel-Verlag 1925.
21. Indiſche Gedichte aus 4 Jahrtauſenden. In deutſch. Nachbildung v. Otto v. Glaſenapp. Berlin: Grote 1925.
22. H. Bethge: Die chineſiſche Flöte. (Nachdichtungen). 8. Aufl. Leipzig: Inſel 1917.
23. Reden und Gleichniſſe des Tſchuang-Tſe. Deutſche Auswahl v. Martin Buber. Leipzig: Inſel 1918.
24 Klabund: Das Blumenſchiff. Nachdichtungen chineſiſcher Lyrik. Berlin: Reiß 1921.
25. Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tageszeiten. Lieder und Geſänge, verdeutſcht von Rich. Wilhelm. Jena: Diederichs 1922.
26. Dichtungen des Oſtens. Der chineſ. Novellenſammlung Djin-Gu Tji-Guán erſte Folge: Die gelben Orangen der Prinzeſſin Dſchau. Aus d. Chineſ. v. W. Strzoda. München: Hyperionverlag (1922).
27. H. Bethge: Pfirſichblüten aus China. (Nachdichtungen). Berlin: Rowohlt 1923.
28. Alb. Ehrenſtein: Pe-Lo-Thien. Berlin: Rowohlt 1923.
29. Altchineſiſche Liebeskomödien, übertr. v. H. Rudelsberger. Wien: Schroll (1923).
30. Dſchung-Kuei. Bezwinger der Teufel. (Altes chineſ. Volksbuch. Überſ. v. Cl. du Bois-Reymond). Mit Nachbild. chineſ. Zeichnungen. Potsdam: Kiepenheuer (1923).
31. Chineſ. Novellen. Übertr. v. H. Rudelsberger. Wien: Schroll (1924).
32. P'u Sung-Ling: Seltſame Geſchichten aus dem Liao Chai. (Frei übertr. v. E. Schmidt). Berlin: Häger 1924. (Ex oriente lux Abt. I, 1).
33. Lieder eines chineſ. Dichters und Trinkers. ‹Po Chü-i›. Übertr. v. L. Woitſch. Mit Illuſtr. v. R. Hadl. Leipzig: Aſia Major 1925.
34. Vinc. Hundhauſen: Chineſiſche Dichter in deutſcher Sprache. Mit zwei Bildern nach Orig. des Wang Ting-Dſche. Peking, Leipzig: Pekinger Verlag 1926.

Digitized by Google

35. Chineſ. Geiſter- und Liebesgeſchichten. Überſ. v. Martin Buber. Mit 16 Abb. nach chineſ. Holzſchnitten. Frankfurt: Rütten u. Loening 1927.
36. Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus d. Chineſ. v. Fr. Kuhn. Leipzig: Inſel 1927.
37. V. Hundhauſen: Der Ölhändler und das Freudenmädchen. Eine chineſ. Geſch. in 5 Geſängen. 2. Aufl. Peking, Leipzig: Pekinger Verlag 1928.
38. Klabund: Der Kreidekreis. Spiel in 5 Akten nach d. Chineſiſchen. Wien: Phaidon-Verlag 1929.
39. Klabund: Dumpfe Trommel und berauſchtes Gong. Nachdicht. chineſ. Kriegslyrik. Leipzig: Inſel (Inſel-Bücherei Nr. 183).
40. H. Bethge: Japaniſcher Frühling. (Nachdichtungen). 4. Aufl. Leipzig: Inſel 1920.
41. Japaniſche Sprichwörter. Aus d. Japan. v. H. Sandaga. Leipzig: Xenienverlag o. J.
42. Malaiiſche Weisheit und Geſchichte. Übertr. v. Hans Overbeck. Jena: Diederichs 1927 (Inſulinde 1).

Die Nachahmung des orientaliſchen Buches, die faſt in all dieſen deutſchen Erſcheinungen mehr oder weniger ausgeprägt als Reiz in der Ausſtattung zu beobachten iſt, hängt natürlich ſtark von dem Urſprungsland der entſprechenden Literatur ab. Ein perſiſches, ein chineſiſches Buch iſt leichter mit der europäiſchen Buchform in Einklang zu bringen als ein indiſches. Je ſchärfer die Abweichungen, umſomehr beſchränkt ſich die Nachahmung auf eine bloße Andeutung im künſtleriſchen Schmuck. Aber ſchon um die orientaliſche Buchform nachzuahmen finden ſich reichlich Abweichungen vom europäiſchen Codex; vom europäiſchen Blockbuch wird deshalb im folgenden mehrfach die Rede ſein müſſen. Weniger Wert wird auf die Verwendung des originalen Materials gelegt. Das Druckpapier weicht ſelten von dem ab, welches auch für deutſche Literatur verwendet wird, nur bei zwei Werken (10 und 24) fand ich reisähnliches Papier, das vielleicht noch den Inflationsverhältniſſen zuzuſchreiben iſt. In 34 ſind wenigſtens die Holzſchnitte auf chineſiſches Seidenpapier gedruckt. Fineſſen, wie Druck auf chineſiſche Seide, bleiben den ſchwer bibliophilen Ausgaben vorbehalten.

In Drucktype, Druckanordnung und was dazu gehört, ſind die Nachahmungsmöglichkeiten ſehr beſchränkt. Auf die Wahl der Type iſt viel Sorgfalt verwendet; moderne Antiquaſchriften beherrſchen das Feld uneingeſchränkt. Weitaus die meiſten der Werke ſind in beſtbekannten Offizinen gedruckt; man lieſt immer wieder die Namen Beck, Dietſch und Brückner, Haag-Drugulin, Haberlandt, Holten, Bibliogr. Inſtitut, Staatl. Akademie Leipzig, Mänicke u. Jahn, Ohlenroth, Poeſchel und Trepte, Spamer. Dem Drucker ſtellt die Form des Blockbuches eine beſondere Aufgabe, die nicht nur in der ungewohnten Art beſteht, wie die Form auszuſchießen iſt, ſondern auch in der beſonderen Sorgfalt die dem genauen Aufeinanderpaſſen der Schriftſpiegel zu widmen iſt; beide Aufgaben ſind ſtets zufriedenſtellend gelöſt. Aber unter den vielen Blockbüchern in deutſcher Sprache iſt kaum eines (37), worin auch der Rand der einzelnen Blochbuchblätter überdruckt iſt und ſo den Eindruck eines wirklichen chineſiſchen Blockbuches vermittelt; auch die Seitenzählung iſt in dieſem

Digitized by Google

Falle den Ornamenten des äußeren Seitenrandes eingefügt. Weiter kann die Druckanordnung sich nicht dem Original annähern. Lediglich an den mehr ornamentalen Schriftstellen, also auf Titel und Einband, kann die Phantasie des Buchkünstlers sich von der orientalischen Buchform inspirieren lassen. Man findet deshalb gelegentlich auf dem Einband eine Schrift, die, aus Keilen zusammengesetzt, dem Chinesischen ähnelt und Antiquabuchstaben darstellt (2). Von da ist nicht mehr weit dazu, diese Buchstaben in ostasiatischer Weise von oben nach unten lesen zu lassen (2, 38, 41), eine Schriftanordnung, die uns längst durch die Reklame vertraut ist und vor allem für die Beschriftung des Rückens als günstige Lösung empfunden wird.

Weitere Anklänge an das literarische Herkunftsland vermittelt die künstlerische Ausstattung. Oft genug werden Originalwerke aus der Kunst des Ursprungslandes reproduziert (25, 29, 31—35). Aber auch die Künstler, denen die gesamte Ausstattung oder der Bildschmuck übertragen ist, bemühen sich, mit den fremden Ausdrucksmitteln, welche der betreffenden Literatur konform sind, die gewollte Wirkung zu erzielen. Und es sind erste Namen auf dem Gebiet deutscher Buchkunst, welche in den Schlußschriften und auf den Titelblättern genannt werden oder auf manchem Einband sich schon von außen verraten: Behmer (13), Ehmcke (12, 42), Goldscheider (2), Hadl (33), Mathéy (28), Orth (5), Pinner (24), Schneidler (10), E. R. Weiß (8 und oft); andere werden noch als Einbandkünstler besonders zu erwähnen sein. Überflüssig, zu betonen, daß bei den Entwürfen solche Künstler die Nachahmung des fremden Stiles nie bis zur Aufgabe der künstlerischen Persönlichkeit führt; aber auch, daß diese Grenzsetzung in der Wirkung als zwiespaltig empfunden würde; handelt es sich doch um nichts anderes als um die Einfühlungspflicht des Buchillustrators, der Steiner-Prag bei der Illustration eines Romantikertextes ebenso nachkommt, wie Schultz-Wettel in der von Ludwig Fulda besorgten Ausgabe von Tausend und eine Nacht (3).

Der nachahmende Charakter der Buchausstattung, der gleichzeitig durch das exotische Äußere anlocken und die Haltung des Lesers durch den ersten Blick bestimmen will, kommt nirgends so stark zum Bewußtsein, wie im Einband. Unter den aufgezählten Werken ist kaum eines, das nicht in der Form oder im Schmuck des Einbandes an den orientalischen Inhalt erinnerte. Lediglich die zwei in die Liste aufgenommenen Bändchen der Insel-Bücherei verzichten aus begreiflichen Gründen ganz darauf, will man nicht das verwendete Überzugpapier, dessen für die ganze Sammlung einheitliche Haltung ja zum Glück nicht durch das Muster bestimmt wird, als Andeutung nehmen; und den Tagore-Band des Kurt Wolff-Verlages muß ich als ein Beispiel aus einer ganzen Reihe, deren Erscheinen aber weiter zurückliegt, als das der meisten erwähnten Werke, hier nennen; die beim Erscheinen überwiegende literarische Absicht erklärt genug; wer aber trotzdem nach Anklängen schnüffelt, kann seine Erwartungen auch in den grellen Farbflächen des Deckelbezuges erfüllt finden. Meist ist es die Gestaltung der Deckelflächen, welche den ersten Kontakt mit der orientalischen Literatur herstellen soll. Das gilt für den Umschlag der Broschüre ebenso wie für den fertigen Verlegereinband in jedem vorkommenden Material. Die in deutscher Sprache erschienene orientalische Literatur jener Jahre unter-

Digitized by Google

ſcheidet ſich in der bevorzugten gebundenen Auslieferung kaum von der gleichzeitigen ſchöngeiſtigen Literatur überhaupt. Aber auch die wenigen Original-Broſchuren obiger Liſte machen die orientaliſierende Mode mit. So zeigt Nr. 19 eine weiße Lotosblüte auf dem ſchwarzen goldbedruckten Umſchlag; Nr. 21 eine indiſche Zeichnung; nur Nr. 17 hat einen ganz europäiſchen Umſchlag.

Unter den Verlegerbänden iſt eine Vorliebe für Leinen- oder Pappbände nicht feſtzuſtellen, ſoweit es ſich um europäiſche Bindeweiſe handelt. Das zum Bezug verwendete Papier wird faſt ſtets mit orientaliſierenden Muſtern bedruckt; Beiſpiele ſind jedem Bücherleſer aus den Reihen des Diederichsſchen Verlages (Inſulinde, Märchen der Weltliteratur, Religiöse Stimmen der Völker) genugſam bekannt (Vgl. 12, 42). Bei den Nachdichtungen orientaliſcher Lyrik ſind ſolche Überzugpapiere anſcheinend unentbehrlich, ſeien es ornamental wiederkehrende paſſende Muſter (der türkiſche Säbelreiter bei 9, die vielen chinoiſierenden Motive) oder einzelne zart ſchmückende (das Verlagsſignet der Aſia Major in 33) oder den ganzen Einband beherrſchende Darſtellungen (die Originallithographie von G. A. Mathéy bei 27, die chineſiſchen Blüten bei 35 und 36). Auch die Verwendung des ſeidig glänzenden Ballonleinens für Ganzbände kann zu den Mitteln gezählt werden, welche ſchon von außen die rechte Einſtellung zum Buchinhalt beſtimmen wollen. Es iſt wahrſcheinlich kein Zufall, daß gerade bei dieſer Literaturgattung die Halbbände ſeltener ſind, als Ganzbände, und daß der Ganzpappband, deſſen künſtleriſche Wirkung vielfach unterſchätzt wird und erſt jetzt wieder mehr zu Geltung zu kommen ſcheint, hier ein größeres Wirkungsfeld hat, als ſonſtwo in der guten Literatur.

Die große Rolle des Einbandſchmuckes macht es auch verſtändlich, daß das Aufgebot an Einbandkünſtlern noch größer iſt als das an Künſtlern für den Buchſchmuck. In den aufgezählten Werken werden folgende Namen genannt: Behmer (11), Mathéy (15, 27, 28), Preetorius (26), Scheurich (4), Walſer (9), Weiß (7, 8, 22, 23, 35, 40). Das bedeutet, daß für jedes dritte dieſer Werke, die keine bibliophile Auswahl darſtellen, ein deutſcher Einbandkünſtler als verantwortlich genannt wird. Weitaus zurückhaltender ſind die Angaben über die ausführenden Werkſtätten; wenige Proben, wie Fikentſcher (9), Fritzſche (15), Wübben u. Co. (3), genügen um feſtzuſtellen, daß die Herſtellung der Einbände leiſtungsfähigen Häuſern anvertraut iſt.

Von dem orientaliſierenden Schmuck des Buchäußeren gibt es alſo nur wenige Ausnahmen. Dagegen ſcheiden ſich in der Bindeweiſe zwei große Gruppen: Die europäiſche und die oſtaſiatiſche. Über die europäiſche Art iſt hier nicht mehr viel zu ſagen. In der größeren Zahl aller Fälle wird von den europäiſchen Bindebräuchen nicht abgegangen. Beim Aufſchlagen der Bände fällt höchſtens auf, daß nicht ſtets weißes oder in ſonſt einer neutralen Farbe gehaltenes Vorſatz verwendet iſt, ſondern in Anlehnung an den Deckelüberzug gefärbte Papiere, unter denen ſich Batikpapiere einer großen Beliebtheit erfreuten (1, 29, 32). Die Inſel-Ausgabe der Tauſend und ein Nächte hat zu ihrem von Marcus Behmer entworfenen grünen Ganzleinenband ein ſtarkes rotes Vorſatz mit goldgedruckten arabiſchem Muſter. Die Verwendung ſolch ornamentierter Vorſatzpapiere iſt ſelbſt bei den Blockbüchern nicht die Regel; ein chineſiſches Muſter findet man z. B. bei 38.

Digitized by Google

Am auffallendſten wird die Angleichung des Einbandes an den orientaliſchen dort, wo die europäiſche Buchform verlaſſen wird zugunſten der oſtaſiatiſchen, vor allem der chineſiſchen Einbandart. Ich bemerke im Vorbeigehen, daß keines der ins Deutſche überſetzten islamiſchen Literaturwerke der vorſtehenden Liſte einen Einband der dort heimiſchen Art, die doch ſicher nicht ſchwierig nachzuahmen wäre, trägt, daß vielmehr auch für dieſe Literaturen die dafür unpaſſende Form des Blockbuches gelegentlich angewendet wird. Bethges Nachdichtungen türkiſcher, arabiſcher, perſiſcher und indiſcher Lyrik ſind in der Ausſtattung ſeinen als Blockbuch gebundenen Nachdichtungen chineſiſcher und japaniſcher Lyrik angeglichen. Das Blockbuch in der Form des Schmetterlingsbuches (das heißt mit am Rücken verbundenen Doppelblättern im Gegenſatz zum Leporello-Buch) iſt wohl die bekannteſte und heute auch verbreitetſte Art des chineſiſchen Buches. Ob die Gründe, welche dort das einſeitige Bedrucken fordern, auch für das ins Deutſche eingeführte Blockbuch maßgebend ſind, iſt hier nicht zu erörtern, da nur die Ausdehnung der Nachahmung zu unterſuchen iſt.

Genau ein Drittel der unterſuchten Werke ſind als Blockbuch gebunden; auf die 22 oſtaſiatiſchen Werke entfallen davon 10 Blockbücher. Aber auch dieſe Blockbücher zeigen große Verſchiedenheiten in der techniſchen Ausführung. Weſentlich iſt ja außer der „Schmetterlingsform“ die Heftung mit Durchſtechen des Buchblocks. Die deutſchen Blockbücher ſind meiſt durch 3, gelegentlich durch 4 oder 5 Löcher geheftet. Statt Schnüren iſt manchmal (2, 38) Baſt verwendet. Die Schnüre ſind nicht immer um den Rücken geknüpft, ſelten in Verlängerung der Heftlinie um Ober- und Unterſchnitt. Das meiſt ziemlich ſtarke Papier läßt ein ſo feſtes Anziehen der Heftſchnüre wie beim chineſiſchen Buch nicht zu, der Buchblock würde deshalb zu loſe, wenn er nicht noch einen anderen Halt erhielte. Dieſer beſteht in einer Art von „Patentieren“, jener vereinfachten deutſchen Heftart, bei der die am Rücken glatt beſchnittenen Blätter aufgerauht, geleimt und überklebt werden. So ſorgfältig, wie es dieſe Heftart für einen ſoliden Einband erforderte, iſt bei keinem der vorliegenden Einbände gearbeitet. Meiſt iſt auf den glatt beſchnittenen Rücken Leim gegeben, darauf das Rückenleinen aufgeklebt. Manchmal ſind kleine Schnitte vorher eingeſägt, iſt der Rücken mit Papier überklebt und dann noch mit dem Rückenleinen, oder er iſt hohl behandelt. Auch hilft man ſich damit, das Vorſatz über den Rücken zu kleben (2). Für die Decke und das Vorſatz bringt dieſe Bindeart einige Änderungen mit ſich. Meiſt wird das deutſche Blockbuch als Ganzpappband hergeſtellt. Man zieht über einen leichten Karton das Überzugpapier und klebt um deſſen eingeſchlagene Ränder das Vorſatz, ſodaß ſowohl Überzug als auch Vorſatz loſe auf den Karton aufliegen. Dazu, auch das Vorſatz in Schmetterlingsform zu bringen, iſt erſt 1929 der Phaidon-Verlag gekommen (2). Sollen die Decken ſteifer ſein, ſo wird der Ganzleinenband bevorzugt; neben der Heftung muß dann ein Gelenk angebracht ſein. Eine Verbindung des Schmetterlingsbuches mit der europäiſchen Bindeweiſe bringt in glücklicher Weiſe der Inſel-Verlag mit ſeiner „Rache des jungen Meh“ (36): Als Blockbuch gedruckt, iſt der Band patentiert, ohne daß der Block zur Heftung durchſtochen iſt; der Rücken des Ganzleinenbandes iſt auf den geleimten Buchblock unmitelbar aufgeklebt. Man darf dieſen Band getroſt

Digitized by Google

als muſterhaft für die Angleichung an den fremden Geſchmack und die Einhaltung für die künſtleriſche Wirkung gebotener Grenzen bezeichnen. Der gerade Rücken, feſt oder hohl, iſt auch bei den nicht als Blockbuch gebundenen Werken lehr beliebt geworden (24, 26, 30, 33, 35). Die Blockbuchausſtattung iſt folgenden Nummern zuteil geworden: 2, 7, 8, 9, 15, 22, 25, 27, 28, 36, 37, 38, 40, 41. Dieſe anſehnliche Zahl macht es freilich noch nicht überflüſſig, daß ein Hinweis beigedruckt wird, daß die Blätter nicht aufgeſchnitten werden dürfen; auch in Bibliotheken iſt dagegen ſchon geſündigt worden.

Noch weitergehende Nachahmungen findet man in Luxusausgaben; ſo ſind 500 Exemplare von Nummer 25 auf Daunen-Papier gedruckt und in chineſiſches Papier gebunden, 100 Exemplare von Nummer 28 ſind auf China-Papier gedruckt und in chineſiſche Rohſeide gebunden; auch von Nummer 34 iſt eine Luxusausgabe in alte chineſiſche Seide gebunden. Auf etwas ganz Naheliegendes ſind aber nur ganz wenige Verleger gekommen, nämlich dem Einzelheft des Schmetterlingsbuches den originalen feſten Umſchlag zu geben; ſtatt deſſen geben die Verlage mit buntem Papier bezogene Kaſſeten. Über die Hauptarten des chineſiſchen Einbandes hat vor kurzem J. Schubert im dritten Jahrgang von „Buch und Schrift“ ſo ausführlich geſchrieben, daß ich deren Kenntnis vorausſetzen darf. Der eigentliche Schutz des Schmetterlingsbuches iſt der ſtoffüberzogene Karton mit Elfenbeinſchließen. Ich habe ihn unter den 42 aufgezählten Werken nur für die 2 Hefte von Nummer 37 gefunden. Als reinen Pappumſchlag mit den Elfenbeinſchließen hat die Bertoldſche Druckerei ſchon für ihren 2. Druck dieſen Einband geliefert:

Herm. Hülle, Über den alten chineſiſchen Typendruck und ſeine Entwicklung. Berlin 1923.

Man braucht nicht bis in die Spezialbibliotheken zu gehen, um orientaliſche Literatur in orientaliſierendem Gewand zu finden; auch der Bahnhofsbuchhandel führt ſolche Werke. Als blockgeheftete Broſchüre mit chineſiſcher Darſtellung auf dem Umſchlag kann man da kaufen:

Djin Ping Meh. Übers. v. Otto Kibat. Gotha: Engelhard-Reyher-Verlag 1928.

So wird das Buch eine weitere Verbreitung finden, als die Übertragungen aus dem Japaniſchen, die ſeinerzeit vor dem Jahr 1900 K. Florenz in Nachahmungen beſonderer Art auf den Markt geworfen hat. Seine „Dichtergrüße aus dem Oſten“, „Japaniſche Dramen“, „Japaniſche Dichtungen“ und „Japaniſche Märchen“, in Leipzig bei Amelang und Tokyo bei Hasegawa erſchienen, waren auf ein ſtarkfaſeriges, weiches, krêpeartiges Papier als Blockbuch gedruckt, ohne Umſchlag, nur am Rücken überklebt; der Text ſtand auf verſchiedenfarbig grundiertem Papier, von japaniſchen Künſtlern illuſtriert. Man braucht kaum mehr zu ſagen, um verſtändlich zu machen, daß es nicht ſchade wäre, wenn nach dieſer Erwähnung die genannten Werke der Vergeſſenheit anheimfallen.

Die Nachahmung orientaliſchen Buchweſens hat dem deutſchen Buchgewerbe manch neue wertvolle Anregung gebracht. Vielleicht ſind es die Blockbücher, die der Methode des Patentierens wieder Eingang verſchafft haben; der ſchon erwähnte Band des Inſel-Verlags iſt von ausgezeichneter

Digitized by Google

Haltbarkeit. Ich erwähne in dieſem Zuſammenhang auch eine buchbinderiſche Leiſtung aus China, die ebenfalls die Univerſitätsbibliothek Leipzig aufbewahrt: eine chineſiſche Handſchrift von ſolchem Gewicht, daß keine der üblichen Bindearten auf die Dauer Halt gewähren könnte; vorbildlich in der Wahl des jeweils entſprechenden Materials iſt dieſer Band mit Bronzeſchienen und durch den Block geſtoßenen Stiften geheftet. — Aber neben dieſen Hinweiſen darf ein anderer hier nicht vergeſſen werden: Daß die europäiſche Bindeweiſe immer ſtärkeren Einfluß auf die orientaliſche Buchherſtellung zu nehmen beginnt. Iſt doch nicht nur das europäiſch geheftete Buch in China ſchon ſehr verbreitet, ſondern man findet dort auch ſchon den Übergang zur wagrechten Zeile. Man darf all dieſe Erſcheinungen als Zeichen einer fortſchreitenden internationalen Verſtändigung auf dem Gebiet des Buchweſens betrachten und niemand wird anſtehen, ſie freudig zu begrüßen.

Digitized by Google

Etwas über die Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schrift.

Von Johannes Schubert.

Die, wie das Chinesische auch schriftlich gebrauchten und mit ihm zum selben, dem sogenannten indo-chinesischen Sprachstamm gehörenden Idiome, also das Tibetische, Leptschaische, Barmanische, Siamesische usw., deren Charakteristika man gewöhnlich durch die Worte isolierend, monosyllabisch und singend [bei einigen dieser Sprachen nicht zutreffend] auszudrücken pflegt, besitzen Nationalschriften, welche allgemein zu den Buchstabenschriften zu zählen sind. Von diesen ist außer der tibetischen Schrift, die der Forschung noch so mancherlei Rätsel aufgibt, besonders die siamesische interessant, weil man mit ihr auch klar und eindeutig die Töne der betr. Silben (Wörter) auszudrücken in der Lage ist und überhaupt dem ganzen Schriftbilde des Wortes sofort seine Aussprache ablesen kann. Ferner bereiten diese Sprachen auch hinsichtlich einer Umschrift in lateinische Buchstaben (Romanisation) keine Schwierigkeiten, wenn auch — leider — nicht gerade nur immer eine einheitliche Transkription für jede dieser Sprachen festgesetzt ist.

Ganz anders steht es mit dem Chinesischen, das bekanntlich eine sogenannte Wortschrift (Begriffsschrift) besitzt. Eine solche Schrift ist selbstverständlich viel schwieriger und mühsamer als eine Silben- oder Buchstabenschrift zu erlernen und kann schon deshalb nie Allgemeingut des Volkes sondern nur mehr der Gebildeten werden, wie das auch in China der Fall ist. Es bleibt dabei aber doch zu beachten, daß trotz der Schwierigkeiten, die diese Wortschrift selbst dem einheimischen Schüler entgegenstellt, auch die so fortschrittlich gesinnten Japaner, die Koreaner und Annamiten die chinesische Schrift heute noch ausnahmslos in ihrer Literatursprache anwenden.

Über die chinesische Wortschrift selbst kann und soll hier nur einiges angedeutet werden, was zum Verständnis des Folgenden unbedingt nötig ist. Genaueres findet sich in jeder chinesischen Grammatik [z. B. der von Georg von der Gabelentz, Leipzig: Weigel 1881] oder auch schon in Hans Jensen's „Geschichte der Schrift", Hannover: Lafaire 1925 und dergleichen Werken. — In der chinesischen Schrift als Wortschrift hat jedes (einsilbige Stammwort sein besonderes Zeichen mit evl. Varianten. Das, was die Sprache durch Töne wiedergibt, ist in der Schrift durch verschiedene Zeichen ausgedrückt d. h. Wörter von gleichem Laut und Ton, aber verschiedener Bedeutung werden in der Schrift unterschieden. Die Schriftzeichen, die natürlich im Laufe der Geschichte verschiedene Formen durchgemacht haben [s. die aus Gabelentz: Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, Leipzig: Weigel 1883 entnommene Tafel [Abb. 1] und eine kurze, klare Beschreibung bei Hauer: Das Ts^{c}ien-tzĕ-wên, S. 2—4 in „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen" 1925, 1. Abtlg.], zerfallen ihrer Bildung nach in 6 Klassen [z. B. urspr. Bildzeichen (1), Symbole (2), symbolische Zusammensetzungen (3) usw.]. Im Laufe der Zeit haben sich dadurch insgesamt über 40000 verschiedene Zeichen ergeben, von denen aber etwa $^{2}/_{3}$ veraltet sind. [Das berühmte Originalwörterbuch des Kaisers

Digitized by Google

Abb. 1: Verschiedene Formen der chinesischen Normalschrift (s. S. 93).

Digitized by Google

Kang¹-hsi¹ (4), das sogen. Kang¹-hsi¹-dsï⁴-diän³ (5) in 30 bis 40 Bänden enthält diese Zeichen]. Den Schlüssel zu diesen (nicht-alphabetischen) Zeichen bilden die 214 Klassenzeichen oder Radikale, hervorragende, meist sinnangebende Zeichen, nach denen auch gewöhnlich die Wörterbücher angeordnet sind. Jedes chinesische Zeichen ist entweder eins von diesen Klassenzeichen selbst oder mit einem solchen zusammengesetzt (6).

Schon bei dieser ganz kurzen Charakterisierung wird mancher wohl nicht umhin können, die Frage nach einer einfacheren Silben- oder gar Buchstabenschrift aufzuwerfen oder den Wunsch der Existenz einer solchen zu hegen. Bevor wir an diese Frage herantreten, sei noch erwähnt, daß bei den meisten Sprachen dieses Stammes zunächst immer scharf zwischen Schrift- und Umgangssprache zu unterscheiden ist, da beide gewöhnlich von einander so stark abweichen, wie etwa das Italienische vom Lateinischen und jede von beiden eines besonderen Studiums bedarf. Deshalb möchte ich hier vorwegnehmen — und das ist für die Stellung des ganzen Problems für China: Nationalschrift? Vereinfachte Schrift? Lateinschrift? von größter Wichtigkeit — daß für die in Wortschrift wiedergegebene Schriftsprache eine vereinfachte Silben- oder Buchstabenschrift überhaupt nicht in Frage kommen kann. Ein derartiger Text wäre in romanisierter Form absolut nicht zu verstehen, da die Schriftsprache einen größeren Wortreichtum als die Umgangssprache aufzuweisen hat, deshalb auch gleichklingende Silben in erhöhtem Maße auftreten und andererseits Partikeln, die das Verständnis der Texte sehr erleichtern, weniger gebraucht werden. Alle diese Fragen hat der Hamburger Sinologe A. Forke in der Einleitung zu seinem Artikel „Neuere Versuche mit chinesischer Buchstabenschrift" [in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen", Abtlg. Ostasiat. Studien, Jahrg. 9 (1906), S. 401—408] sehr klar und eingehend behandelt.

Daß die Schwierigkeiten, die der Umschrift chinesischer Zeichen in lateinische Buchstaben entgegenstehen ungeheuer groß sind, geht schon aus der großen Anzahl von Umschriften hervor, die dafür aufgestellt worden sind. Fast jede Missionsgesellschaft — die Missionare waren ja die Ersten, die sich einer solchen schwierigen Aufgabe gegenübergestellt sahen —, fast jeder Verfasser einer chinesischen Grammatik usw. haben ihre eigene Umschrift. Zur Umschriftfrage ist zu vergleichen der Abschnitt „Sinologie" in der kürzlich erschienenen Festschrift für den Präsidenten der Notgemeinschaft und Staatsminister Schmidt-Ott „Aus 50 Jahren deutscher Wissenschaft", S. 269, von E. Haenisch, Prof. für Sinologie in Leipzig und ferner H. Hülle: Die Erschließung der chinesischen Bücherschätze der deutschen Bibliotheken, S. 212—214 [in „Ostasiatische Zeitschrift" VIII, 1919/20].

Außer der verschiedenen Auffassung der gleichen Laute und den verschiedenen nationalen Eigenarten spielt die große Menge der chinesischen Dialekte dabei eine nicht geringe Rolle. Um ein sehr anschauliches Beispiel zu bekommen, vergleiche man nur einmal die Proben der Bibelübersetzungen, in denen die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die Heilige Schrift in chinesischer Sprache druckt [„Gottes Wort in vielen Sprachen", London: Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft 1921, Nr. 77—94!]. Mit dem durch die Mission zuerst im Süden von China gebrauchten „Standard Alphabet"

Digitized by Google

von Lepsius war zwar hinsichtlich der Umschrift eine gewisse Vereinfachung erreicht, nur muß es jedem einzelnen Ortsdialekt angepaßt werden [C. R. Lepsius: Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in european letters. London, Berlin: 1863², p. 232—236].

Eines eigenartigen, aber doch ganz gut bewährten Systemes zur vereinfachten Wiedergabe chinesischer Laute ist noch zu gedenken: Der sogenannten Numeralschrift („Numeral Type") des schottischen Missionars W. H. Murray in Peking. Das System basiert auf der von dem Franzosen Braille erfundenen Blindenschrift, indem 408 Laute des Pekingdialektes durch Braille'sche Punkte dargestellt sind, die als Zahlen gelesen werden müssen und damit die mit Nummern bezeichneten Laute [„Numeral Type"!] erkennen lassen. Die Numeral Type für Blinde, für die Braille's System mit erhabenen Punkten gebraucht wird, besteht seit 1879, die für Sehende — wiedergegeben durch Linien, die die Verbindung der Braille'schen Punkte darstellen — seit 1890. Die Numeralschrift soll sich ebenso schnell wie das Standard Alphabet von Lepsius erlernen lassen, ist leicht zu schreiben und kann auch mit der Schreibmaschine getippt werden. Als Beispiel greife ich heraus: Der Laut Nr. 1 = „a" wird dargestellt durch einen Punkt in der Blinden-Numeralschrift •, durch ⌣ in der Numeralschrift für Sehende. „Ang" = Laut Nr. 4 wird dargestellt durch drei Punkte in der Blinden-Numeralschrift ⁘, durch ⌝ in der Numeralschrift für Sehende. Die Verbindung von Laut Nr. 1 und 4 in der folgenden Weise: • ⁘ (oder entsprechend ⌣ ⌝) ergibt als Zahl gelesen 14 und diese Nummer hat der Laut „chao". Zur genauen Bestimmung treten dann noch gewisse Zeichen für die Töne hinzu. Das ganze System ist erklärt bei Kastler: Die neuesten Versuche zur Vereinfachung der chinesischen Schriftzeichen [in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen", Jahrg. 12 (1909), Ostasiat. Abtlg., S. 199—209].

Die bisher angedeuteten Vereinfachungsversuche gingen alle von Nichteinheimischen aus, so daß es an der Zeit ist, die Versuche zu überblicken, die von Chinesen selbst in dieser Hinsicht unternommen worden sind.

Wie die Fremden in China sich gezwungen sahen, das Chinesische mit den ihnen bekannten Charakteren zu umschreiben, so sahen sich andererseits auch die Chinesen veranlaßt, Laute bezw. Ausdrücke fremder Idiome mit ihrer Wortschrift wiederzugeben. Schon sehr frühe, unter der Dynastie We⁴ (220—264) (7) hat der Gelehrte Sun¹-Yăn² (8), Verfasser eines [phonetischen?] Kommentars zu dem alten Wörterbuche Ôrl³-ya³ (9), der den Titel Ôrl³-ya³-yin¹-i⁴ (10) trägt, eine auf schon vorhandene vereinzelte Versuche zurückgehende Methode zur Darstellung der Aussprache gebraucht, die mit der Formel „A wird ausgesprochen wie B + C" wiederzugeben ist, d. h. es wird ein chinesisches Zeichen durch zwei andere — die aber nur phonetischen Wert haben [die Bedeutung des Zeichens kommt dabei gar nicht in Betracht] — wiedergegeben, von denen das erste den Anlaut, das andere den Auslaut bezeichnet. Als Beispiel diene ein chinesisches Zeichen (11), dem zwei Aussprachen zukommen 1. du⁴ = Maß, Regel, hinübergehen 2. do⁴ = messen, schätzen, planen. Um nun anzudeuten, daß an einer bestimmten Stelle do⁴ und nicht du⁴ gelesen werden soll,

Digitized by Google

schreibt der betr. Kommentator [in unserem Falle Dschu¹-Hsi¹ (12) (1130 bis 1200) zu Mĕng⁴-dsï³ (13) 1, 7:8] „ausgesprochen **d**[ai⁴] + [l]**o**⁴ (14)". Das System, den europäischen Sinologen unter dem Namen „fan³-tjiä¹ (15)" bekannt, ist dargestellt in Fu Liu (16): Les mouvements de la langue nationale en Chine. Paris, Pékin 1925, S. 19—21 und 30—53. In Erweiterung dieser Methode stellte mit der vollen Ausbreitung des Buddhismus in China, zur Zeit als die Indienfahrten ihre Höhe erreichten d. h. unter der Tang²(17)-Dynastie (618—907), ein chinesischer, buddhistischer Mönch mit Namen Schou³-Wĕn¹ (18) zur Bestimmung der Aussprache in Anlehnung an die Lautfolge im Sanskritalphabet, 36 Lautzeichen [das San¹-schi²-liu⁴-dsï³-mu³ (19) = Alphabet in 36 Zeichen] auf, die in neun große Lautklassen [6 Klassen zu je 4 Zeichen; 2 Klassen zu je 5 Zeichen; 1 Klasse mit 2 Zeichen] geteilt werden. Dieses Alphabet ist ein Verzeichnis der Anlaute, welche die chinesische Sprache im 6.—8. Jahrhundert besessen hat. Vgl. hierzu die Übersichtstabelle in Georg von der Gabelentz: Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache. Leipzig: Weigel 1881, S. 27 und Fu Liu: A Study of the arrangement of the 36 letters in Shou-Wen's System of Ponetic Notation [chinesisch? (20)] in „Journal of Sinological Studies [The Kuo-hsio Chi-k'an (21)]", Peking: 1923, Vol. 1, Nr. 3, S. 451—464.

Auf dem so im Laufe der Zeit gewonnenen Standpunkt bleibt die Entwicklung des Problems nun lange Jahre stehen. Erst später tauchen wieder Namen von Leuten auf, die sich um die Förderung desselben durch Schaffung eines vereinfachten Lautschriftsystemes irgendwie verdient gemacht haben, so Wang²-Dschau⁴ (22) und Lau² Nai³-hsüan¹ (21), außer vielen anderen, von denen jedoch kaum viel mehr als der Name bekannt ist. Wenden wir uns zunächst dem zeitlich früheren dieser von ihnen geschaffenen Alphabete, dem des Philologen Wang²-Dschau⁴, eines Mandschu, Mitgliedes der Han-lin-Akademie, zu. Im Grunde zurückgehend auf das alte, oben erklärte fan³-tjiä-Verfahren und hinsichtlich der 12 Vokalarten (Auslaute) auf die 12 Kardinalwurzeln seiner Muttersprache, des Mandschu [vgl. den Artikel von Kastler a. a. O.], besteht das Alphabet, das den Namen Guan¹-hua⁴-dsï⁴-mu³ (25) („l'alphabet de la langue officielle") trägt, aus 50 Anlauten und 12 Auslauten. Man gibt dabei eine chinesische Silbe durch Verbindung eines Anlautes mit einem Auslaut wieder, wenn auch einige Zeichen als selbständige Silben mit auftreten können. Während nun beim fan³-tjiä¹-Verfahren oder dem Alphabet des Schou³-Wĕn¹ die Anlaute und Auslaute durch volle chinesische Zeichen, die in solchem Falle nur Lautwert haben, dargestellt werden, sind diese neuen Zeichen Vereinfachungen aus bestimmten Normalschriftzeichen nach dem Vorbilde der beiden japanischen Kana(26)-Alphabete. Die Töne werden durch hinzugefügte Punkte bezeichnet. Das System, welches in zu diesem Zwecke entstandenen Schulen in Peking und Umgebung gelehrt wurde, ist nur für den Peking-Dialekt zugeschnitten. Mit Versuchen 1901 einsetzend, ist es wohl 1904 schon an die Öffentlichkeit gelangt. Neben dem von Wang²-Dschau⁴ selbst herausgegebenen Dui⁴-bing¹-schuo¹-hua⁴ (27) („Lectures pous les soldats"), Tientsin 1904 soll eine ganze Literatur in dieser Schrift existieren. Man findet das System genau abgebildet bei

Digitized by Google

A. Forke: Neuere Versuche mit chinesischer Buchstabenschrift in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Jahrg. 9 (1906), Ostasiat. Abtlg. S. 401—7. Weitere Beschreibungen stehen bei Kastler a. a. O., S. 206—209 sowie bei Fu Liu a. a. O., § 24. 27 [hier eine Probe aus dem genannten Dui⁴-bing¹-schuo¹-hua⁴] und bei Walter Simon: Die nationalsprachliche Bewegung in China = Deutsche Literaturzeitung, Jahrgang 47 (1926), Heft 39, Spalte 1967/68. Eine Bibelteilprobe (aus Lukas) in dieser Schrift in „Gottes Wort in vielen Sprachen", S. 22.

Außer dem Alphabet des Wang²-Dschau⁴, das, wie gesagt, für den Pekingdialekt bestimmt ist, gibt es noch zwei Alphabete für Küstendialekte der Provinz Kuangtung, nämlich eins für Swatow, von einem Swatow-Chinesen erfunden und eins von einem Chinesen aus Hongkong [s. Forke a. a. O., S. 403]. Letzteres soll nicht gebraucht worden sein. Ersteres ist genauer bei Forke a. a. O. S. 407–408 beschrieben. Es ist eine Buchstabenschrift [nach europäischer Art] von 7 Vokalen, 3 Nasalen und 15 Konsonanten sowie 7 Zeichen für die 8 Töne des Swatow-Dialektes (der 1. Ton bleibt unbezeichnet).

Im Anschluß an Wang²-Dschau⁴ und sein Alphabet bildete der Philologe und spätere Kultusminister Lau² Nai⁸-hsüan¹ sein System aus, indem er 116 Anlaute und 20 Auslaute sowie einige Zeichen für die 8 Töne festsetzte, mit denen er die Dialekte von Peking (50 Zeichen für Anlaute, 12 Zeichen für Auslaute, 4 Zeichen für 4 Töne), Nanking (56 Zeichen für Anlaute, 15 Zeichen für Auslaute, 5 Zeichen für 5 Töne), Kiangsu und Tschekiang (das alte Wu³ (28)) (63 Zeichen für Anlaute [in sich wieder in 2 Gruppen getrennt], 18 Zeichen für Auslaute, 8 Töne) sowie von Fukien und Kuangtung (83 Zeichen für Anlaute [in sich wieder in 2 Gruppen getrennt], 8 Töne) darstellen konnte. Die Zeichen sind graphisch fast dieselben wie die des Wang²-Dschau⁴, nur die Anordnung ist geändert. Das Alphabet des Lau² Nai⁸-hsüan¹ heißt Djiän⁸-dsï⁴ (29) („les caractères simplifiés") und ist in seinen Werken Dëng⁸-yün⁴-i¹-dō² (30) („Étude sur la classification des rimes") und Djiän⁸-dsï⁴-tjüan²-pu⁸ (31) („Méthode complète de mots simplifiés"), Nanking 1907 behandelt. Eine Probe aus letzterem zeigt die verkleinerte Abbildung bei Fu Liu a. a. O., p. 10 (B). Die Beschreibung des Alphabetes ebenda, p. 9, § 25—26.

Die weitere Entwicklung des Lautalphabetes geht nunmehr Hand in Hand mit der um diese Zeit schon bestehenden Sprachreformbewegung (Bai²-hua⁴(32)=Umgangssprache). Darüber f. außer bei Fu Liu a. a. O. auch Walter Simon a. a. O. Nach Ersetzung des ehemaligen Ausdruckes „Guan¹-hua⁴" (33) (Beamtensprache) durch „Guo²-yü⁸" (34) (Nationalsprache) auf Grund einer Eingabe an den Unterrichtsminister, trat in Verfolg der ganzen Angelegenheit am 15. Februar 1913 ein Kongreß aus 79 Mitgliedern zusammen, der als Ergebnis seiner mancherlei Sitzungen das sogenannte Nationalalphabet Dschu⁴-yin¹-dsï⁴-mu³ (35) („Alphabet pour transcrire les sons") aufstellte. Zur Erlernung wurden i. J. 1915 Klassen eingerichtet; am 25. November 1918 kam die Bestätigung durch Ministerialerlaß und 1920 fügte man einen weiteren Vokal hinzu. Das ganze Alphabet besteht aus nur 39 Zeichen [24 Anlaute, 3 Inlaute und 12 Auslaute]. Der neue hinzugekommene Auslaut (ë = œ in franz. sœur) erhöht die Zahl

Digitized by Google

der Zeichen auf 40. Von den Auslauten können durch Zusammensetzung weitere 22 gebildet werden. Die Schreibart dieser neuen, alphabetischen Zeichen ist die gleiche, wie die der alten chinesischen Schrift in senkrechten Reihen von rechts nach links. Hier gibt es ebenfalls eine ganze Literatur und die Brit. u. Ausl. Bibelgesellschaft hat das Neue Testament auch in dieser Art Schrift drucken lassen (Probe s. „Gottes Wort in vielen Sprachen", S. 21). Wichtig ist die Aussage Fu Liu's a. a. O., p. 23, daß auch dieses Alphabet die normalen Schriftcharaktere nicht ersetzen kann! Sehr gut wiedergegeben sind die einzelnen Zeichen bei Fu Liu a. a. O., p. 24, § 71 und 90. Die hier abgebildeten Zeichen sind dem „China Year Book 1921—22", p. 549/50 entnommen und sind in einer anderen Anordnung als bei Fu Liu gegeben. Die danebenstehenden, lateinischen Äquivalente stammen von Hsüan[3]-Tung[3] Tjiän[2] (36), Prof. der chinesischen Orthographie und Etymologie an der Nationaluniversität Peking (heute Peping). Über das Alphabet, seine Verbreitung, Vorteile usw. unterrichten außer den bereits

Abb. 2: Das Nationalalphabet (s. S. 99).

24 CONSONANTS 〈聲 母〉

	Corresponding sound in Roman Letters		Corresponding sound in Roman Letters
ㄅ	b	ㄫ	gn (in French)
ㄆ	p	ㄒ	ch (as in German ich)
ㄇ	m	ㄓ	dj (in English)
ㄈ	f	ㄔ	ch (in English), tch (in French) or tsch (in German)
ㄪ	v		
ㄉ	d		
ㄊ	t	ㄕ	sh (in English, ch (in French) or sch (in German)
ㄋ	n		
ㄌ	l		
ㄍ	g	ㄖ	j (in French)
ㄎ	k		ĵ (in Esperanto)
ㄫ	ng	ㄗ	dz (in English)
ㄏ	x (in Russian), ch (in German) or ĥ (in Esperanto)	ㄘ	ts (in English)
		ㄙ	s
ㄐ	dji (Not exactly as designated, for in English these two Sounds are pronounced with the blade of the tongue, whereas in Chinese they are pronounced which the front of the tongue.)		
ㄑ	chi		

(Fortsetzung auf folgender Seite.)

Digitized by Google

(Fortsetzung von vorhergehender Seite.)

15 FINALS (韵母) OF WHICH THE FIRST THREE ARE CONSIDERED AS MEDIALS (ACTUALLY 16)

	Corresponding sound in Roman Letters
ㄧ	i
ㄨ	u
ㄩ	ü (German umlaut)
ㄚ	a
ㄛ	o
ㄜ	ê (er in English)
ㄝ	ê (pronounced as the first vowel e in "there" in English)
ㄞ	ǎ+i (English short a)

	Corresponding sound in Roman Letters
ㄟ	a (English long a)
ㄠ	a+u
ㄡ	o (English long o)
ㄢ	ǎn
ㄣ	ěn
ㄤ	ang
ㄥ	ěng
ㄦ	er (as is pronounced by the Americans in Mid-west)

22 DERIVED FINALS (结合韵母)

	Corresponding sound in Roman Letters
ㄧㄚ	ia
ㄧㄛ	io
ㄧㄝ	i+e
ㄧㄞ	i+ǎ+i
ㄧㄠ	i+a+u
ㄧㄡ	i+u
ㄧㄢ	i+ên
ㄧㄣ	in
ㄧㄤ	iang
ㄧㄥ	ing
ㄨㄚ	ua

	Corresponding sound in Roman Letters
ㄨㄛ	uo
ㄨㄞ	uǎi
ㄨㄟ	ui
ㄨㄢ	uǎn
ㄨㄣ	un
ㄨㄤ	uang
ㄨㄥ	ung
ㄩㄝ	ü+ê
ㄩㄢ	ü+ên
ㄩㄣ	ün
ㄩㄥ	iung

Digitized by Google

zitierten Schriften folgende Werke und Aufsätze: Educational Directory and Year Book of China 1920, pp. 110—117 (Artikel von Yih Zan Tseu); Chinese Recorder 1916 (Mai) (Peil: Scriptures in Phonetics in China), 1921 (S. 362), 1923 (S. 595), 1924 (Abb. S. 133, 616 u. S. 270 ff., 487); Revue indo-chinoise 1919 (Nov./Dez.) p. 435 436 (La réforme de l'écriture en Chine); Ostasiatische Rundschau 1921 (S. 306: Vereinfachte chinesische Schrift), 1922 (S. 3—4: Die neue chinesische Reichsschrift). Über die Schriftreform hat außerdem ein ehemals in Leipzig wohnender Chinese Shou-Lin Cheng in einer Leipziger Zeitung (in den Jahren 1924—26; mit Abbildungen) berichtet. Desgleichen finden sich Notizen in der Rhein-Mainischen Volkszeitung 1930 (vor April), und in den „Typographischen Mitteilungen" 27. Jahrg. Heft 4 (April 1930: Chinas neue Schrift). Zwei weitere Schriften, T. F. Lam: The new Chinese writing, London (XIX, 35 S.) [darüber soll eine Notiz im London & China Expreß vom 12. September 1913 stehen] und ein englisch abgefaßtes Werk [wohl „System of Chinese Lexicography", Shanghai: Commercial Press 1926, (?)] eines Chinesen namens Wong, des Redakteurs der Commercial Press in Shanghai, konnte ich nicht einsehen.

Ein gutes Quellenwerk zur ganzen Frage der Schriftreform, das aber — weil es in chinesischer Sprache abgefaßt ist — den für Schriftwesen interessierten Kreisen erst entsprechend durch Übersetzung zugänglich gemacht werden muß, ist die „Special Number: Reforming of the Chinese characters" des „Chinese National Language Magazine (37)" zusammengestellt und herausgegeben von der Guo²-yü³-yän²-djin⁴-hui⁴ (38) („National Language Promotion Association") Shanghai: Dschung¹-hua²-schu¹-djü² (1923) (V, 199 S.). Die oben S. 98 genannten Proben aus den Werken Wang²-Dschau⁴'s und Lau² Nai⁴-Hsüan¹'s finden sich auch hier (S. 30/31). Desgleichen eine Übersicht des Dschu⁴-yin¹-dsï⁴-mu³ (S. 119/120) wo allerdings bei Darstellung der abgeleiteten 22 Auslaute die Schriftfolge von links nach rechts gebraucht ist, entgegen der Abb. auf Seite 100. Aus diesem Hefte ist ferner noch zu ersehen, daß für das Nationalalphabet neben der Handschrift eine Druckschrift in vier verschiedenen Formen existiert. Ein Teil des Textes in diesen Schriftarten ist hier abgedruckt. Die Schrift läuft dabei im Gegensatz zu dem S. 99 Gesagten von links nach rechts, weil das ganze Heft nach europäischer Art hergestellt ist, sodaß auch die chinesischen Zeichen dieser Richtung angepaßt sind. Die Druckschrift des Nationalalphabetes erscheint in der sogenannten fang¹-ti³ (41) (eckigen)-Form, die von Djin³-Hsi¹ Li² (40) vorgeschlagen worden ist, S. 102 Abb. 3 [aus S. 52 des Heftes entnommen]; in der von Jën²-Lu⁴ Wang² (42) entworfenen hua¹-ti³ (43) (Zierform), S. 102 Abb. 4 [aus S. 54 des Heftes entnommen], dsu³-hsi⁴-ti³ (45) (seiden-dünne Form) und yüan²-ti³ (44) (gerundete Form). Eine Probe der handschriftlichen Form des Djin³-Hsi¹ Li² zeigt die Abb. 5 [aus S. 60 des Heftes entnommen].

Von diesem letzten Alphabet, das zur Wiedergabe einer einheitlichen, amtlich festgelegten, nationalen Umgangssprache dienen soll, ausgehend, konnte man auch dem Gedanken näher treten, dieses Alphabet einfach durch entsprechende Lateinbuchstaben zu ersetzen, d. h. das Guo-²yü³, die Nationalsprache romanisiert zu schreiben. Vertreter dieser Methode

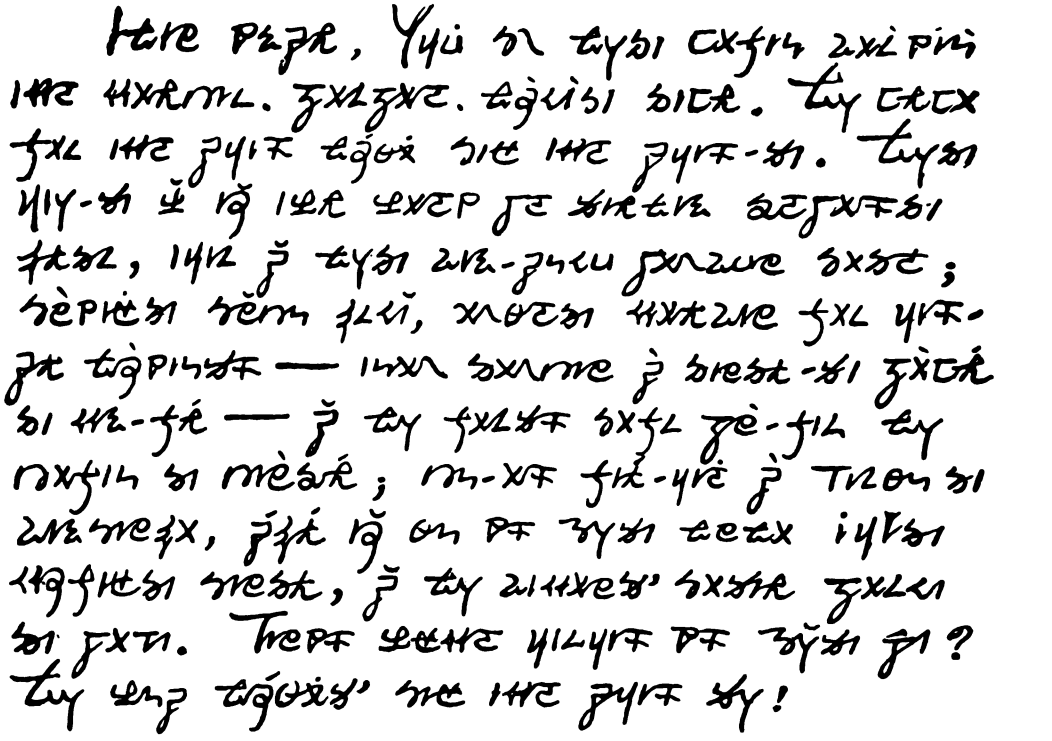
Digitized by Google

Abb. 3: „Eckige Form" der Nationalschrift (s. S. 101).

Abb. 4: „Zierform" der Nationalschrift (s. S. 101).

Digitized by Google

Abb. 5: Kursive Form der Nationalschrift (s. S. 101).



sind Sī¹-Niän² Fu⁴ (46), Yüan²-Jēn⁴ Dschau⁴ (47), Djin³-Hsi¹ Li², Hsüan²-Tung¹ Tjiän² u. a. In der „Special Number" des Chinese National Language Magazine sind 2 Proben des oben im Nationalalphabet wiedergegebenen Guo²-yü³-Textes in Lateinbuchstaben nach Hsüan²-Tung¹ Tjiän² [S. 62/63] und 1 Probe nach Yüan²-Jēn⁴ Dschau⁴ [S. 64/65] zu finden.

Über den eigentlichen Gebrauch des Nationalalphabetes sagt Fu Liu a. a. O., S. 54, § 188: „Puisque l'Alphabet National n'est qu'un moyen qui sert à représenter les sons, ce sont les caracteres ordinaires qui servent pour l'écriture normale. Dans les lectures pour enfants, tous les mots nouveaux sont accompagnés de leurs Prononciations Nationales correspondants; les textes sont en caractères ordinaire". (!!)

Der Versuch, auch diese chinesische Normalschrift, die Wortzeichen, zu vereinfachen, ist ebenfalls gemacht worden, indem man dabei einmal auf die verschiedenen Formen, die die Schrift im Laufe der Zeit angenommen hatte, zurückging und, sobald das alte Zeichen einfacher in der Darstellung war, als das jetzt gebräuchliche dieses einfachere setzte oder andererseits bei vorhandenen Varianten für ein und dasselbe Zeichen die vulgäreren, einfacheren Varianten benutzte bezw. wieder einführen wollte [Vgl. die Abb. bei Fu Liu a. a. O., p. 55]. Die Methode geht auf den schon mehrfach genannten Hsüan²-Tung²Tjiän² zurück und hat manche Vertreter gefunden.

Digitized by Google

Neuerdings (Januar 1930) noch hat ein Chinese namens Dĕng[1]-Hau[4] Tschĕn[2] (48) einen Aufsatz: Dschung[1]-guo[2]-dsī[4]-ying[1]-gai[1]-dsĕn[3]-yang[4]-gai[3]-liang[2] (49) („Auf welche Weise sollen die chinesischen Schriftzeichen verbessert [d. h. vereinfacht] werden?) in der chinesischen Zeitschrift „Current events" (50) Nanking, Vol. II, Nr. 1, veröffentlicht, in welchem er das Problem wieder neu zur Diskussion stellt. Die Zukunft muß zeigen, ob eins der vereinfachten Systeme endgültig durchzudringen vermag oder die herkömmliche, tausende von Jahren alte Schrift weiterhin — wie es scheint — den Sieg behalten wird.

Anmerkungen.

1) ⊙ = Sonne. ⛰ = Berg. 人 = Kind. Beide aufgesprochen 日, 山, 子.
2) 上 = oben. 下 = unten. 中 = Mitte. Beide aufgesprochen 上, 下, 中.
3) z. B. Mund (口) und Vogel (鳥) = sprechen, singen (口鳥).
4) 康熙 5) 康熙字典 6) 木 Baum (Klassenziffer Nr. 75), 李 Pflaume.
7) 爾雅 8) 孫炎 9) 爾雅 10) 爾雅音義 11) 度
12) 朱熹 13) 孟子 14) 待 dai⁴ = besonders, warten; 洛 lo⁴ = Stromname.
15) 反切 16) 劉復. 17) 唐 18) 守溫 19) 三十六字母
20) 守溫三十六字母排列法之研究 21) 國學季刊
22) 王照 23) 勞乃宣 24) ——— 25) 官話字母
26) 假名 oder 假字 27) 對兵說話 28) 吳 29) 簡字
30) 等韻一得 31) 簡字全譜 32) 白話 33) 官話
34) 國語 35) 注音字母 36) 金祖同 37) 國語附的特刊 漢字改革號 38) 國語研究會 39) 中華書局
40) 黎錦熙 41) 方體 42) 王人路 43) 花體
44) 圓體 45) 粗細田體 46) 傅斯年 47) 趙元任
48) 陳登皞 49) 中國字應該怎樣改良? 50) 時事月報

Nachtrag:

1. Die in den Anmerkungen befindliche Nr. 24 ist zu streichen. —

2. Die „Mergenthaler Linotype Co., 29 Ryerson Street, Brooklyn, N. Y., U.S.A." hat im April 1922 einen Prospekt herausgegeben: „China's phonetic script and the linotype", in dem das „Nationalalphabet" mit seinen chinesischen Grundzeichen, aus denen die einzelnen Buchstaben abgeleitet sind, wiedergegeben ist. Sehr gute Proben von Texten in Nationalschrift, hergestellt mit der Linotype, sind beigegeben.

Digitized by Google

Der Schreibgriffel der Babylonier.

Ein Bericht, erstattet vor der Internationalen Gesellschaft für Schrift- und Buchkunde anläßlich ihrer 2. Tagung am 1. Dezember 1929 in der Universität Frankfurt a. M.

von Rudolf Stöwesand.

Inter arma silent musae ist ein altes Wort, dessen Gültigkeit nur beschränkt ist. Tyrtaei gibt es immer, und die Männer der Wissenschaft haben sich wenigstens durch den Kanonendonner, der von 1914 bis Ende 1918 die ganze Welt durchhallt hatte, kaum stören lassen, noch nicht einmal in unmittelbarster Nähe des Waffenlärmes. Eines der markantesten Beispiele dafür ist dieses. Als Sven Hedin nach seinen 1914 und 15 unternommenen Reisen an die deutschen Fronten in Frankreich-Belgien und Rußland auch den türkischen Kriegsschauplatz in Palästina und Mesopotamien aufsuchte, da fand er dort an den Ufern des Euphrat im Jahre 1916 Robert Koldewey unablässig am Werke, das alte Babylonien aus dem Schutt der Jahrtausende neu erstehen zu lassen.[1]) In der Tat hat Koldewey diese seine schon 1898 begonnene große Lebensarbeit erst 1917 aufgegeben, vielmehr aufgeben müssen, weil sich die Engländer in den Besitz des Irak setzten. Die Wissenschaft der Ausgrabungen aber kam dadurch nicht zum Erliegen. Die neuen Herren des Landes nahmen den steckengebliebenen Spaten auf und setzten schon im Frühjahr 1918, wenn auch an anderen Stellen, die gelehrte Buddelei fort, erst recht dann in den folgenden Friedensjahren, z. T. unterstützt von den Amerikanern. Eine Anzahl von Forschern ist da zu nennen: Thompson, Hall, Wooley, Mackay, Langdon — und eine Reihe von Orten: Eridu, Tell el Obeid, Ur, Kisch.[2])

Hier in Kisch nun ist es gewesen, daß der aufgewühlte Boden ein Instrument — eigentlich zwei — herausgab, in dem die Ausgraber den authentischen Schreibgriffel der Babylonier endlich wieder aufgefunden zu haben mit aller Bestimmtheit versichern, eine Entdeckung, wenn sie sich bewahrheitete, von außerordentlicher Wichtigkeit für unsere Disziplin des Schreibwesens, da es vordem noch nicht gelungen ist, ein Werkzeug vorzulegen, dem der consensus der Gelehrten die Eigenschaft des Griffels zuzuerkennen geneigt war, so daß man sich bisher mit Vermutungen und Rekonstruktionen notdürftig hat behelfen müssen.

Zwei Vorfragen zunächst: was ist Kisch? und wer sind die Ausgraber, die dort solche Entdeckung machten?

Heute heißen die Erdhügel, unter denen die uralte Stadt Kisch begraben liegt, nach deutscher Schreibung Ohämir, nach englischer Uhaimir, nach französischer El-'Akhymer.[3]) 15 km östlich von Babylon am Ufer des Euphrat gelegen, der Sage nach die erste Hauptstadt des Landes nach der Sintflut, war Kisch in den ältesten Zeiten Sitz von vier Dynastien, deren letzte um 2700 v. Chr. geendet hat, auch nach dem Verluste ihre Selbständigkeit immer eine bedeutende Stadt des Königreiches.

[1]) Robert Koldewey: Das wieder erstehende Babylon, die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. 4. erweiterte Auflage. Leipzig, Hinrichs.

[2]) Stephan Langdon: Ausgrabungen in Babylonien seit 1918. Nach dem Manuskript des Verfassers übersetzt von Franz H. Weißbach. Leipzig, Hinrichs 1928. — Vergl. mein Referat darüber im Archiv für Schreib- und Buchwesen, Jahrg. 3 (1929), S. 89 ff.

[3]) Weitere Schreibungen s. Langdon, Excavations I S. 32 Anmerkung.

Digitized by Google

Ohämir ist in früheren Jahrzehnten ein paar Mal von Europäern betreten worden, das erste Mal im Jahre 1816 von Buckingham, das letzte Mal 1852 von Jules Oppert. Dann hat sich über ein halbes Jahrhundert hindurch niemand mehr um die alten Schuttwälle und ihre Geheimnisse gekümmert. Der erste, der in unserer Zeit sein Augenmerk wieder auf Kisch gerichtet hat, war der Franzose Henri de Genouillac; im Auftrage des französischen Ministeriums des Öffentlichen Unterrichts reiste er 1911 ab und grub dort von Januar bis April 1912. Von ihm wird gleich nachher ausführlicher die Rede sein müssen.

Nach dem Kriege, im Jahre 1921, erschien eines Tages in Oxford ein englischer Reisender namens Herbert Weld und überbrachte eine Sammlung von Tontäfelchen, die aus Kisch stammten. Unter seinem Einfluß und vor allem auf Grund seiner Subventionsversprechungen beschloß die Universität Oxford im folgenden Jahre, die Ausgrabungen in Kisch wieder aufzunehmen, und zwar gemeinsam mit dem Field Museum of Natural History von Chicago. Leiter der Ausgrabungen von amerikanischer Seite wurde Ernest Mackay, von englischer Seite der Oxforder Universitätsprofessor Stephan Langdon. Mackay kam in Ohämir im Januar 1922 an, Langdon stieß im Dezember 1923 dazu. Die Ausgrabungen dauerten vom Februar 1922 bis zum 20. März 1924.[1]) Beide Ausgraber haben begonnen, den Ertrag der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, Langdon in seinem großen Werke Excavations at Kish. The Herbert Weld (for the University of Oxford) and Field Museum of Natural History (Chicago) Expedition to Mesopotamia. Vol. I: 1923—1924. Paris: Paul Geuthner 1924.

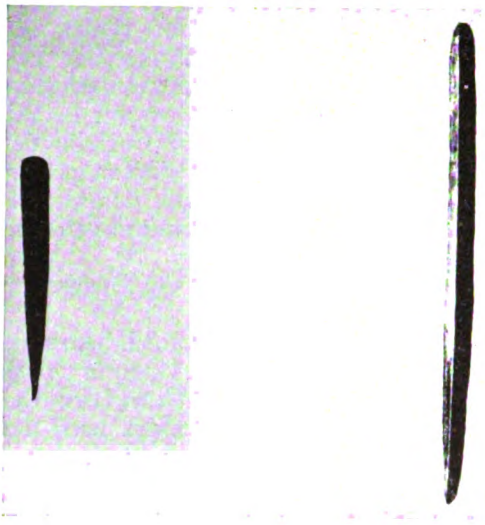


Abb. 1. Griffel (rechts) und Zeilenzieher (links) nach Langdon.

In diesem Werke hat Langdon dem bedeutungsvollen Griffelfunde ein Sonderkapitel, Chapter IX: The Stylus and the Art of Writing (S. 95—98), und eine Anzahl Abbildungen gewidmet. Dem hier gegebenen Berichte nach war es Mackay, der bei den Ausgrabungen von 1923 und 24 in den Stadtruinen des westlichen Kisch, also im Wohnviertel, zusammen mit Resten von Brieftäfelchen und Kontrakturkunden der Hammurabizeit[2]) zwei geglättete beinerne Gegenstände entdeckte,[3]) von denen Langdon in dem einen den lange gesuchten echten Griffel der sumerischen und babylonischen Schreiber und in dem anderen

[1]) Langdon, Excavations I S. 55. Genouillac, Recherches S. 29.
[2]) Hammurabi regierte nach Langdon (Excavations I S. 14) von 2067 bis 2025 v. Chr.
[3]) Vergl. auch Langdon-Weißbach S. 59.

Digitized by Google

einen Ritzer zum Linienziehen auf den Täfelchen erkennen will. Abbildung 1 zeigt die beiden Gegenstände (nach Plate XXIX Nr. 1 bei Langdon) und zwar den längeren eigentlichen Griffel rechts, den kürzeren Zeilenzieher links vom Beschauer. Der Griffel selbst wies starke Spuren von Abnutzung auf (was badly worn, schlimm verbraucht), war aber doch noch soweit in guter Verfassung (in good condition), daß Langdon nach längerem Hin- und Herprobieren hinter seine etwas verwickelte Handhabung kommen konnte. Das breitere Ende — meint Langdon — wurde gebraucht, um die Keile und Köpfe der Schrift in gewöhnlicher Größe in den Ton zu drücken, das schmalere Ende, um dieselben Zeichen, nur kleiner, zwischen die gewöhnlichen Zeichen einzuschieben. Abbildung 2 zeigt (nach Plate XXX) die Art der Handhabung, d. h. die vier verschiedenen Stellungen des Griffels in der Hand, die nötig sind, um die vier Grundformen der Keilschrift zu erzeugen. Die auf einem alten Reliefbilde veranschaulichte Haltung des Griffels zwischen Daumen und Zeigefinger stimmt damit überein.[1]) Abbildung 3 (nach Plate XXXI Nr. 3) zeigt das auf diese Weise beschriebene Tontäfelchen; die vier Grundformen der Keile sind deutlich zu erkennen. Langdon glaubt festgestellt zu haben, daß mit Ausnahme gewisser schräger Striche der Keilschrift (wie in der Form NI oder KA) die Zeichen ziemlich schnell hinter-

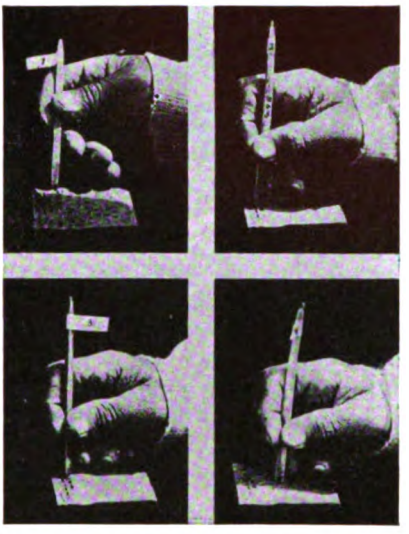


Abb. 2. Die Handhabung des Griffels nach Langdon.

Abb. 3. Das von Langdon beschriebene Tontäfelchen.

1) Vergl. Bruno Meißner: Babylonien und Assyrien Bd. 2 S. 343 und Abb. 53. Dieselbe Abbildung, aber ganz undeutlich bei Messerschmidt, Orientalistische Literatur-Zeitung 1906 S. 187.

Digitized by Google

einander gemacht werden konnten durch einfache Drehungen des Griffels mit den Fingern, ohne daß die Stellung der Hand dabei geändert zu werden brauchte. Man schrieb seiner Meinung nach also, indem man den Griffel zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und mit Hilfe der anderen Finger je nach der Geschicklichkeit mehr oder weniger schnell herumdrehte. Großen Wert legt Langdon auch auf die Feststellung, daß der Griffel dreieckig ist, so, daß zwei Seiten breiter sind als die hintere, und daß sein Ende so geschnitten ist, daß es beim richtigen Halten vier Flächen (faces) hat. Die bisher versuchten Rekonstruktionen, mit denen er sich im einzelnen auseinandersetzt, verwirft er sämtlich als völlig abwegig (completely erroneous).

Damit wäre alles in bester Ordnung und unsere Freude über die endliche Entdeckung des so lange schon schmerzlich vermißten Babyloniergriffels eine ungetrübte, wenn nicht ein Mann aufgestanden wäre, der dem gefundenen Gegenstand schlankweg die Griffeleigenschaft abstreitet und behauptet, daß wir in ihm eine Nadel zu erblicken hätten: jener schon genannte Franzose Henri de Genouillac. Langdon hat diesen Einspruch zwar in seinem letzten nur deutsch erschienenen Buche „Ausgrabungen in Babylonien seit 1918" (1928 bei Hinrichs in Leipzig) mit der apodiktischen Feststellung beantwortet: „Gegen de Genouillac, der diesen Gegenstand für eine Nadel hält, ist unbedingt daran festzuhalten, daß es sich um einen wirklichen Schreibgriffel handelt."[1]) Wir aber können uns an diesen paar Worten natürlich nicht genügen lassen, denn de Genouillac ist nicht ein ixbeliebiger, sondern Autorität wie Langdon selbst. Er hat vor Langdon — 1912 — als erster Europäer im 20. Jahrhundert in Kisch ausgegraben, widriger Umstände halber aber erst nach Langdon — 1924 — die Ergebnisse seiner Arbeit vorlegen können.

Die zwölfjährige unliebsame Verzögerung erklärt er selbst im Vorwort seines zweibändigen Werkes Premières recherches archéologiques à Kich (Paris, Edouard Champion, 1924) folgendermaßen. Das ottomanische Gesetz behält den türkischen Museen das Eigentum an allen Antiquitäten vor, die von fremden Ausgrabern in der Türkei gefunden werden. In Gemäßheit dieses Gesetzes hatte de Genouillac im April 1912 elf Kisten mit Ausgrabungsgegenständen an den ottomanischen Bevollmächtigten gesandt; er hatte sogar, um die Angelegenheit zu beschleunigen, allerdings vergeblich vorgeschlagen, sie auf eigene Kosten fix und fertig inventariiert und versiegelt zu schicken. Im Mai 1913 war de Genouillac im Auftrage seines Ministeriums selbst in Konstantinopel, um das gesamte Material aufzunehmen und zur Veröffentlichung vorzubereiten; zu seinem größten Erstaunen waren die Kisten noch gar nicht in Konstantinopel eingetroffen. Im April 1914 lagerten sie nach einer Mitteilung der türkischen Museumsverwaltung an ihn immer noch in Bagdad. Dann kam der Krieg. Nach dem Waffenstillstand erhielt de Genouillac endlich die offizielle Versicherung, daß sich die Kisten zu seiner Verfügung in Konstantinopel befänden, aber zwei Mal war es Offizieren des französischen Okkupationskorps, die von ihm geschickt waren, um die Anwesenheit der Kisten im Kaiserlich Ottomanischen Museum festzustellen, nicht möglich, sie zu sehen oder sichere Auskunft zu erhalten.

[1]) Langdon-Weißbach S. 59 Anmerkung 3.

Digitized by Google

Die nächsten vier Jahre hindurch konnte sich de Genouillac selbst nicht frei machen, erst April 1924 erhielt er den Urlaub, der ihm gestattete, nach Konstantinopel zu eilen, um die vor einem Dutzend von Jahren begonnene Arbeit endlich fertig zu machen.

Es ist nicht ohne Wert, sich noch über das persönliche Verhältnis zwischen Langdon und de Genouillac Rechenschaft abzulegen. Der Engländer hatte, wie de Genouillac mitteilt, am 25. Mai 1922 an den Franzosen eine Postkarte geschrieben des Inhalts, ob er nicht Lust hätte, die Oxforder Expedition mitzumachen, zwar nicht als Leiter, doch als Mitarbeiter. „Aber er trat," fährt de Genouillac fort,[1]) „wenig später in Vorbesprechungen mit einem anderen Ausgraber ein, ohne meine Entschließung abgewartet und ohne auf meinen Vorschlag geantwortet zu haben, daß ich kommen wollte, um mich mit ihm in Oxford zu besprechen . . . Im Jahre 1924[2]) begab sich Langdon selbst nach El-'Akhymer, und im Frühjahr gab er bekannt, daß er die „Bibliotheken", d. h. die Schreiberschule, des alten Kisch entdeckt hätte; ich hatte das seit 1913 angekündigt . . . Langdon vergaß jedenfalls selbst dem Institut de France gegenüber denjenigen zu nennen, der für die Zukunft die archäologischen Untersuchungen in Kisch angefangen und auf sie als erster das Augenmerk gerichtet hatte."

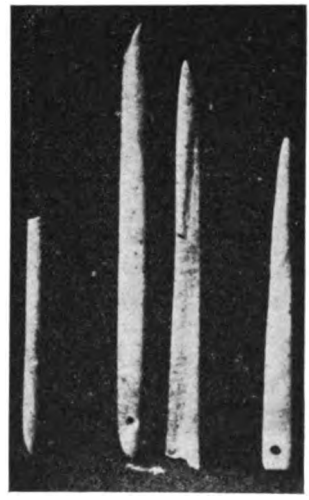


Abb. 4. Die Nadeln des Genouillacs.

Auch de Genouillac hatte 1912 in Kisch beinerne Gegenstände ausgegraben — Abbildung 4 zeigt sie —, in denen er nur Nadeln zu sehen vermag, obwohl sie ihn durch ihre Form zunächst sehr an Griffel erinnerten. Zweimal nimmt er in seinem Buch auf sie Bezug, zuerst Band 1, wo er Seite 22 schreibt: „Aus Bein werde ich Schminkpaletten aufführen, styli, die ich zuerst für calami der babylonischen Schreiber nach ihrem Verzicht auf das alte Schilfrohr gehalten hatte, die aber vielleicht dicke grobe Nadeln sind . . . Hilprecht hat eine hübsche Anzahl davon in Nuffar gefunden",[3]) ferner Band 2 auf Seite 25, wo es bei der Beschreibung der eben genannten Abbildung heißt: „Vier Nadeln aus Bein, drei mit Öhr, die eine schrägkantig abgebrochen . . . Trotz allem, was geschrieben worden ist, und trotz der eigenen Versuche von Langdon, die seine Behauptung beweisen sollen, können diese Gegenstände keine styli sein; die Studie von Messerschmidt über das Zuschneiden von Schilfrohr bleibt gültig . . . Schon lange vor mir selber (1912) hatten Scheil und Hilprecht eine Menge dieser Nadeln

[1]) De Genouillac, Recherches S. 29.

[2]) Irrtum, es war Dezember 1923, s. o.

[3]) En os, je signalerai des palettes à fard, des styles que j'avais regardés d'abord comme des calames de scribes babyloniens ayant renoncés à l'ancien roseau mais qui sont peut-être des grosses aiguilles . . . Hilprecht en a trouvé un bon nombre à Nuffar.

Digitized by Google

gefunden".[1]) Interessant ist der Ausdruck für Nadeln, den de Genouillac hat: quatre aiguilles-épingles, wörtlich vier Nähnadeln-Stecknadeln; dieses Doppel soll doch gewiß besagen, daß die fraglichen Gegenstände die beiden Eigenschaften, die man von einer Nadel verlangen kann, in sich vereinigen. Man sieht auch deutlich auf Abbildung 4 bei zweien das Öhr. Ihnen kann man deshalb die Nähnadeleigenschaft kaum abstreiten, es sei denn, daß man unterstellt, die Schreiber hätten ihr Werkzeug an einer Art Faden oder Riemen am Gürtel oder sonstwie getragen, wovon wir aber nichts wissen. Überliefert ist vielmehr, daß der Griffel für gewöhnlich in einem Lederetui „in der Binde der Hüfte" getragen worden sei.[2]) Immerhin scheint mir das Vorhandensein des Öhres ein bedeutsames Gegenargument gegen Langdon zu sein; denn de Genouillac will doch gewiß darauf hinaus, daß Langdons angeblicher Griffel in Wirklichkeit, wenn nicht eine Stecknadel, so eine schrägkantig abgebrochene Nähnadel sei. Bestimmt kann Langdons spitzer Zeilenzieher eine Nadel sein, zumal Messerschmidt in seiner eben von de Genouillac genannten Studie mit ernsten von Langdon nicht widerlegten Gründen das Vorhandensein eines Extrazeilenziehergriffels ausdrücklich abstreitet.[3]) Beachtlich bleibt auch das zweite Gegenargument de Genouillacs, daß schon vor ihm und Langdon andere Ausgraber derartige Objekte in Mengen aufgefunden hätten, ohne daß sie auf den Gedanken gekommen wären, sie als Griffel zu bezeichnen.

Ich rekapituliere: In Kisch fand 1923 der Amerikaner Mackay einen länglich schmalen Gegenstand, in dem der Engländer Langdon den echten Griffel zu erkennen glaubt, der Franzose de Genouillac dagegen eine Nadel. Damit reiht sich auch das beinerne Werkzeug von Kisch zunächst noch den mancherlei anderen umstrittenen Gegenständen an, dem Feuerstein, der sich 1855 in Eridu fand, dem Bronzeinstrument, das in Kujundschik ausgegraben wurde, dem Elfenbeinstichel, den Oppert in Babylon entdeckte, und den Knochenpfriemen, in denen allen einzelne Gelehrte schon früher Griffel hatten sehen wollen, ohne daß solchen Vorschlägen allgemeiner Beifall zuteil geworden wäre, so daß man lieber zu Rekonstruktionen seine Zuflucht nahm.

Da wir also zu einem endgültigen Resultat nicht haben kommen können, sei auch über sie kurz referiert. Wir werden den dabei zu machenden Beobachtungen noch manche Gegengründe gegen Langdon entnehmen müssen. Am eingehendsten unterrichtet Messerschmidt darüber in ausgezeichneten trotz Langdon keineswegs veralteten längeren Ausführungen „Zur Technik des Tontafelschreibens" in der Orientalistischen Literatur-Zeitung von 1906 (S. 185—196, 304—312, 372—380). Auf dieser Studie, die auch

[1]) Quatre aiguilles-épingles en os (trois avec chas), l'une brisée en biseau . . . Malgré tout ce qui a été écrit et les propres essais de Langdon comprouvant sa thèse (Excavations, pl. XXX et XXXI, p. 95), ces objets ne peuvent être des styles; l'étude de Messerschmidt (Orientalistische Literatur-Zeitung a. 9, nos 4, 6, 7) sur la taille des roseaux reste probante, comme je l'ai démontré, à la Societé Asiatique (J. A., CCV, 2, p. 354, séance du 14 nov. 1924). Bien avant moi-même (1912), Scheil et Hilprecht avaient trouvé quantité de ces épingles.

[2]) Meißner a. a. O. S. 343.

[3]) Orientalistische Literatur-Zeitung 1906, S. 309 f.

Digitized by Google

Langdon lobt, sowie auf Ausführungen des Amerikaners Clay vom selben Jahre 1906 baut sich im wesentlichen der folgende Überblick auf.

Der erste, dessen Nachdenken über die Griffelform sich zu einer Rekonstruktion verdichtete, war Rudolf Zehnpfund. Sein Vortrag „Über babylonisch-assyrische Tafelschreibung", den er 1889 auf dem 8. Internationalen Kongreß der Orientalisten in Stockholm hielt,[1]) läßt erkennen, daß man damals in einem Eisenstäbchen den Griffel vermutete. „Der irgendwo erwähnte metallene dolch- oder troikartähnliche Gegenstand, von dem eine Abbildung nicht zu erlangen war, schien trotz aller Versuche, mit derartigen Eisenstäbchen[2]) zu arbeiten, nicht zum Schreiben geeignet. Alle so erzielten Keilformen sahen denen der Originale durchaus unähnlich." Das genaue Studium eines Tontäfelchens im Berliner Museum brachte Zehnpfund darauf, daß der richtige Griffel aus Holz und zwar ein vierkantiges vorn leicht abgeschnittenes Stäbchen gewesen sein müsse. Abbildung 5 zeigt den Holzgriffel Zehnpfunds, daneben eine damit beschriebene Tontafel. Was die so uralt aussehenden Keilschriftzeichen angeht, so hat sich Zehnpfund einen Scherz erlaubt. Der Text ist keineswegs uralt, sondern höchst modern, er ist nämlich die vergnügte Rotweinballade aus dem Menu des Stockholmer Festmahles, die Paul Haupt zum Verfasser hat, den mit Friedrich Delitzsch langjährigen Herausgeber der Assyrischen Bibliothek. Daß der Griffel aus Holz gewesen sein müsse, schließt Zehnpfund aus dem assyrischen Namen kan tuppi, Schreibrohr (wörtlich reed of the tablet; kan = Rohr, tuppi = Tontäfelchen), ein Rohr müsse eben ein Rohr, Schilfrohr, also ein Holz gewesen sein und kein Metall, ferner aus der Wahrnehmung, daß in längeren Texten plötzlich von einer bestimmten Stelle an der Winkel der Keile ein anderer werde, was nur daraus zu erklären sei, daß der Schreiber seinen durch längeres Schreiben stumpf gewordenen Griffel frisch gespitzt habe. Als einen dritten Beweis teilte noch Paul Haupt auf der Kongreßtagung die Beobachtung mit, daß in der glatten Vertiefungsfläche einiger Keile unter der Lupe sich feine oft gebogene ganz parallele oder konzentrische Linien bemerken

Abb. 5. Griffel Zehnpfunds und die von ihm beschriebene Tontafel.

[1]) Abgedruckt in Actes du huitième Congrès International des Orientalistes, tenu en 1889 à Stockholm et à Christiania. Leyden 1893. S. 267—272.

[2]) Es war vor allem Oppert, der einen dreikantigen rechtwinkligen vorn schräg abgeschnittenen metallenen Degen propagierte.

Digitized by Google

ließen, die nur von härteren Adern in der Fläche eines Holzgriffels herrühren könnten.

Die auf dem Kongreß von 1889 gewonnene Einsicht, daß das Griffelmaterial Holz gewesen sei, ist seitdem nicht wieder verlorengegangen, sondern stets beibehalten worden. Messerschmidt (a. a. O. S. 189) überhöht sogar noch die Behauptung Haupts, indem er erklärt, daß auf der Mehrzahl der Tafeln schon mit bloßem Auge der Abdruck von Holzfasern bei den Keilen sichtbar sei. Auch der Franzose de Morgan, jener glückliche Ausgraber, dem bei seinen mit Scheil seit 1897 in Susa unternommenen Forschungen 1901/02 der Fund des berühmten Dioritblockes mit dem Codex Hammurabi gelungen war, war sich darüber klar, daß der Stoff des Griffels Holz gewesen sein müsse, obwohl er nichts von den Faserspuren erwähnt, wenn er auch die Form, die Zehnpfund gewählt hatte, für falsch hielt. Richtiger erschien ihm ein Holzstab, wie ihn Abbildung 6 zeigt, der an dem einen Ende dreikantig zugeschnitten ist, so daß sein Durchschnitt ein gleichschenkliges Dreieck ergibt, der aber am anderen Ende kreisrund geformt ist. Auf diese Weise schlug er gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: das dreieckige Ende seines Griffels — das mit der einen Kante eingedrückt wurde — mache die Keile, das andere runde die kreisförmigen Zahlenzeichen.

Abb. 6
Der Griffel de Morgans

Beide Vorgänger übertrifft der sehr scharfsinnige Messerschmidt. Er stellt fest, daß Zehnpfunds Griffel die Keile ungenau und de Morgans Rekonstruktion nur die Zeichen einer bestimmten Periode wiedergebe. Bei einer Untersuchung von Tontafeln aller Perioden, die er anstellte, merkte er, daß die Griffeleindrücke in bestimmten Perioden immer wieder andere waren, wie auf Abbildung 7 an einer Reihe senkrechter Keile in schematischer von ihm herrührender Zeichnung dargestellt ist. „Oben sind die Keileindrücke vorgeführt, wie sie in Vorderansicht dem Blick erscheinen, darunter sind sie in dem Durchschnitt durch a—b dargestellt, so daß die Größe des Winkels des Griffeleindrucks deutlich sichtbar wird.“[1]) Messerschmidt stellte also eine Entwicklung der Schrift fest von ganz schmalen Keilformen zu immer breiteren. „Dabei ergab sich nun das bemerkenswerte Resultat, daß der Griffel im Lauf der Jahrhunderte seine Form geändert hat, so daß es nicht möglich ist, mit einem einzigen Instrumente Keilschriftoriginale aller Zeiten nachzuahmen; ferner konnte ich feststellen, daß daneben im einzelnen auch noch persönliche Liebhabereien der Schreiber auf die Gestaltung der Griffelform Einfluß gehabt haben, Liebhabereien, wie sie heute an der Vorliebe des einen für spitze, des anderen für stumpfe Federn ein Analogon haben.“[2]) Manche

Abb. 7. Entwicklung der Keile (a—b), darunter die dazugehörigen Griffeleindrücke (I—V).

[1]) Messerschmidt a. a. O. S. 192 f.
[2]) Messerschmidt a. a. O. S. 192.

Digitized by Google

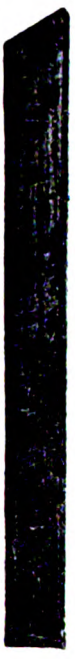


Abb. 8
Der Griffel Meſſerſchmidts.

Schreiber liebten es nämlich, den Griffel mehr oder weniger abzuſchrägen. Abbildung 8 zeigt den Griffel, wie ihn Meſſerſchmidt zu benutzen pflegte; die obere Schrägkante iſt hier ziemlich flach, ſie konnte alſo auch um vieles ſchräger abgeſchnitten werden. Wie er dazu kam, in Gemäßheit des Wortes kan Rohr und zwar Bambusrohr als Material zu benutzen, wie er dieſe Hypotheſe durch die ſcharfſinnigſten Beobachtungen ſtützt, was er über noch andere mögliche Griffelformen ſagt, das mag man in dem genannten Aufſatz ſelber nachleſen. Eigene Schreibverſuche Meſſerſchmidts zeigt Abbildung 9 (a. a. O. S. 380) und zwar in der oberſten Reihe neuaſſyriſche Schrift, in der zweiten neubabyloniſche und in der dritten von links nach rechts Schrift der Hammurabizeit, der Telloh- und der dieſer vorangehenden Periode. Der Raumerſparnis wegen iſt nur in der zweiten Reihe rechts von der Abſchrift das Original beigefügt, eine Tafel des Berliner Muſeums. Ein Unterſchied wird die Abſchriften freilich ſtets von den Originalen trennen, nämlich die Schärfe der Zeichen, die die Originale auf Grund ihrer langen Lagerung in der Erde natürlich nicht mehr in der Weiſe haben können.

Abb. 9 Von Meſſerſchmidt beſchriebene Tontäfelchen, in der 2. Reihe rechts ein Original.

Im ſelben Jahre wie Meſſerſchmidt 1906 veröffentlichte der Amerikaner Albert Clay in Philadelphia, ohne daß er von Meſſerſchmidt oder Meſſerſchmidt von ihm etwas wußte, ebenfalls Anſichten über den Griffel.[3]) Er hielt zwei Formen für richtig, eine mit viereckigem und eine mit abgeſchrägtem Ende; die viereckige ſei die urſprüngliche, die abgeſchrägte, die an Meſſerſchmidt erinnert, die ſpätere. Abbildung 10 (Clay S. 18) zeigt nebeneinander die Griffelform Zehnpfunds, die de Morgans und die beiden Rekonſtruktionen Clays. Die Beobachtung, daß eine große Zahl von Täfelchen die Keilſpitzen nach rechts geneigt aufwies, war ihm der Anlaß zu der Vermutung, daß dieſe Eigentümlichkeit durch den Gebrauch eines abgeſchrägten Griffels hervorgerufen ſei. Die hübſche Abbildung 11 (Clay S. 19), die alle Kritik dem Beſchauer überläßt, zeigt gruppiert um das

[3]) The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania Vol. XIV. Albert T. Clay: Documents from the temple archives of Nippur dated in the reigns of Cassite rulers. Philadelphia, University of Pennsylvania, 1906, S. 17—20, the stylus.

Digitized by Google

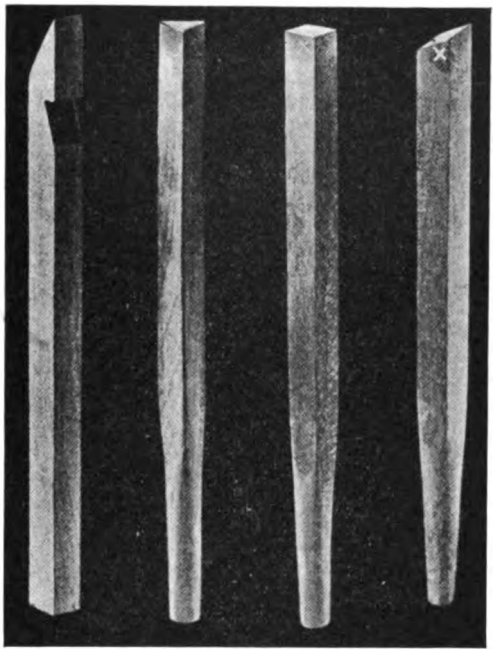


Abb. 10. Der Griffel Zehnpfunds, der de Morgans und die beiden Clays, einer mit viereckigem und einer (×) mit schrägem Ende.

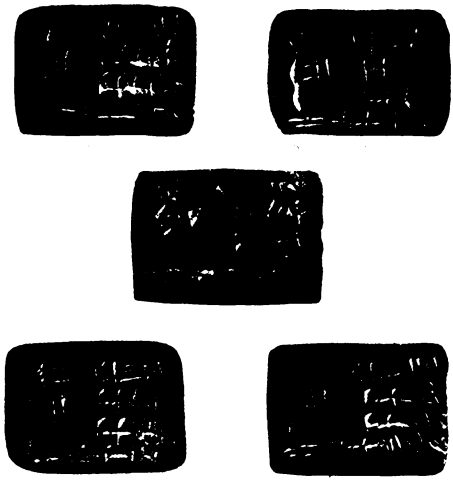


Abb. 11. Schrift mit den Griffeln Zehnpfunds, de Morgans und Clays, in der Mitte das Original.

Original vier Abschriften, die erste mit Zehnpfunds, die zweite mit de Morgans, die dritte mit Clays viereckigem und die vierte mit Clays schrägem Griffel beschrieben. Merkwürdig berührt Langdons Ansicht, daß sein angeblich echter Griffel alle die von Messerschmidt und Clay festgestellten Eigentümlichkeiten auch produziere, dann nämlich, wenn man ihn falsch halte.[1]) Trotz seinem Folgesatze, daß diese Eigentümlichkeiten den Handschriftgriffeln zu verdanken seien, bleibt die Annahme der falschen Griffelhaltung, die sich bei Schreibern doch kaum voraussetzen läßt, eine befremdliche.

Der gewichtigste Gegengrund gegen den beinernen Griffel Langdons scheint mir aber in dem einstimmig festgestellten Holzcharakter des genuinen Griffels zu liegen, zugleich die Erklärung dafür, daß uns davon eben keiner erhalten geblieben ist. Langdon fühlt das auch selbst; er schreibt[2]): „Der babylonische Gebrauchsgriffel war aus dem gewöhnlichen Schilfrohrstengel des Landes gemacht, wie wir das wissen aus dem Namen kan tuppi, Rohr des Täfelchens, und er ist eine sumerische Erfindung, wie wir das wissen aus seinem älteren Namen in dieser Sprache gi-dub-ba. In der Tat können Spuren der Rohrfaser in den Eindrücken auf vielen Tafeln ge-

[1]) Langdon, Excavations S. 97 Anmerkung 1: In fact the real stylus will produce any of the peculiarities of wedges noted by Messerschmidt and Clay, if it be hold in an intrue position. These peculiarities are really due to the styles of handwriting.

[2]) Excavations S. 97.

Digitized by Google

ſehen werden. Aber es iſt augenſcheinlich, daß der beinerne in Kiſch gefundene Griffel beſtimmt war, die Schrift dieſer Periode zu ſchreiben, und er wird die Zeichen der Keilſchrift in jeder Periode von Gudea bis zur perſiſchen Zeit ſchreiben. Aber er wird nicht die Keile der vorſargoniſchen Periode ſchreiben . . ." Langdon nimmt alſo doch wohl eine Entwicklung des Griffels vom Holz zum Bein an unter Beibehaltung des Ausdruckes kan Rohr, etwa wie bei uns aus der Gänſefeder die aus Stahl geworden iſt, ohne daß der urſprüngliche nicht mehr zutreffende Name Feder aufgegeben worden wäre, oder wie im Engliſchen das Wort write ritzen für Schreiben beibehalten wurde, obwohl man ſchon ſeit Jahrhunderten nicht mehr ritzt. Eine Griffelentwicklung vom Holz zum Bein iſt alſo an ſich durchaus denkbar und möglich. Aber das unwiderlegliche Zeugnis der vielen Täfelchen aus allen Perioden mit den Faſerabdrücken? Sie alle ſind doch beſtimmt nicht mit Bein geſchrieben? Oder ſollten Holzgriffel und Beingriffel neben einander in Gebrauch geweſen ſein?

Das iſt in großen Umriſſen dargeſtellt der gegenwärtige Stand des babyloniſchen Griffelproblems. Am Schluß ſteht ein Fragezeichen. Der Schleier iſt noch nicht gelüftet, das Problem bleibt Problem. Und ſo kann ich, wie ich meinen Bericht mit einem lateiniſchen Worte begann, ihn auch ebenſo ſchließen; die Frage: Wie ſah der babyloniſche Schreibgriffel aus? iſt auch heute noch nicht anders zu beantworten als mit dem Satze: Sub judice lis ist.

Digitized by Google

Die Bücher und Schriften von Albert Schramm.

Eine bibliographische Zusammenstellung von † Hans Albert Schramm.

Genau einen Monat vor dem 50. Geburtstag seines Vaters, am 5. Juli 1930, ertrank bei einem Bade in der Donau in der Nähe von Aggsbach Albert Schramms einziger Sohn, Hans Albert Schramm, 21 jährig, Wiener Studiosus der Kunstgeschichte, Herausgeber der Heiligen-Legenden in Einheitskurzschrift nach dem Erstdruck Günther Zainers von 1471/72. Er hatte die Bibliographie seines Vaters für diese Festschrift übernommen und so gut wie vollendet; seine Absicht, noch eine einleitende Übersicht dazu zu schreiben, hat er nicht mehr ausführen können.

1. Inaugural-Dissertation.

1904. Die palästinensischen Ortsnamen im Alten Testament. Inaugural-Dissertation, Tübingen. Leipzig 1904. 52 Seiten Oktav.

2. Stenographie.

a) Lehrmittel und Lesestoff.

1897. Zum 100jährigen Geburtstag von Kaiser Wilhelm I. In Stenographie übertragen. Maulbronn 1895. 32 Seiten Oktav.

1897. Deutsche Sagen. 1. Nach Gebrüder Grimm u. Uhland. In Gabelsbergerscher Stenographie. Blaubeuren 1897. 23 Seiten Oktav. — 2. Heldensagen. Blaubeuren 1899. 23 Seiten Oktav.

1899. Zehnpfennig-Bibliothek. 10 Bändchen in Gabelsbergerscher Stenographie. Tübingen 1899.

1905. Sammlung Göschen. Stenographie nach dem System von F. X. Gabelsberger. 1905. 141 Seiten Oktav. In mehreren Auflagen.

1906. ff. Bibliothèque Gabelsberger-Raußer. Association sténographique Gabelsberger-Raußer. I. 1906. 32 Seiten Oktav. II. 1906. 32 Seiten Oktav. III. 1906. 24 Seiten Oktav. IV. 1907. 32 Seiten Oktav. V. 1907. 24 Seiten Oktav. VI. 16 Seiten Oktav. VII. 1908. 32 Seiten Oktav.

1907. Bunte Blätter. (Zusammen mit Ernst Ahnert). 1907—1914.

1907. Sammlung Göschen. Die Redeschrift des Gabelsbergerschen Systems. 120 Seiten Oktav. 1907. In mehreren Auflagen.

1910. Diktat-Bibliothek. Diktatstoffe für Stenographen aller Systeme. 1910. 102 Seiten Oktav.

1910. Monatsschrift für Pflege der fremdsprachlichen Übertragungen des Gabelsbergerschen Systems. Französische Abteilung. 1910 ff.

1910. Esperanta Stenografio laŭ la sistemo de Gabelsberger. 18 Seiten Oktav. 1910.

1911. Internacia Stenografia Gazeto Gabelsberger. Jahrgang 1911 ff.

1912. Sténographie Française d'après le système Gabelsberger-Raußer. 24 Seiten Oktav. 1912. Sixième édition. 1929.

1913. Vademecum für Gabelsbergersche Stenographen. Kurzer Ratgeber für Vereinsvorstände, Unterrichtsleiter und Stenographie-Lehrer. 1913. 76 Seiten Klein-Oktav.

1926. Reichskurzschrift. Vollständige Darstellung der Reichskurzschrift für Schul- und Selbstunterricht. Reclams Universal-Bibliothek. 78 Seiten Oktav.

[1927]. Lesebuch in Reichskurzschrift. Reclams Universal-Bibliothek. 75 Seiten Klein-Oktav.

1930. Anleitung zum Gebrauch der Redeschrift der deutschen Einheitskurzschrift für bibliothekarische, buchhändlerische und buchgewerbliche Kurse. 46 Seiten Oktav.

b) Geschichte der Stenographie.

1902. Was die beiden Württembergischen Königlichen Bibliotheken von dem Abte Trithemius besitzen. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1902. Seite 43 ff, 75 ff).

1902. Zur Tiro-Literatur. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1902. Seite 132 ff, 149 ff, 171 ff, 259 f).

1903. Martin Crusius. Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1903. Seite 8 ff, S. 52 ff.

1903. Zur Geschichte der Stenographie in der alten Kirche. I. Origenes. 1903. 12 Seiten Oktav. II. Die drei großen Kappadozier. 1903. 12 Seiten Oktav.

1904. Die Tachygraphie und die Märtyrerakten. (Korrespondonzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1904. Seite 71).

1905. Bibliographische Notizen zu Trithemius und zu Leichtlen. (Korrespondenzblatt des Königl. Stenographischen Instituts zu Dresden. 1905. Seite 167 f).

Digitized by Google

1907. Steinerne Zeugen über die Stenographie im Altertum. (Bunte Blätter 1907, Seite 32—38).

1907. 50 Jahre ſtenographiſcher Statiſtik. (Bunte Blätter 1907, Seite 76—80).

1907. Die Stenographie in der ruſſiſchen Reichsduma. (Bunte Blätter 1907, Seite 160—164).

1907. Die Gabelsbergerſche Stenographie in Griechenland. (Bunte Blätter 1907, Seite 280—286).

1908. Der Spanheimer Benediktiner-Abt Johannes Trithemius. (Bunte Blätter 1908, Seite 33—36, Seite 75—77.) Johannes Trithemius. Ein Nachtrag. (Bunte Blätter 1908, Seite 279—280).

1908. Die Gabelsbergerſche Stenographie in Helſingfors. (Bunte Blätter 1908, Seite 197—200, 234—237).

1909. Ein Standbild für Johannes Trithemius. (Korreſpondenzblatt des Königl. Stenographiſchen Inſtituts in Dresden 1909, Seite 196 f).

1909. Die amtlichen Stenographen der deutſchen Parlamente. (Korreſpondenzblatt des Königl. Stenographiſchen Inſtituts in Dresden 1909, Seite 243 ff, 280 ff, 338 ff).

1909. Die Gabelsbergerſche Stenographie im Auslande. (Bunte Blätter 1909, Seite 194—199).

1909. Die Bibliothek des Königl. Stenographiſchen Landesamts in Dresden. (Bunte Blätter 1909, Seite 274—279, 314—317).

1910. Bilder aus der Geſchichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1910: Der erſte Stenographenverein der Welt. Seite 37 ff; Syſtemſtreitigkeiten zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Seite 74 ff; Thomas Shelton. Seite 118 ff; Francisco de Paula Marti. 438 ff, 474 ff).

1911. Bilder aus der Geſchichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1911: Thomas Gurney. Seite 76 ff; Hippolyte Prévoſt. Seite 194 ff; Ulrich Friedrich Kopp. Seite 274 ff).

1911. Diktiermaſchinen. (Korreſpondenzblatt des Königl. Stenographiſchen Inſtituts in Dresden 1911, Seite 309 ff)

1911. Der Parlograph. (Bunte Blätter 1911, Seite 434 ff, 474 ff).

1912. Mitteilungen aus der Bibliothek und Sammlung des Königl. Stenographiſchen Landesamts zu Dresden. (Korreſpondenzblatt des Königl. Stenographiſchen Landesamts 1912, Seite 317 ff).

1912. Bilder aus der Geſchichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1912: Edward Gauntlett, Seite 158 ff; 354 ff; 394 ff). Aulay Macaulay. Seite 434 ff).

1913. Bilder aus der Geſchichte der Stenographie. (Bunte Blätter 1913: William Addy. Seite 74 ff.)

1914. Die Stenographiſche Halle auf der Leipziger Weltausſtellung. (Bunte Blätter 1914, Seite 78 ff).

3. Eſperanto-Literatur.

1907. Lehrbuch der Internationalen Hilfsſprache „Eſperanto". 66 Seiten Oktav. 1907. 36.—37. Auflage 1926.

1907. Schlüſſel zum Lehrbuch der internationalen Hilfsſprache „Eſperanto". 28 Seiten Oktav. 14. Auflage 1922.

1908. Kongresa Gazeto. Kvara internacia Esperanto-Kongreso. Dresdeno 16—22 de Aŭgusto 1908.

1908. IV. Internacia Esperantista Kongreso. Dresden, 16an—22an de Aŭgusto 1908. Kongresa libro. 130 Seiten Oktav.

1908. Bericht über den IV. Internationalen Eſperanto-Kongreß. Dresden, 16.—22. Auguſt 1908. 80 Seiten Oktav.

1908. Germana Jarlibro Esperantista por 1908. 167 Seiten Oktav.

1908. La Bela Mondo. Dresden 1908/09. Illuſtrierte Zeitſchrift in Eſperanto.

1908/09. Sächſiſches Eſperanto-Inſtitut zu Dresden. Bericht über das Jahr 1908/09. 16 Seiten Oktav. Bericht über das Jahr 1909/10. 16 Seiten Oktav. Bericht über die Jahre 1911/12 und 1912/13. 12 Seiten Oktav.

1909. Univerſo. Internacia Revuo por la Belo. 1909 ff.

1909. Fortbildungsbuch für den Eſperanto-Unterricht. 1909. 3. Auflage 1921. 59 Seiten Oktav.

1910. Rund um die Welt. Eine Zeitſchrift für Eſperantiſten und ſolche, die es werden wollen. Zuſammen 1910—1911 mit Prof. Dr. Lederer, nach deſſen Tode allein 1912 ff.

1910. Was muß jede Eſperanto-Gruppe in ihrer Bibliothek beſitzen? (Rund um die Welt. 1910. Seite 5—7, 26-27).

1910. Verbreitung des Eſperanto in Deutſchland. Statiſtiſche Nachrichten. (Rund um die Welt. 1910. Seite 15—17).

1910. Winke für den Eſperanto-Unterricht. (Rund um die Welt. 1910 ff).

Digitized by Google

1911. Internacia Stenografia Gazeto Gabelsberger. 1911 ff.

1911. Siegfried Lederer †. (Univerſo. II. Seite 289 ff).

4. Literatur zur Schrift- und Buchkunde.

1914. Archiv für Schriftkunde. Jahrgang I. Leipzig, Köhler, 1914/18.

1916. Das Buchgewerbe in den deutſchen Muſeen. 1. Kgl. Landesgewerbemuſeum Stuttgart. (Archiv für Buchgewerbe 1916. Seite 289 ff); 2. Germaniſches Muſeum zu Nürnberg 1917. Seite 81 ff.

1917. Archiv für Buchgewerbe. Schriftleitung 1917.

1907. Kaiſer Maximilian und das Buch. (Archiv für Buchgewerbe 1907, 250 ff).

1918 ff. Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Buchweſen und Schrifttum. Leipzig 1918 ff.

1918. Feodorowſche Drucke. (Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Buchweſen und Schriftum. Leipzig 1918. Seite 39—41).

1918. Altſlaviſche Drucke in der Bücherei der Moskauer Synodaldruckerei. (Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Buchweſen und Schrifttum. 1918. Seite 128—132).

1919. Liebesgaben deutſcher Hochſchulen für ihre im Felde ſtehenden Studierenden. (Mitteilungen des Verbandes Deutſcher Kriegsſammlungen. 1919. Nummer 1, Seite 12 ff).

1919. Buchdrucker- und Buchhändlerſignete. „Das Plakat". November 1919. Seite 401—412.

1920 ff. Der Bilderſchmuck der Frühdrucke. Bd. 1: Die Drucke von Albrecht Pfiſter in Bamberg. Bd. 2: Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Bd. 3: Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Bd. 4: Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. Bd. 5: Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. Bd. 6: Die Drucke von Konrad Dinckmut in Ulm. Bd. 7: Die Drucke von Lienhart Holle, Johann Reger, Johann Schäffler und Hans Hauſer in Ulm. Bd. 8: Die Kölner Drucker. Bd. 9: Die Drucker in Eßlingen, Urach, Stuttgart, Reutlingen, Tübingen, Blaubeuren. Bd. 10: Die Drucker in Lübeck 1: Die beiden Brüder Brandis. Bd. 11: Die Drucker in Lübeck 2: Steffen Arndes. Bd. 12: Die Drucker in Lübeck: Gothan; Mohnkopfdrucke. Die Drucker in Magdeburg. Bd. 13: Die Leipziger Drucker. Bd. 14: Die Mainzer Drucker. (Das geſamte Werk iſt auf 28 Bände berechnet).

1922. Schreib- und Buchweſen einſt und jetzt. Leipzig. Quelle & Mayer. 45 Seiten und 96 Tafeln Oktav.

1922. Die illuſtrierten Bibeln der deutſchen Inkunabel-Drucker. Leipzig 1922. 24 Seiten Quart.

1922. Auslegung des Lebens Jeſu Chriſti. Eine Holzſchnittfolge aus dem 15. Jahrhundert. Inſel-Bücherei Nr. 350. 1922. 64 Seiten Oktav.

1922 ff. Berühmte Buchdrucker. Die Zeugkiſte. I. Günther Zainer. 1922. 8 Seiten Oktav. II. Anton Koberger. 1923. 8 Seiten Oktav. III. Heinrich Quentell. 1924/25. 5 Seiten Oktav. IV. Aldus Manutius. 1926 10 Seiten Oktav.

1923. Die Holzſchnitt-Initiale der Inkunabel-Zeit. Het Tarief. In holländiſcher Sprache.

1923. Die 42zeilige Bibel Gutenbergs. Das Inſelſchiff. 4. Jahrgang. 1923. Seite 59 ff.

1923. Die Illuſtration der Lutherbibel. 1923. Feſtſchrift zum Lutheriſchen Weltkonvent. Eiſenach, Auguſt 1923. 43 Seiten und 284 Tafeln Quart.

1923. Victor Gardthauſen zum 80. Geburtstag. (Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Buchweſen und Schrifttum. 1923. Seite 41—47).

1924. Zeitſchrift für Buchkunde. Leipig 1924 und 1925.

1924. Vom ruſſiſchen Buch. (Zeitſchrift für Buchkunde. 1924. Seite 160 ff).

1924. Karl W. Hierſemann. Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel 1924.

1924. Günther Zainer, Augsburgs erſter Drucker. Sonderdruck aus: „Werden und Wirken", Feſtſchrift für Karl W. Hierſemann zum 70. Geburtstag und 40jährigen Beſtehen ſeiner Firma.

1924. Taſchenbuch für Exlibris-Sammler. Mit Original-Beiträgen erſter Künſtler. 1924. 68 Seiten Oktav.

1925. Deutſchlands Verlagsbuchhandel. Leipzig 1925. XV, 541 Seiten Oktav.

1925. Deutſchlands Verlagsbuchhandel. (Zeitſchrift für Buchkunde. 1925. Seite 75 ff).

1925. Bucheinbände aller Zeiten und Völker. Feſtgabe zur 100jähr. Feier des Börſenvereins der Deutſchen Buchhändler der Leipziger Buchbinderei A.-G., vormals Guſtav Fritzſche. 11 Seiten und 22 Tafeln Oktav.

1925 ff. Taſchenbuch f. Bücherfreunde (Bücherſammler). 1. Jahrgang. 1925. 195 Seiten Oktav. 2. Jahrgang. 1927. 221 Seiten Oktav. 3. Jahrgang. 1928. 224 Seiten Oktav.

Digitized by Google

1927 ff. Archiv für Schreib- und Buchwesen. 1927 ff. Sonderhefte. 1 ff.

1928. Konrad Fyner, Eßlingens erster Buchdrucker. Eßlinger Zeitung.

1929. Der Wert alter Bibeln. (Deutsche Presse-Korrespondenz. Hannover 1929).

1929. Götter und Göttinnen des Schreib- und Buchwesens. (Papierzeitung 63/1929. Seite 1962 ff).

5. Bugra.

Den zahlreichen Veröffentlichungen über die „Bugra" ist nicht nachzukommen, da sie weithin zerstreut und auch meist ohne Namen veröffentlicht sind. Es werden deshalb hier nur die Beiträge der sogenannten „Bugrahefte" des „Archiv für Buchgewerbe" genannt.

1914. Das Schrift- und Buchwesen der Mittelmeerkulturen. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 27—30).

1914. Internationale Stenographie-Ausstellung (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 254—256).

1914. Die Ausstellung der deutschen Kolonien. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 140—143).

1914. Die Hausbibliothek des Kaisers auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 351—352).

1915. Das Esperanto-Haus auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 143—145).

1915. Das russische Haus auf der Bugra. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 175—178).

6. Museumsveröffentlichungen.

1913. Berichte aus dem Deutschen Buchgewerbe- und Schrift-Museum. (Archiv für Buchgewerbe. 1913. Seite 224 ff. Seite 257 ff usw).

1914. Siegel und Reklamemarken. (Berichte aus dem deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseum. 1914. Seite 88 ff).

1914. Ausstellungen:

Emil Pirchan. März/April 1914. Ernst Busch, Alfons Schneider. Oktober/November 1914.

1915. Deutsches Kulturmuseum zu Leipzig. Ausstellung: Heinrich Jost - München. 16 Seiten Oktav.

1915. Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum, sein jetziger Stand, sein Zweck und Ziel. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 230—234, 260—263, 311 bis 314, 356—358).

1915. Deutsches Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig. Kurzer Führer durch die Museumsräume. Leipzig 1915. 24 und 32 Seiten Oktav.

1915/16. Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig und die Bücherfreunde. Zeitschrift für Bücherfreunde. 1915/16 II. Seite 169—176.

1916. Der Umzug des Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseums. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 205 ff).

1916. Das Deutsche Buchgewerbemuseum auf den deutschen Kriegsausstellungen. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 207 f).

1917. Deutsches Museum für Buchwesen und Schrifttum. (Archiv für Buchgewerbe. 1917. Seite 111 f).

1918. Das Deutsche Kulturmuseum zu Leipzig. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. 1918. Seite 90—93).

1918. Deutsches Museum für Buch und Schrift zu Leipzig. Tätigkeitsberichte. 1918/19 ff.

1921. Die Schoppmeyersche Miniaturensammlung im Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig. (Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. Leipzig 1921. Seite 11-15).

1923. Kurzer Führer durch die Räume des Deutschen Buchmuseums. 1923. 21 Seiten und 24 Tafeln Oktav.

1923. Ausstellung von Buch- und Steindruckarbeiten aus den Königlichen Buch- und Steindruckereien A.-G., vormals Corns. Immig & Zoon, Rotterdam. Januar 1923. 16 Seiten Oktav.

1924. Berichte über die Ausstellung polnischer Bücher und Holzschnitte im Buchmuseum zu Leipzig. (Zeitschrift für Buchkunde. 1924. Seite 134 f).

1925. Das Deutsche Buchmuseum zu Leipzig 1885—1925. Leipzig 1925. 102 Seiten Quart.

1925 Kataloge des Deutschen Buchmuseums zu Leipzig. Die Inkunabeln. 1925. 79 Seiten Quart.

1925. Die Becherssammlung im Deutschen Buchmuseum zu Leipzig. Monatsblätter für Bucheinbände und Handbindekunst, Hauszeitschrift der Firma Hübel & Denck in Leipzig. 1925. Seite 9 ff.

7. Neudrucke.

1920. Tuberinus, De Simone puero. Augsburg, Günther Zainer. ca. 1475. September 1920. 20 Seiten Oktav.

Digitized by Google

1922. Der doten dantz mit figuren clage vnd antwort schon von allen staten der werlt. (Knoblochtzer, Heidelberg).

1924. Der Ackermann von Böhmen. Druck von Konrad Fyner, Eßlingen. 1474. Bresma-Druck. 5. Dezember 1924.

1925. Brief des Grafen Eberhard von Württemberg an Herzog Siegmund von Österreich, betreffend die obere Herrschaft Hohenburg vom 18. Oktober 1476.

1925. Kunihigashi Jibei, Kamisuki Choko-ki (Bequemstes Handbuch für Papierherstellung. Naniwa 1798). Reproduktion Leipzig 1925.

1926. Donat-Fragment im Buchmuseum zu Leipzig. 6 Seiten Oktav.

8. Kriegs-Literatur.

1914. Erste deutsche Kriegsausstellung. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 277—279).

1916. Die Heimatpost. Wochenschrift fürs Feld. Leipzig 1916. Breitkopf & Härtel.

1917. Deutsche Kriegszeitungen. Sonderheft des Archiv für Buchgewerbe. 1917. 56 Seiten Quart.

1918. Deutsches Notgeld 1914—19. I. Kleingeldersatz 1914—18. 150 Seiten Quart. II. 1919 ff.

1918. Kriegs-Notgeld. (Bunte Blätter. 1918. Seite 305—314).

1919 ff. Verband deutscher Kriegssammlungen. Mitteilungen. Zusammen mit Dr. Hans Sachs-Berlin.

9. Bibliothekarische Fragen.

1915 ff. Deutsche Bibliothekarschule zu Leipzig. Bericht über den ersten Kursus für mittlere Beamte 1915—1917. 37 Seiten Oktav.

— Bericht über den zweiten Kursus 1917/19. 24 Seiten Oktav.

— Bericht über den dritten Kursus 1919/21. 29 Seiten Oktav.

- 10 Jahre Deutsche Bibliothekarschule 1915—1925. 8 Seiten Oktav.

1916. Das erste Semester der Deutschen Bibliotheks- u. Museumsbeamtenschule. (Archiv für Buchgewerbe. 1916. 40 f). Das 2. Semester 1916. 208 ff).

1919. Einige Worte über die Ausbildung der Bibliothekare. Korrespendenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 1919. Seite 1—5.

1924. Die Buchkunde an den deutschen Universitäten. Anregungen auf Grund einer Rundfrage. (Zeitschrift für Buchkunde. 1924. Seite 1 ff).

10. Bibliographie und Sammlungswesen.

1904 ff. Jahrbuch der Schule Gabelsberger. Literatur der Schule Gabelsbergers von 1904—1913.

1905. Handbuch der Stenographischen Literatur. II. Band. Die deutsche stenographische Lehrmittel-Literatur. Wolfenbüttel 1905 ff.

1911. Bibliografio. Katalogo de la biblioteko (1888—1911) de Georg Davidov-Saratov. 1911. 130 Seiten Oktav.

1915. Bugra-Bibliographie. (Archiv für Buchgewerbe. 1915. Seite 183—191).

1926. Pantheon. Internationales Adreßbuch der Kunst- und Antiquitäten-Sammler und -Händler, Bibliotheken, Archive, Museen, Kunst-, Altertums- und Geschichtsvereine, Bücherliebhaber, Numismatiker. Ein Handbuch für das Sammelwesen der ganzen Welt. 1926. 472 Seiten Oktav.

1927 ff. Jahrbuch der Deutschen Museen. Wolfenbüttel 1927. 259 Seiten.

— — 2. Jahrgang. Wolfenbüttel 1929. 357 Seiten.

— — 3. Jahrgang. Wolfenbüttel 1930. 404 Seiten.

1929 ff. Museumskunde. Vierteljahrsschrift für Verwaltung und Technik privater und öffentlicher Sammlungen. Amtliches Organ des Deutschen Museumsbundes. Literatur.

11. Blinden-Literatur.

1909. Blindenschrift und Blindenkurzschrift. (Bunte Blätter. 1909. Seite 34—39).

1914. Blindenschrift u. Blindendruck. (Archiv für Buchgewerbe. 1914. Seite 309—311).

1917. Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. 1917. 16 Seiten Oktav.

1919. Aus der Praxis für die Praxis. Berichte der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig. Leipzig 1919 ff.

Digitized by Google

Bisher erschienene

Sonderhefte des Archivs für Schreib- und Buchwesen.

Heft 1 **Nickel Schmidt** (Nicolaus Faber) und **Michael Blum,** zwei Leipziger Drucker aus der Reformationszeit. Von Dr. Heinrich **Jentsch.** 48 Seiten Oktav, mit 8 Tafeln Illustrationen. Preis brosch. 5.— RM.

Heft 2 Der heutige Bestand der Welt an **Gutenbergbibeln** mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden. Von Dr. Rudolf **Stöwesand.** 28 Seiten Oktav, mit 23 Illustrationen. Preis brosch. 2.— RM.

Heft 3 Die Illustration des Lebens Jesu in den deutschen Frühdrucken (ca. 1460 is 1500). Von Dr. Johannes **Beer.** VIII u. 102 Seiten Oktav. Preis 6.— RM.

Heckners Verlag (Inh. Dr. h. c. Wessel)
Wolfenbüttel (Deutschland)

Digitized by Google

In unserem Verlage ist erschienen:

Jahrbuch der Deutschen Museen

Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig

3. Jahrgang 1930

404 Seiten 8° Preis: kart. RM 7.50

Der nunmehr vorliegende dritte Jahrgang ist wiederum bedeutend vermehrt worden. Es bringt jetzt die Anschriften und näheren Angaben von insgesamt 1600 deutschen Museen und 500 Museumsbeamten. Dazu kommen noch die Angaben über eine beträchtliche Anzahl deutsch-österreichischer Museen, die auf Wunsch fortan mit Aufnahme finden sollen und hoffentlich in künftigen Jahrgängen noch bedeutend erweitert werden können. Der Anhang behandelt die Verbände deutscher Museen und eine internationale Bibliographie des Museums- und Ausstellungswesens.

Heckners Verlag (Inh. Dr. h. c. Wessel)
Wolfenbüttel
Postscheckkonto: Hannover Nr. 7549

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LIBRARY SCHOOL LIBRARY

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LD 21–40*m*-1,'68
(H7452s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google